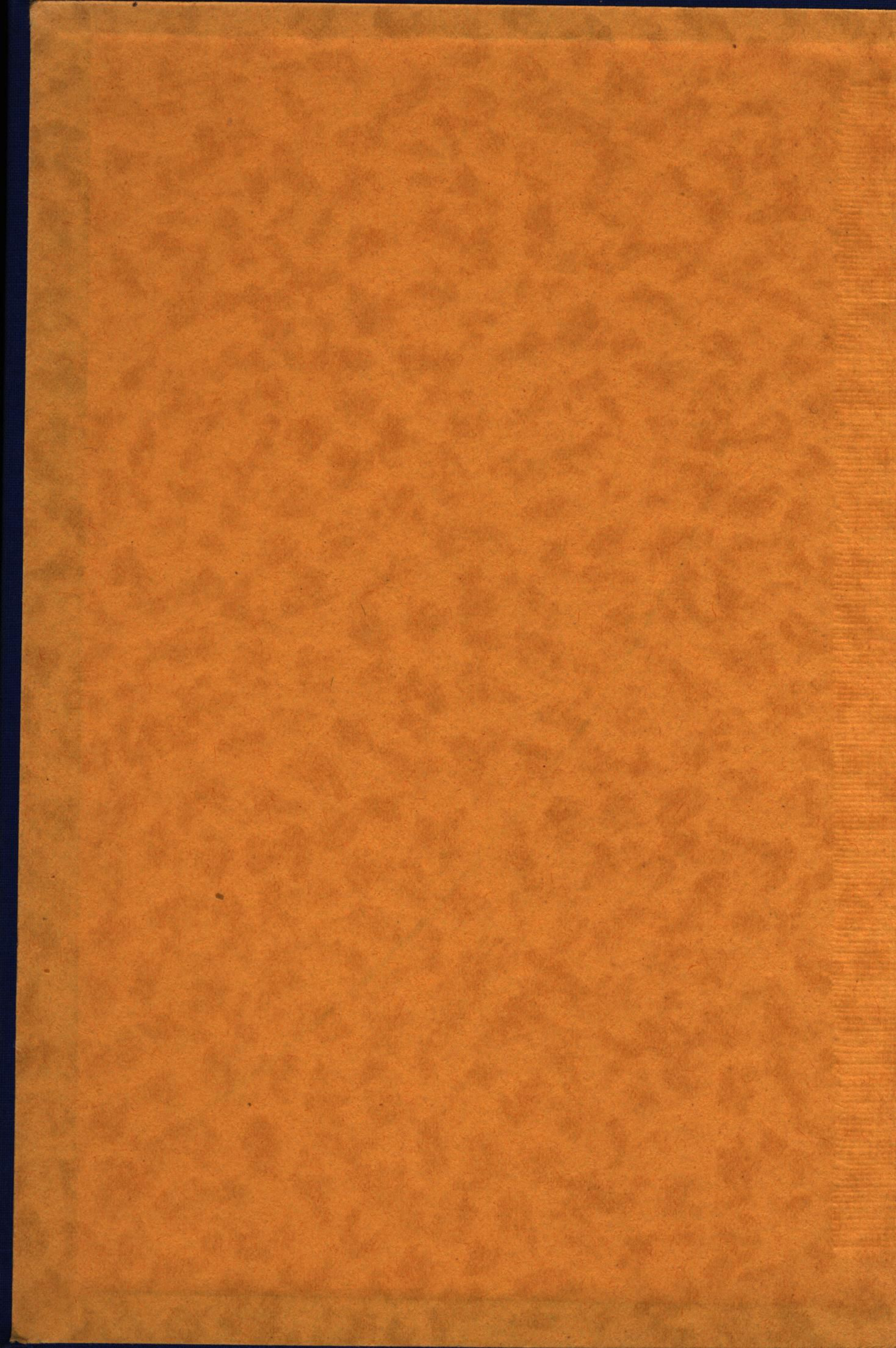
Salburg

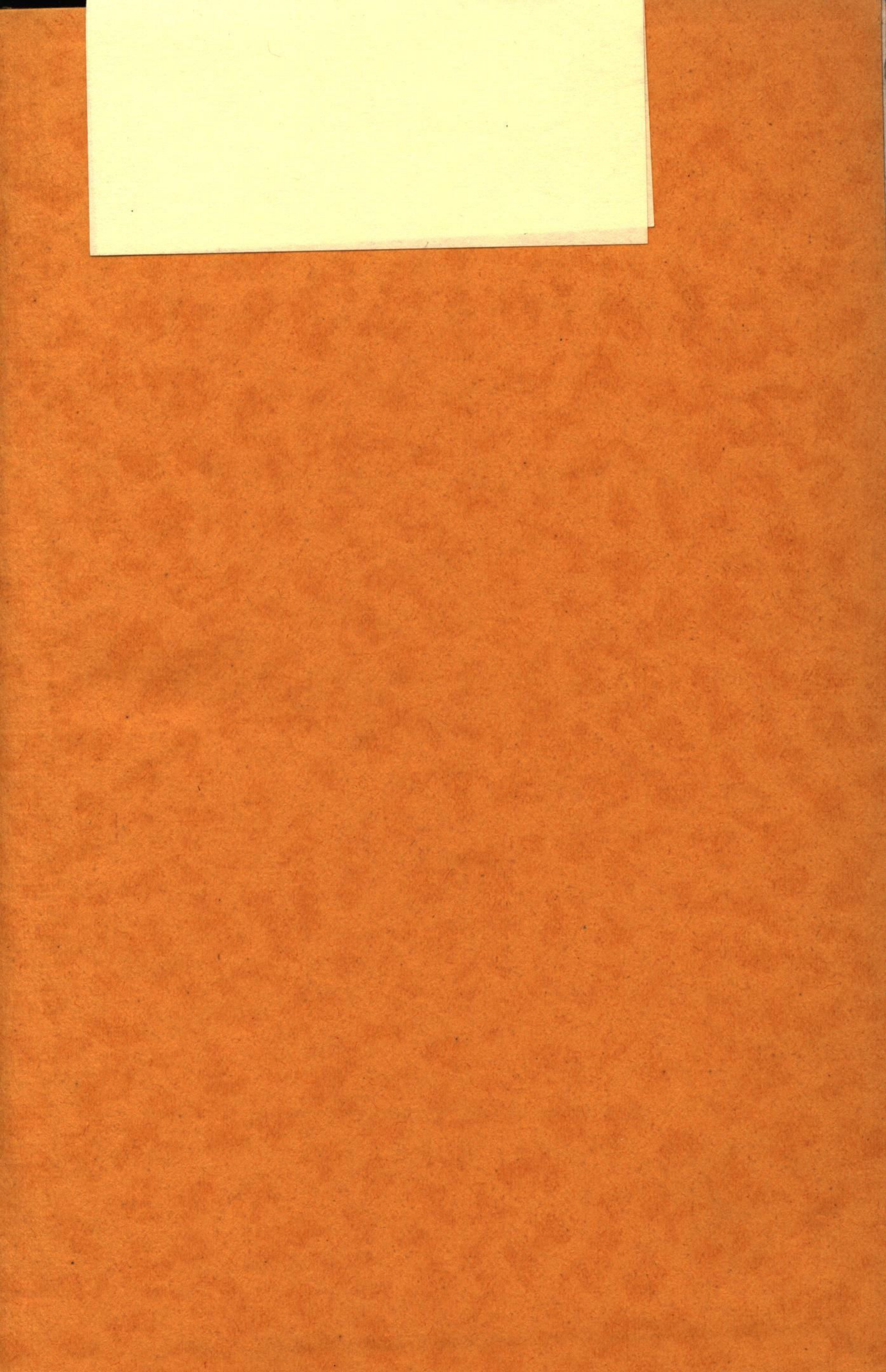
Hoch-finanz

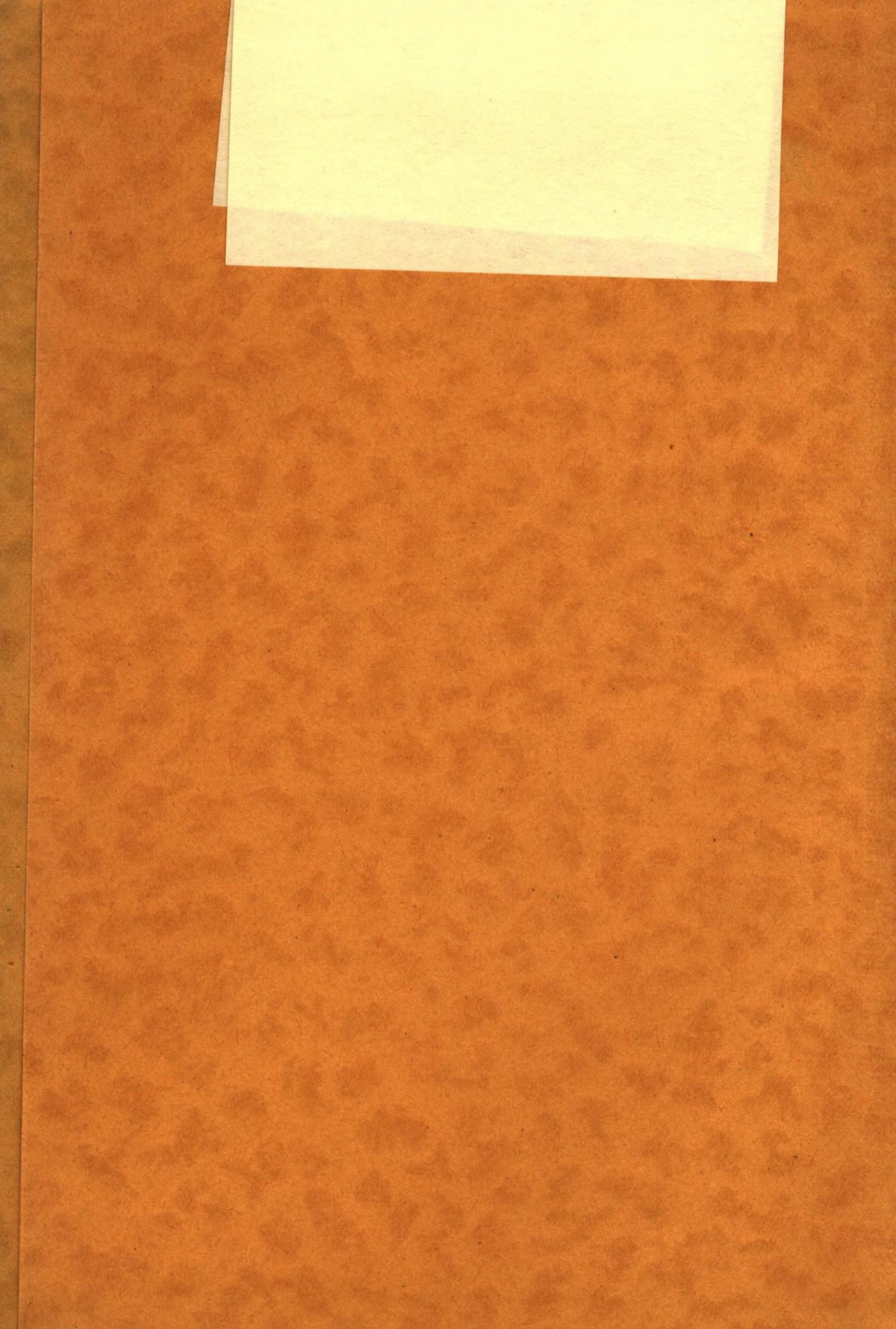
Edith Gräfin Salburg

Hochfinanz

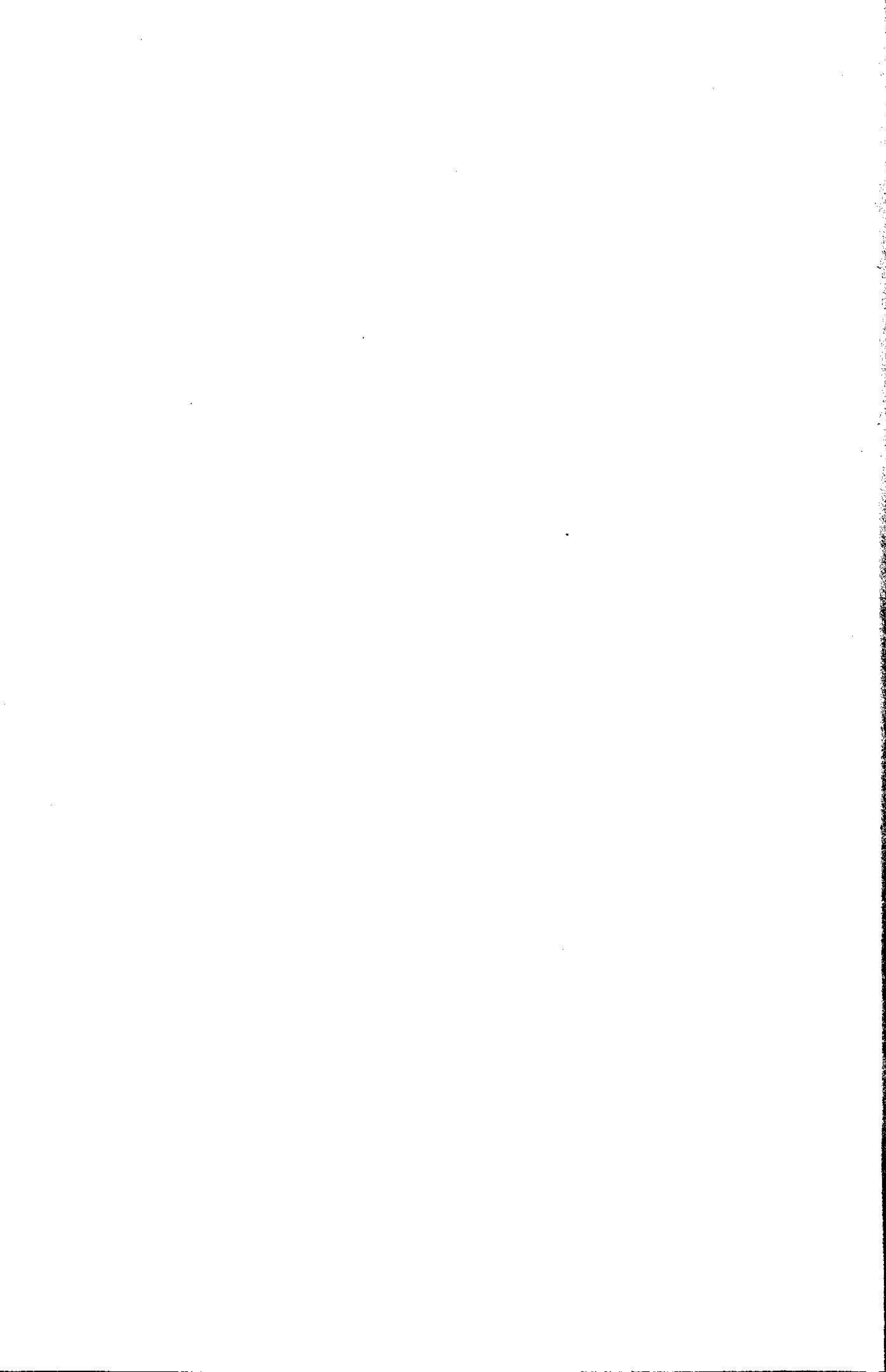
Roman











Hochfinanz

(Psyche des Geldes)

Das Buch eines Gewissens

Roman von

Edith Gräfin Salburg

17. bis 19. Tausend

1 9 2 6

Hammer-Verlag, Th. Fritsch, Leipzig

Erstes Buch.

1.

Der Hoteldirektor beruhigte und komplimentierte, als ob er ein Nervenarzt von Beruf sei, der ältliche Portier mit dem undurchdringlichen Weltmannsantlitz und den alles begreifenden, bei einer gewissen Trinkgelderhöhe alles verzeihenden Spitzbubenaugen hatte ein reserviertes Lächeln der Teilnahme mit Vorbehalt; der feine Oberkellner mit der Eleganz eines französischen Herzogs und der Sportfigur eines Engländers aus den guten Klubs blickte über das Ankunftstoben im Portal hinweg, in den Pupillen glasige Blasiertheit. Die hübschen Saaltöchter, hier Teefräuleins genannt, standen am Eingang der Salons zusammengedrängt und lauschten; sie waren meist ätherisch schlanke, blutarme Geschöpfchen, in schwarzen Kleidern, zierlich mit koketten Schleifen frisiert. Hinter ihnen sah man, in der sinkenden Dämmerung des Vorfrühjahrsabends, die weißen, goldlackierten Gesellschaftsräume des Hotels allerersten Ranges — so kündigte sich das Hotel Brunnen immer an — aufflammen in einer grellen Verschwendung elektrischen Lichtes, das aus Glaskronen mit den bunt abgetönten Kelchen mythenhafter Früchte und Blumen auf weiße, golddurchwirkte Atlasmöbel und Smyrnateppiche niedertroff. Zwischen den kleinen Tischchen für alle Welt, die genug fein angetan kam und zehn Mark für eine Tasse Tee mit Kuchenbröckchen

anlegen wollte, standen, kostbar gedeckt, die reservierten Tafeln der Millionäre und Stammgäste mit ihren eigenen, fahrbaren Tee-Equipagen, dem Service in Gold und Emaille, dem Luxus der Tischwäsche aus echten, inkrustierten Spitzen, märchenhaften Handarbeiten armer Mädchenhände und früherblindender Frauenaugen. Darauf künstlerische Aufsätze, gefüllt mit Süßigkeiten, Bonbons in Prunkhüllen, und Manschetten aus Seide und Gold, exotisches Obst, Terrinen mit Delikatessen, eisgekühlte Drinks, aus seltenen Schnäpsen und Champagner zusammengemischt. Und Blumen, die märchenhaften Blumen der Tropen, aus Glashäusern, in denen tausende von Zentnern Kohle Tag und Nacht künstliches Leben erzeugen mußten.

Ein Kellner ging trägen Schritts zwischen den dichtgedrängten Tischchen herum, steckte Karten auf und befehligte in dem brutalen Ton der Geknechteten, die es zu einer Viertelstunde Macht gebracht haben, ein paar Burschen und Mädchen.

„Die Schlagsahne für Mistreß Oveldopp!“ rief er laut.

„Der Kakao mit Nährmehl für den Schoßhund der Frau von Clairlander! Der weiße Pudel von der Meyerlein, der sauft doch pures Obers, Sie Trottel. In der blauen Sevresschale, auf der in Gold steht: ‚Du mein alles‘, wissen Sie das noch immer nicht? Und hierher für die Gräfin Spesser bloß zwei Tassen, die hat doch immer bloß 'n tête-a-tête, nicht?“

Dann plötzlich donnernd in das allgemeine Grinsen, das sich halb frech, halb diskret um die Lippen schlich:

„Zwei Rückenkissen und 'n ordentliches Fußbänkchen für den Herrn von Meysheim!“

„Natürlich, seine vielerlebten Gliedmaßen gehen doch sonst in die Brüche, trotz Korsett und dem Johann", sagte ein kleines freches Ding mit gewitztem Ausdruck.

„Maul halten! Hier sitzen die Weininger. Freiherr von Weininger." Alles schwieg mit Respekt.

„So, und in die zugigen Ecken man die notleidenden Minderbemittelten, die nicht über zweihunderttausend Mark pro Kopf nachweisen können. Die sollen sich immer noch 'n Wind ein bißchen um die Neese wehen lassen, bis sie höher oben sind. Und die großen Unbekannten von draußen aus der Stadt, Etagenbewohner, kleine Leute mit mäßigen Renten, die sich da herein riskieren, um den Tiptops was abzugucken. Immer hübsch kurz und von obenherab mit denen, comprenez? Für sie Tee, der schon dreimal aufjebrüht ist, und die kleinen Kuchen von vorgestern, die, wo stehengeblieben sind, mit die halbfaulen Sauerkirschen mittenmang. Sie muckschen ja doch nicht auf hier, diese braven Leute in den Vierzig-Mark-Blusen, damit sie nur da sein dürfen. — Pikkolo, du unheilbares Hornvieh, hier will der Graf zu Lohe sitzen."

„Der Dekorierte?"

„Jawohl, damit er die kleene Habermann im Auge behält, denn die Leutnants sind damisch um den Goldkäfer herum und das irritiert ihn. So, hierher die Blassenstein mit Muttern und Suite. Frauenzimmer, was wollen denn Sie da, Teufel noch einmal! Sapristi, Dreckbande verfluchte, wollt ihr mir wohl den Teppich nicht versauen! Was soll's? Schert euch auf euren Misthaufen, schert euch augenblicklich!"

Zwei junge Mädels standen im Eingang, die eine sechzehn, die andere etwa achtzehn Jahre alt, schmalbrüstig,

mit schlechter Haltung und mit ungesunder Gesichtsfarbe. Die Jüngere im dünnen Tuch, Halbschuhen und leichtem Rock, zwei schwere Pappschachteln neben sich, die andere im Küchenanzug, ein hübsches Ding, aber erschöpft, mit hochroten, gesprungenen Händen.

„Ich bin doch die Lenl von unten", sagte sie.

„Der Küchentrampel! Was läßt Sie sich da blicken? Will Sie rausfliegen?"

„Ach, 's ist doch bloß, ach, Herr Ferdinand, ich denke doch nur, die Baronin ist angekommen und mit ihr die Leni, Helene, meine Schwester, wo doch der gnädigen Baronin Bensberg ihre Jungfer ist."

„Die machen noch Radau im Vestibül wegen der Zimmer, 's ist doch allemal so. Und dann kriegt erst die Jungfer ihren Krach, also kommen Sie da noch lange nicht vor. Verziehen Sie sich, ehe der Herr Direktor Ihresgleichen hier sieht."

„Aber, Herr Ferdinand, abends kann ich dann doch kein Augenblickchen nicht fort. Bei der Arbeit in die Küch', und wo die Liesl auch davongelaufen ist und die Grete marode liegt. Die ganze Abwasch kommt da auf mich."

„Ab!"

Das blasse Mädchen verschwand.

„Na und du, Marjell?"

„Die Spitzenblusen für die Madame Corjers, dreihundert Mark die Piece. Das Jeschäft nimmt se doch nicht retour. Sie sind doch nu mal getragen worden."

„Auf Probe, natürlich."

„Das darf aber doch nicht sind, ach Jott!"

„Das ist nu eben 'ne Eigenheit von so 'ne Damens, mein jutestes Kind. Das haben die so an sich. Und

nu verschwinde", sprach Herr Ferdinand mit undurchdringlichem Gesicht.

„Och Gottegott, wohin denn bloß! Hinauf zur Madame hab' ich keene Traute nich, sie brüllt so mit unsereins und ihre Jungfer pufft."

„Na, das bist du ja so jewöhnt, mein Schnuteken."

„Und ins Jeschäft zurück zu dem Herrn Bernheimer darf ich doch auch nich, hat er jesagt, ehe die getragenen Blusen nicht bezahlt sind, jawohl. Ich hab' noch kein Mittag jehabt und mir friert ja erbärmlich. Kann ich denn dafür, ach Jott!"

„Das wirste wohl, weilste eben in so 'ner Branche jeboren bist. Und nu dalli! Fort mit dir!"

Die Kleine verkroch sich hinter einer Säule des Lifts mit ihren Schachteln und blieb da hocken. Eben war der Betrieb sehr groß. Die tägliche internationale Teestunde stand bevor, Fremde waren angekommen, Wagen fuhren vor. Eine schwere Luft, gefüllt mit den Dünsten von nassem Asphalt, Parfüms, Leder und welken Blumen, quoll in die Halle herein, über deren Teppich schon Seidenröcke hinknisterten, Sporen leise klirrten. Der Aufzug ging unaufhörlich. Im Eingang beruhigte noch immer der kleine, schlanke Hoteldirektor in väterlicher Geduld die Baronin Bensberg, welche aus Berlin eingetroffen war und, mit einer Entrüstung und Hinfälligkeitsohnmacht kämpfend, dabei den Weg versperrend, in einem eilig herangerückten Klubsessel lag, empört in drei Sprachen redete, während ihr winziger Tausendmark-Wachtelhund kläffte, die Jungfer schlotternd dastand und alles sich neugierig nach dem Auftritt umsah. Das war ja auch wohl der Zweck.

„Comment? vous dites? Man hat mir meine Zimmer nicht aufgehoben. Mein Buenretiro, mon asyl, my little corner. Ah, mais c'est! Haarsträubend nenne ich das. Ne dites rien! Leni, man hat mir meine, meine Zimmer nicht aufgehoben, nachdem ich schon sechsmal da gewohnt habe, man gibt mir ein anderes Gelaß. Mir! Oh mais c'est d'un brutal! Ich bin starr! Ma branche, mein kleiner Zweig, auf dem ich pauvre petit oiseau gesessen habe. Was wimmerst du, Minette! Ach, geben Sie mir das Tierchen her, Leni, es empfindet mit mir. Nicht Sie, Direktor! Siete un nomo crudello, Minette würde vor Ihnen zurückschaudern. Sehen Sie, sie tut's! Ach, meine Zimmer, mein Turm. Ich sah da ein Stückchen Himmel und Mond, cela m'inspirait toujours. Aber was weiß davon diese Welt."

„Aber gnädigste Frau, die Zimmer dreizehn und achtzehn sind beide zur Auswahl da und hervorragend gut. Groß, schön!"

„Dreizehn! Le Numero treize! ne m'en parlez pas! Leni! Er verlangt, daß ich in dreizehn wohne. Aber er bringt mich ja um, der Mann, er trachtet nach meinem armen Leben."

„Madame! O Madame! Hundertneunundachtzig ist auch frei, für Sie zu gleichem Preis, prachtvoller Raum."

„Da hat einer Influenza gehabt, als ich vor drei Monaten hier war. Ein ganz gewöhnlicher Mensch, und wie er hustete! Mais il veut donc vraiment ma mort, dieser Direktor."

„Wenn Madame achtzehn bloß ansehen wollte. Neu montiert. Nebenan hat der Prinz von Nassau logiert.

Vis-a-vis die Carmi, die Filmkönigin. Jetzt wohnt da ein Graf."

„Ein Graf? Wie heißt er?"

Der Direktor dachte nach. „Ein Italiener ist es, Pozzo — ja, Pozzo di Baldo, ducca die Caropolvogo aus Lugano."

„Ah! — schön also, va pour achtzehn. Ach ich armes Opfer, ich Märtyrerin! Und wer, wer hat meine Zimmer?"

„Frau Wepel-Gerhardi mit Suite." Der Direktor sagte es ehrfurchtsvoll.

„Die Nährpräparatin?"

„Jawohl. Schon seit drei Wochen. Madame hält ordentlich Hof."

„Sind die Berges schon da?"

„Sind da. Nummer neun, zehn, elf, zwölf und so weiter. Große Aufmachung. Glänzend, Madame, glänzend."

„Na, sie lassen's sich auch was kosten", sagte die kleine Baronin schrill. Sie war plötzlich gar nicht mehr ohnmächtig, saß kerzengerade da und blickte so frisch und glitzernd um sich, wie ein kerngesundes Raubtierchen, das Beute wittert. Sie war kurz, etwas breit geraten und untersetzt, die Baronin Bensberg, aber doch nicht übel. Schöne Augen, nicht ohne Geist und Gefühl, prachtvolle Zähne hatte sie, einen gepflegten Teint, für vierzig Jahre ziemlich frisch. Der obere Teil des Kopfes war nicht ohne Reiz, Kinn und Backenknochen aber erschienen massiv herausgearbeitet, grob sinnlich, speckig war der weiße Hals. Und häßliche Ohren hatte sie, unglaublich rasselos, diese seltsamen Ohren, deren unedle Form einen ganzen Kopf verderben kann, wenn sie auch mit wun-

dervollen Perlen geschmückt sind. Perlen vom Besten, wie alles, was sie anhatte, raffinierte Arbeit der großen Faiseurs aus Paris und Wien war der Reisemantel, eine Londoner Schöpfung, die ganze Frau grell aufgetragen, international wie mit Firmen beklebt, kein Selbst mehr. Von Geburt war sie eine kleine Person aus dem Millionenviertel in Baden bei Wien, Bernhard Deitels, des Börsenkrösus, älteste Tochter, des großen Turfmannes Carl von Deitels glückliche Schwester, eine von zahllosen Deitels, deren aber nur ganz wenige für sie existierten. War selbst, wenn auch schon beinahe geschieden, nur Baronin, Baronin Bensberg, ein mährischer Adel, klein aber gut, und mit einem Henkel daran, Bensberg-Neuhagen, das tönte immerhin.

„Nehmen Sie den Hund, Leni. Zart, Sie Trampel, zart! Unglaublich, die Pratzen dieser Person!"

„Aber ich tu ihm ja nix, Euer Gnaden. Gar nix, das ich ihm tu, gelt du Pamperletscherl, du Hascherl?"

„Seien Sie mit Minette nicht familiär, ich verbitte mir das. Also Direktor, wo ist Nummer achtzehn?"

„Lift!"

Der Hotelman atmete erleichtert auf. Er fuhr mit im Aufzug nebst Hund, Kammerjungfer, Hutschachteln, Schmucktaschen und so weiter. Als er wieder herabkam, schnitt er eine Grimasse, die ihn nicht als Sieger bezeichnete. Die Baronin hatte das teure Nummer achtzehn richtig noch um fünf Mark herabgedrückt. Sie verstand das. Und er sagte sich gedankenvoll, als er wieder im Bureau vor seinem Hauptbuch Platz nahm: „Nach den Berges hat sie gefragt und nach dem Hochstapler aus Lugano. Ob ihr Herr Gemahl schon nach

ihr verlangt hat, hat sie nicht gefragt. Auch nicht, ob er angekommen ist, wo er wohnt. Ich will dem Herrn Baron aber doch ihre Ankunft telephonieren. Er war heute schon zweimal da. Nach ihrer Tochter hat sie auch nicht gefragt. Die hat mit der Erzieherin auch hier nicht absteigen dürfen, die Baronesse, sie wohnt im National, in einem Hause dritten Ranges. Da spart Madame an den Kindern. Der Hund, der wohnt hier, zahlt Pension." Direktor Schwedig, der von Geburt ein Schweizer war und in ebenso glücklicher als kinderreicher Ehe lebte, was er gern verheimlichte, hatte das gedankenvolle Lächeln eines Zynikers.

Hierauf telephonierte er an Stadthof: „Herr Baron Bensberg. So, nicht da? Der junge Baron ist da? Auch recht. Bitten Sie ihn einen Augenblick. Hier Hotel Brunnen. Guten Tag, Herr Baron. Frau Baronin Mama sind angekommen. Bitte Herrn Vater zu verständigen. Ist ins Bar gegangen? Schön. Immer zu Diensten. Schluß."

Dann, als die Knabenstimme in dem Schallrohr verhallt war, sagte der weltabgehärtete Hotelmann aus der Schweiz plötzlich in einem Ton, den man im Hotel nie von ihm hörte, vor sich hin:

„Arm's Chindli, armer junger Mensch."

2.

„Guten Tag, Mama."

„Aber Baroneß, Sie sollen doch liebste Mama sagen oder auf englisch darling mother", zischelte aufgeregt die Erzieherin.

„Zu was, es ist ja niemand da. Wo ist denn die Mama, Leni?“

„Die Frau Baronin liegt auf'n Diwan, nach'n Bad. Jessas, ihro Gnaden hat sich in dem Hotel wieder so aufregen müssen. Aber so g'wachsen is unsere Baroneß und so reizend, wie die Baroneß wird. Und der Samtmantel, der hat seinen Schick, das hab' ich gleich g'sagt, wie wir ihn in Wien ausg'sucht haben.“

„Basta, Leni. Ich bin nicht gewachsen, ich bin nicht reizend und den Mantel kann ich nicht leiden.“

„Aber geh, aber na, und wo doch die Prinzesserln Windischgrätz denselbigen zu gleicher Zeit bestellt haben.“

„Denen steht er vielleicht. Ich schau drin aus wie ein Aff'.“

„Aber Mädi! Mädi!“ stöhnte Fräulein Clappoth, welche die Miß genannt wurde. „Sie sind furchtbar, Kind, Sie sind so undankbar, Mädi.“

„Sagen Sie doch endlich einmal Therese, Fräulein. So heiß ich. Ein Mädi ist was Liebes, Herziges. Das war ich nie.“

Erzieherin und Kammerjungfer seufzten. Therese sah sie kalt an, beinahe triumphierend. Die kleine Bensberg, des mittellosesten Bensbergs Tochter, war fünfzehn Jahre alt. Und es war richtig, an ihr fand sich weder etwas Hübsches, noch Liebes, noch Herziges, sie mußte schon ein Wickelkind gewesen sein mit harten Augen. Klein und hager stand sie da in absichtlich schlechter Haltung, ihr Gesicht ohne Kinderfrische hatte nichts von den weichsinnlichen Reizen, dem sprühenden Leben der Mutter und glich der nur im Unschönen. Das dunkle Haar krauste sich überall um eine intellektuelle, seltsame Stirne, die

ausgearbeitete Stirne eines erwachsenen Menschen, der schon viel geheime Denkarbeit getan hat. Der Mund und das Kinn verschwanden vor ihrer Bedeutung, so unedel ihre starken Linien auch waren. Fremde Augen, dunkel, scharfblickend, nicht groß, noch seelenvoll, unheimlich gescheite Augen machten in diesem frühreifen Gesichtchen einen erschreckenden Eindruck. Es waren Augen, die immer wußten, Gedanken errieten, Nieren prüften, eigentlich die Augen eines Kindes der Straße und der Not.

„Halten Sie sich gerade, Baroneß. Sie stehen wieder ganz einwärts da. Ihr linker Absatz an den neuen Schuhen ist schon wieder schiefgetreten."

„Ich hab' eben zwei linke Füße. Scheußliche Rass'", sagte Resi.

„Ihr Herr Papa mit seinen berühmten Fußerln!"

„Ja der! — Also was ist mit der Mama, Leni, kann ich hinein?"

„Ich muß doch erst a weng fragen, Baronesserl."

„Wir sind bestellt."

„Ja freilich schon. Ja — aber ihre Gnaden hat an Grant (Ärger)."

„Ach Gott, deswegen. Ich geh hinein."

„Nein, halt, Mädi! Die Leni muß uns anmelden. Mais, Resi, écoutez."

Aber Resi hörte die Klagetöne ihrer Drillerin nicht mehr. Sie war schon im Schlafzimmer der Mutter, die Türe fiel hinter ihr unsanft zu. Fräulein Clappoth zuckte angstvoll zusammen.

„Himmel, cette petite! Sie tut es absichtlich! Une tête, oh une tête!"

„A Dickköpfl hat die Baroneß schon. Na ja!"

„Und Madame?"

„O Maria und Josef, Freil'n Clappoth, aufg'legt sein mir heut! Schon die ganze Reis' is es hergangen wie nicht g'scheit. Lauter Krawall und Umständ und Beschwerdebuch. Es is oft amal schon a Kreuz mit ihrer."

„Ja aber warum denn! In ihrer Lage, mit ihren Mitteln, solch eine Bevorzugte der Menschheit, eine Sonntagsexistenz, mein Gott! Sie macht doch nur, was sie will! Was sie will!"

Und Fräulein Clappoth, Beamtenstochter aus Mährisch-Trübau, eine von sechsen, der altösterreichische Gouvernantentyp für alles in vornehmen Häusern, der in vier Sprachen ausgebildet, hochmusikalisch, deutsch geprüft, streng moralisch, gut gesinnt, sehr religiös, persönlich ausgelöscht und niemals unwohl ist, das alles nicht selten vom achtzehnten bis zum sechzigsten Jahre um höchstens 80 Kronen monatlich, die nicht immer pünktlich ausgezahlt werden; Fräulein Clappoth schlug ihre blaßblauen Augen anklagend zum Himmel auf.

Die Leni machte ein korrekt ablehnendes, etwas mitleidig spöttisches Gesicht. Ihr ging es besser, und wenn sie auch gutmütig war, verachtete sie Fräulein Clappoth und ihresgleichen doch ein wenig als etwas sehr Untergeordnetes, mit dem man umspringen konnte. Leni war eine gute Zofe und es ging ihr auch gut. Ihr Lohn war groß, sie wohnte in den ersten Hotels, aß reiche Speisefolgen an der Kuriertafel, ließ sich bedienen, verstand ihre Herrin zu nehmen, wußte alle ihre „G'schichten" und hatte sie darum in der Tasche. Sie besaß ein goldenes Wiener G'müat und dazu die zur groben

Arbeit des Lebens nötige kleine Niederträchtigkeit. Viel gereist, auch im Auslande, wußte sie sich immer zu helfen, während Fräulein Clappoth treu und verläßlich, aber meist ratlos im Leben dastand und lamentierte. Sie hatte ja auch nur die Kinder unter sich gehabt, nie Garderobe, Korrespondenz oder Schmuck. Im ganzen mochten sich Jungfer und Gouvernante, sie waren schon lange beisammen im Hause Bensberg-Deitels, es diente sich in diesen fahrigen Verhältnissen nicht schlecht.

„Also was hatte Madame?"

„Na ja, nicht fort von Berlin hat's woll'n. Dort war's diesmal für uns so fein, es is nicht immer so. Mir hab'n im Kaiserhof g'wohnt und a Gesandtin kennt, a wirkliche — und sehr feine Herren sind auch da g'wesen und haben meiner Baronin Besuch g'macht. Neue Toiletten haben wir auch bestellt und da mitten hinein kommt das Telegramm vom Herrn Baron und es heißt, sie soll sofort daher fahren, er trifft ein mit die Kinder. 's handelt sich um die Kinder, sie muß kommen. Ich sag Ihnen, Freil'n, das war a G'schicht. G'flennt hat's, meine Baronin, ich hab' ihr's G'sicht ganz frisch machen müssen, ein Anfall hat's g'habt, immer so zappelt in die Krämpf' mit Händ und Füß, ja richtig aus'gschlagen hat's nach rechts und links und g'schrien. Nachher hat der Nervendoktor, wo jetzt der modernste is, kommen müssen, fünfzig Mark die Visit, a sehr a feiner Mensch. So beruhigend war der, sag ich Ihnen, ma hätt' ihm alles glaubt, was er geredt hat, sofort aufs Wort. Er hat's immer alleweil g'streichelt, die Baronin, und sie hat ihm ihre Lebensg'schicht erzählt.

Jawohl." Fräulein Clappoth lächelte diskret und etwas verbissen. Die Zofe aber bewahrte korrekten Ernst.

„Das tut ihrer halt nachher immer gut. Na ja. Und dann is die exotische G'sandtin noch bei ihr g'sess'n und hat alleweil pauvre cherie g'schrien. Und daß sie einfach nein sagen soll, die Baronin, ich geh nicht. Aber das hat sie doch nicht wollen. ‚Ich muß, hat sie g'sagt, ‚weil ich eine Pflichtnatur bin.' Und ich hab' Ihnen nach Baden telegraphieren müssen, daß Sie herfahren mit der Baroneß. Nachher haben mer einpackt, aber es is furchtbar g'wesen, wie sie mich und alle schikaniert hat. Und dann hat's hier im Hotel ihre rechten Zimmer nicht kriegt. A so a Kampf, sag ich Ihnen. Ma macht was durch."

Fräulein Clappoth nickte düster.

„Wie war's denn in Baden die letzte Zeit? Hat die Frau von Deitels, die alte Gnädige, nix verlauten lassen, wie das alles werden soll?"

„Der Herr Baron war zweimal bei ihr."

„So? Gehts ihm gut?"

Die Erzieherin seufzte.

„Er hat sich's noch nicht abg'wöhnt, was? Er tut's noch immer?"

„Ach Gott, jetzt schon puren Kognak beim Frühstück. Und abends! Trostlos! Und schad, so schad, ein Kavalier."

„A so a schöner Herr, wie der is g'wesen. Aber er hat das immer tan. Drum hat er ja die Deitel nehmen müssen. Er richt sich zugrund."

„Sie ist schuld.“

Leni sah das Fräulein scharf an. „Das ich nicht wüßt. Wann er's doch immer tan hat?“

„Eine Frau, die einen Mann lieb hat, rettet ihn vom Trunk.“

„Ach Gott, sie hat halt an Baron haben woll'n und er a Geld. Um ihr is schon schad.“

„Er fühlt seine Entwürdigung. Er möchte die Kinder in sicheren Händen wissen. Vor allem den Kurt. Denn bei dem Leben —“

„Na und 's Mäderl? Soll die immer bei der Großmama bleiben?

„Die Kleine, die sorgt für sich, einerlei, wo die ist. In der ist Rasse. Eine gräuliche, wie sie selber sagt, aber Rasse. Die nimmt ihr Schicksal selbst in die Hand.“

Fräulein Clappoth sprach wie zu sich selber. Die Jungfer verstand sie nicht.

„Ja, ja, hier wird's jetzt was geben“, sagte sie neugierig. „Der Baron ist schon da, im Stadthof, und der Baron Kurt mit'n Hofmeister auch. Und wissen's, wer heute abend ankommt hier im Hotel? Der Herr Geheimrat von Deitels aus Frankfurt.“

„Die deutsch-amerikanische Linie?“

„Millionen und Millionen, jawohl! Hat sich immer ferngehalten bis jetzt von die Wiener. Sein einziger Sohn is aber beim Rennen in Hamburg totgeblieben. Jetzt bandelt er an.“

„In Baden hat's doch geheißen, der alte, wunderliche Bensberger, der von Neuhagen, soll herkommen, der Onkel. Kinderlos, Junggeselle und der Chef vom Haus.“

„Der kommt auch. Beide alte Herren, wo sich noch nie um uns geschert haben und nie mögen haben, beide kommen“.

Die Gouvernante zitterte vor Erregung.

„Was wird da ausgekocht werden? Na ja, einmal muß was geschehen, so kann das doch nicht immer gehen.“

„Was denn, Freil'n?“

„Ich bitt' Sie! Das Ehepaar lebt wie geschieden und ist es doch nicht. Sie fegt in der Welt herum. Er vertrinkt die Rente, die sie ihm gibt, bummelt. Der Bub mit dem Hofmeister ist bald da, bald dort, studiert privat, hat kein Heim in seiner wichtigsten Zeit. 's ist ja zum Erbarmen, wie diese steinreichen Kinder arm sind.“

„Arm, die! Aber geh'ns, Freil'n.“ Die Zofe lachte hell auf. Sie sagte halb impertinent, halb töricht: „Na, na, jetzt spinnen's aber a bißl.“

Jedoch Fräulein Clappoth war in Gang. „Arm sind sie, ärmer wie Bettelkinder, sage ich Ihnen.“ Und ihre Löckchen zitterten.

„Ja, wieso denn das, wo's doch alles vom Teuersten kriegen aus den ersten G'schäften, ich weiß das doch. Und wo die Gnädige allein fürs Baronesserl monatlich bei der Großmama so viel zahlt, ohn 'n Taschengeld. Und erst für'n jungen Herrn! In Kalksburg und nachher in der Stella Matutina sind die feinsten Kavalierbuberln nicht aso wie unser Kurt g'stellt g'wesen. Ich möcht nur wissen, warum's mit ihm dorten und mit der Kleinen auch in die Institut nirgend's 'gangen ist, nicht amal im Sacrecoeur. Und sie ist doch so g'scheit.“

„Zu gescheit“, sagte das alternde Fräulein, das viele Kinder an sich vorüberziehen gesehen hatte, bitter. „Es

ist ein Fluch. Sie sind nie Kinder gewesen, die zwei. Parvenüs sind's schon von der Wiege an, erwachsen, alles wissend, Spürhunde im Leben. Vor allem das Mädel, Härten sind in dieser Natur! Um den Buben ist mir immer leid gewesen."

„Bildschön wird er, unser Herr Kurt. Nur Baron. Gar nix von die Deiteln. Und daß er gar a so nix lernt."

„Wie soll er denn! Diese Kinder haben nie die stille Zeit gekannt im Vaterhaus. Es sind Reise-, Hotelkinder. Alles atemlos, nichts von Dauer. Bald holt ihn der Papa ab nach Wien, bummelt mit ihm, nimmt ihn überall hin mit, damit ihn der Bub doch lieb hat. Und witzelt über alles, Studium, Religion, Ernst. Dann kaum sitzt er wieder still, hat eine Tageseinteilung, einen Hofmeister, telegraphiert die Mama, er soll kommen nach Monte Carlo, Rom, Paris, Perugia, Wiesbaden, was weiß ich. Mit dem Lehrer. Der kann ja auf der Reise weiter drillen für die Prüfungen am Gymnasium in Eger oder Leitmeritz, dort fällt kein Baron durch, oder wenn doch einmal, no dann lacht man. Und der Bub spielt bei der Mama den Kavalier. Hat schon Smoking, Frack, sitzt abends im Weinrestaurant und läßt sich herablassend von den alten Bonvivants zutrinken, die die Diners bei seiner Mama schätzen: ‚Herr Baron, gestatten Sie.' Und schlägt sich die Nacht in Lokalen um die Ohren, sieht, hört allerlei. Deshalb ist er ja sogar schließlich von den frommen Vätern sachte und liebevoll expediert worden, die das Geld doch sehr schätzen; unbewußt hat er die Kameraden verdorben, armer Kerl. Er gleicht nicht seiner Schwester. Die handelt mit Bewußtsein. Ah pauvres enfants! Pauvres enfants!"

„Jessas, jessas, weinen's doch nicht, die kommen sich ja gar nicht a so pauvre vor, wie Sie sie sehn, Freil'n, gewiß nicht. Die haben ihren Kummer, oder sie kriegen ihn noch", sagte die Zofe weltklug.

„Die haben . . ."

„Nicht das, was sogar wir armen Teufeln g'habt haben, Leni. Ich weiß doch — Ihre Mutter war Wäscherin in der Wienervorstadt, nicht?"

„Auf der Landstraß'n, ja — im Hinterhaus bei der Mehlschütten. Acht Kinder. Ja, acht. Wenig zum essen, viel Schläg. Und mit vierzehn hat's schon geheißen, hinaus in die Arbeit. Mit siebzehn bin ich zur Baronin kommen, sie hat mich lernen lassen."

„Aber bis dorthin, da habt ihr ein Heim gehabt."

„Das wohl."

„Da ist der Vater abends von der Arbeit zu Haus gekommen ins gemeinsame Nest."

Leni lachte. „Nest, ja, a wahr's Katzennest, Betten und Kinder überall."

„Und die Mutter hat gekocht für alle und 's Jüngste herumgetragen und der Ältesten die Strickerei gerichtet. Hat blaue Flecke verbunden, Tee gemacht für allerhand Schmerzen, hat gesungen mit euch Kindern, geschimpft und gelacht. Euer Herz und eure Seelen hat sie zusammengeräumt, ausgefegt alle Tage und das Licht von ihren Augen hat alle finsteren Winkel drin hell gemacht, was?"

„Ja, Freil'n, vielleicht schon."

„Und nach'n Abendessen seid ihr aufmarschiert vor dem Vatern, er hat Parade gehalten, Revision mit gutem und bösem Wort. Auch Gericht."

„A ja! Haun hat der können, wann eins g'logen hat."

„Die Aufgaben hat er euch abg'hört, G'schichten hat er erzählt. Am Sonntag seid ihr alle zusammen in den Prater ausgezogen, Kind und Kegel. Und keine Weihnacht hat's gegeben, kein Ostern, kein Fest, wo's euch alle ins Elternhaus nicht zurückgedrängt hätte, was? Selbst die rohesten Burschen, die leichtesten Mädeln? Eine Kapelle ist dort, da läutet's für sie noch über'n Tod hinaus in der Erinnerung. Da heißt es: ‚Der Vater hat immer gesagt — die Mutter hat gemeint.' Ihr seid nicht imstande, gewisse Dinge zu tun, zwischen euch und ihnen steht das, — diese Erinnerung an die Eltern, steht die Heimat, der reine Winkel in der Stille. Ich hab' ihn auch gehabt, Mädel. Er hat mich gehalten in der harten Welt. Mein Vater war ein kleiner Beamter, meine Mutter ganz arm. Sechs Kinder, kein Geld, noch a bissel was vorstellen müssen, daneben sich ducken lernen. Das war unser Schicksal. Aber die Eltern waren da. Ein altes Haus, ein Garten, den kann ich nicht vergessen, Vater und Mutter drin immer daheim für uns, auch später noch. Man hat wohin heimgehen können einmal in den Jahren. Es hat die Geschwister zusammengetrieben, von überall her in das reine Winkerl mit den alten Leuten. Noch heut tun sie Wacht halten in ihren Gräbern über uns. Ab und zu denkt da doch eins von uns einmal dran und das hält es ab von den schlimmsten Sachen. Das haben wir gehabt, wir beide, Leni, Proletarier, arme Kreaturen, die wir sind. Aber diese Kinder haben das nicht."

Fräulein Clappoth verstummte vor unterdrückter Erregung, die Leni Greismayer schwieg jetzt auch. Beide

standen sie einen Augenblick ganz ruhig. Und jetzt sah man, daß diese hübsche, kokett aufgetakelte Zofe schon gut ihre vierunddreißig Jahre, und daß die hagere Erzieherin, die nur den österreichischen Dialekt sprach, wenn etwas sie stark packte, müde und verbraucht war. Das Menschliche in ihnen hatte einen Augenblick die Oberhand, es machte sie älter, aber es gab ihnen eine Minute lang etwas von Persönlichkeit und Menschenwürde, die das Weltleben rüde niederzwingt. Das adelte sie. — Dann wiederholte Fräulein Clappoth mit erwachender Bangigkeit um ihre Existenz: „Jetzt kommen Änderungen. Wie wird's werden?" Das ging Leni nun nichts an und machte ihr kein Bangen. Sie fühlte sich unentbehrlich.

3.

Drinnen im Hotelschlafzimmer, das ein feines Parfüm durchwehte und das bereits einen Charakter von Intimität hatte, lag die Baronin Bensberg auf dem Sofa, in Seiden- und Spitzenkissen halb vergraben. Sie trug einen kostbaren Kimono, rauchte, polierte ihre hübschen Nägel und hatte aus halbgeschlossenen Augen ihrem eintretenden Kinde entgegengesehen, mit einem schwer zu enträtselnden Ausdruck. Die Blumen der Reisebuketts welkten in den Vasen, feiner Tabak duftete stark, Schachteln mit Süßigkeiten, neue Bücher, halbausgepackte Modespielereien lagen herum um eine Flasche schweren alten Weines. Und verschwenderische Prachtwäsche, Blusen, Kleider waren überall lässig hingeworfen, ein Etui mit Schmuck, ein goldenes Reisenecessaire mit großer Krone

leuchteten. Zwei Heiligenbilder in wundervollem florentinischen Rahmen, ein künstlerisch gebundenes Gebetbuch, auch mit dem Namenszug und Wappen, schmückten auffällig den Tisch. Der Hundekorb, seidengefüttert mit Daunenkissen, stand neben dem Diwan. Minette hatte ein prachtvolles Halsband aus Gold mit großen, echten Türkisen um und biß danach. Eine drückende Hitze, Seidenraupentemperatur war im Zimmer, aber die Baronin wickelte sich noch in ihren Zobelpelz. Sie fand es vornehm, immer zu frieren.

„Grüß dich Gott, Mama!"

„Ach, du bist es, Mädi? Komm her." Die Baronin sprach französisch, mit Pariser Akzent, und Therese antwortete fließend. Sie machte die Klosterreverenz, die man im Sacrecoeur lernt, küßte ihrer Mutter die Hand und lächelte dabei hölzern. Es waren Frauenblicke, die zwischen ihr und der Baronin hin und her gingen, kalt abwägende, tarierende Blicke von Weib zu Weib.

„Bist du gut gereist?"

„Ach nein. Es ist überhaupt ein Einfall, mich hierher zu sprengen, eurethalben. Hast du den Papa schon gesehen?"

„Ja."

„Kurt auch?"

„Auch. Er sieht gut aus. Du siehst auch sehr gut aus, Mama, sehr hübsch."

„Du kannst dir Bonbons nehmen, Mädi. Setz dich." Aber das Mädchen blieb stehen. „Wie geht's denn dir?"

„Ich werde immer häßlicher, Mama. Du mußt mir sehr viel mitgeben. Ich muß viel Geld haben, wenn

ich eine Macht werden soll.“ Es klang ernst und sachlich. „Du mußt mich bald selbständig machen, damit du dich mit mir nicht zu schleppen hast. Denn du wirst immer jünger, kleine Mama. Ich aber bin schon erwachsen.

Keine Spur von Zärtlichkeit lag in diesem: kleine Mama. Aber die Baronin errötete doch vor Wohlgefallen.

„Pauvre petite“, sagte sie. Es war ihr nicht gegeben, Kinder zu liebkosen, Mutterhände hatte sie nicht.

„Du hast ja dein Leben noch gar nicht gelebt, Mama.“

Das wollte die Frau von jedem hören, daß sie noch viel zu nehmen hatte, viel, unersättlich viel zu nehmen.

„Und da soll jetzt schon ich neben dir stehen?“

„Man muß dich bald verheiraten, Kleine“.

„Tut das nicht. Ich will ganz gern noch neben der Großmama bleiben, aber nur neben, nicht bei ihr“.

„Was heißt das: neben?“

„Ihr müßt mich bald selbständig machen, damit sie nicht weiter meine ganze Pension einstecken kann wie bis jetzt. Die Großmama ist unnobel. Ich sage nichts gegen sie, aber sie ist so. Man muß sich schützen vor ihr, weißt du? Laßt mich nur machen. Aber laßt mein Geld durch meine Hände gehen, ich nehme doch Stunden in Banksachen. Ich verstehe schon etwas.“

Frau von Bensberg sah halb scheu, halb amüsiert auf die Sprecherin. Sie dachte: Eine Eigenart! Woher nur? Ich bin ganz Impuls — mein Unglück! — und ihr Vater, na, der rechnete doch nie.

„Ich weiß, du bist vernünftig, Mädi. Übrigens hat dein verstorbener Großvater bei deiner Geburt eine

Million für dich deponiert, deren Zinsen du vom achtzehnten Jahr bekommen sollst."

„Es ist wenig."

„Was?"

„Es ist mir zu wenig. Neben der Großmama muß man mehr haben. Sie ist so, sie hindert einen bei der Karriere. Das weißt du ja, du sagst es selbst. Die Großmama ist schofel."

„Mädi!"

„Ist sie. Sie macht sich Schmugroschen, wo sie kann, sogar in der Wohltätigkeit, wenn man ihr die Kasse überläßt. Das tun übrigens manche, aber bei den Aristokratinnen macht es nichts. Bei ihr macht es sehr viel, sie knausert heimlich. Sie wird sich nie eine Position machen. Der Onkel Karl hat es ihr auch gesagt und der Papa."

„So, der Papa?"

„Er sagt, sie wird nie eine wirkliche Dame sein, nie. Es ist alles umsonst. — Jetzt hat sie eine neue Perücke, die ist rötlich. Bei ihrem letzten Diner kamen sechzehn Absagen. Und die Gräfin Bruck hat sie nicht besucht, weil die Rechnungen beim Blauen Kreuz wieder einmal nicht stimmen. Die Großmama tritt nach unten und kriecht nach oben. So bleibt sie. Wenn ich neben ihr leben soll, gib mir Macht, Mama. Du bist gescheit, Mama, du wirst verstehen, daß das nötig ist."

Therese stand noch immer. Dürftig und schmal, mit gelblicher Haut, in schlechter Haltung, bot sie in ihren teuren Modekleidern ein wunderliches Bild. Nicht die kalte Tiefe ihrer reifen Augen, die ausgeprägten Linien um den Mund, die geistige Stirne ließen sie alt erscheinen,

nein, etwas, das immer gewesen ist, das durch alle Zeiten geht, einsam und traurig: „Gib mir Macht", spricht es. In diesen Worten liegt seine Welt. Und selbst diese oberflächliche Frau, die nur mit ihrem Körper, und da widerstrebend, einem Kinde, zwei Kindern das Leben gegeben hatte, fröstelte plötzlich ein wenig. „Sie ist schrecklich", dachte sie. Der Gedanke eines Loskaufs von lästigen Mutterpflichten ergriff sie heftig.

„Ich werde dir Macht geben, wenn du allein zu stehen verstehst."

„Ja?"

„Aber dabei immer in unserem Sinne handelst."

„In wessen Sinn? In deinem oder in Papas Sinn? Im Deitelschen oder Bensbergischen Sinne?"

Die Mutter war momentan etwas verlegen.

„Nun, in dem der guten Gesellschaft", rief sie hastig.

Das Kind lächelte sie kühl an: „Sei nur ruhig, ich weiß ja doch."

„Und jetzt erzähle mir lieber von Baden, Mädi. Wie macht sich die Clappoth weiter, wo du heranwächst?"

Die Bensberg-Deitelschen Kinder wurden immer gefragt, wie ihre Erzieher und Lehrer sich machten.

„Sie trägt doch nie etwa die gleichen Farben wie du und läßt dich immer rechts gehen oder sitzen, was? Nur Distanz markieren, Mädi."

„Sie hat — sehr viel Gemüt", sagte die Kleine langsam. Es klang sonderbar, in ihrem Tonfall lag ein vages, fernes Nichtbegreifen.

„Ach Gott, daß haben diese Personen immer, es ist ihr Betriebskapital im Leben. Ignoriere das. Weise sie in ihre Schranken zurück, wenn sie dich mit Gefühlen

belästigt. Ich werde ihr, wenn du heiratest, ja so eine Pension geben müssen."

„Tue es ohne diesen Anlaß. Sonst müßte sie unversorgt sterben."

„Wieso?"

„Ich heirate vielleicht gar nicht."

Die Baronin wollte lachen, wie man lacht, wenn junge Mädchen so reden. Aber die Kleine hatte einen Ausdruck im Gesicht, vor dem sie stockte.

„Na nu, Mädi, warum denn nicht?"

„Ich will mich selber in der Hand behalten. Ich geb mich nicht auf, mich niemandem preis."

„Fratzerl! Du wirst dich verlieben, wie alle."

„Vielleicht."

„Na, und dann? Was bleibt dir dann übrig? Aber von solchen Dingen reden wir jetzt noch nicht. Was? Da nimm noch Bonbons. Von diesen hier. Der Principe Sasso hat sie mir aus Palermo gesendet. Ach, dieser entzückende Mensch! Die Südländer überhaupt, göttliche Banditen, süße Briganten, feurig, vulkanisch. Und ich brauche ja Wärme, so viel Wärme."

„Aber das Einheizen bei den Menschen kostet so viel. Es kostet immer mehr, nicht?"

Die Kleine hatte es vor sich hin philosophiert mit ihrem Gesichtsausdruck ohne Spott, der Stimme ohne Betonung. Die Baronin wurde dennoch plötzlich dunkelrot. Sie warf einen stechenden Blick auf die Tochter, deren Augen auf einer großen Photographie ruhten, der Photographie eines hübschen, auffallenden Italieners in einer Galauniform.

„Also und wie war es sonst in Baden?"

„Bei der Großmama ist eingebrochen worden. Ein Gärtnerbursche hat's getan, dem sie den Lohn herabsetzte. Er haßte sie furchtbar und nannte sie vor Gericht Lämmergeier, alte Vettel. Er wurde verurteilt, aber das Publikum stand auf seiner Seite. Die Großmama hätte ihn lieber nicht anzeigen sollen. Noch dazu waren falsche Brillanten in den Ohrringen, die er gestohlen hat, und alles lachte. Auch die Zeitungen waren voll Hohn."

„Warum tut sie das?" rief die Baronin ärgerlich.

„Ja eben. Sie wird sich nie ändern. Schäbig ist und bleibt sie. Schäbig und protzig, alles in einem Sack mit ihrem Spitznamen die Millionentandlerin, die Trödlerin von der Villa zur Höhe. Man muß sie ducken, anders geht's nicht. Sie macht nur Taktlosigkeiten. Vor mir hat sie aber schon Angst, eine heilsame Angst."

„Du willst also nicht mit mir reisen, Mädi? Du prätendierst selbst nicht, daß ich dich . . ."

„Mama! Passen wir beide zusammen? Du hast noch das ganze Leben vor dir. Ich glaube an das Leben nicht. Ich will nicht, was du willst. Wir beide harmonieren gar nicht. Wozu uns miteinander quälen. Gib mir Macht und laß mich allein. Ich werde dich niemals stören, in nichts. Ich werde immer gut von dir reden. Ich rede auch nach außen gut von der Großmama, obwohl sie mich sehr oft anekelt. Aber ich werde ihr ihren Platz anweisen, sobald du mich richtig gestellt hast, Mama."

„In ihrem eigenen Hause?"

„Ja."

„Da bin ich aber neugierig, du Fratz."

„Oh, es wird sehr glatt gehen. Übrigens — sie wird immer katholischer, die Großmama. Sie korrespondiert mit Rom.“

„Das ist sehr guter Ton. Wir sind ja alle katholisch und du solltest frömmer sein, mehr ausüben, Mädi. In Österreich trifft man in den Fastenpredigten am Beichtstuhl die beste Sozieté. Ach, und das alles ist ja so schön, die Marienandachten, der Gott der Liebe.“

„Mir sagt das nichts, Mama. Ich sehe in der Welt so wenig Liebe. Mein Gott ist der Gott des Hasses und der Rache, den kann ich verstehen, wenn ich überhaupt einen Gott verstehe.“

Es klang merkwürdig angesichts dieser Mutter in diesem Hotelsalon voll weichlich weltlicher Üppigkeit.

„Wie meinst du denn das?“

„Es würdigt einen doch immer herab, zu lieben, und es muß groß sein, zu hassen. Das macht stark.“

„Was liest du eigentlich für Bücher, Therese?“ rief die Mutter scharf.

„Ich lese gern über präzise Tatsachen, Weltgeschichte, Religionskämpfe, alle aufwühlenden Dinge im Leben interessieren mich. Denn das Grausame ist echt und die Zartheit ist Phrase, Künstelei. So habe ich's immer empfunden und auch in meinen Stunden den Lehrern gesagt.“

„Das ist unweibisch, Mädi, so fühlt man nicht in guten Kreisen.“

„Ich fühle so, Mama. Gib mir Macht, dann darf ich es auch sagen. Wer Macht hat, darf alles.“

Es kam immer wieder das Wort M a c h t.

„Erzähle mir lieber jetzt etwas von Baden, aus der Gesellschaft, Mädi. Und setz dich endlich einmal, du stehst ganz schief da. Gib mir die Zigaretten.“

„Ich rauche auch“, sagte die Kleine. Sie fragte nicht weiter um Erlaubnis, zündete sich eine Zigarette an und schlug die Beine übereinander. Ihre Mutter betrachtete sie etwas verblüfft. Und dann erzählte Mädi die neuesten Anekdoten, Skandale und Klatschgeschichten aus Baden und Wien. In deren Dunstkreis aufgewachsen, nie ferngehalten vom Gespräch der Erwachsenen, das Leben wissend von Kindheit an, nannte sie die Dinge beim Namen und ein unbewußter Haß war in ihr gegen diese Welt, von der sie sprach, die Welt, um die ihre Mutter und Großmutter unermüdlich warben. Sie kannte die Kehrseite der Dinge, Dienstboten hatten sie aufgeklärt in frühesten Jahren, sie wußte von den Geliebten, die sich ihr Onkel Deitel bezahlte, von dem weltlichen Schmutz und Firnis der Salons. Illusionslos und hart stand sie am Eingang des Lebens, eine blütenlose Pflanze, mit schon erloschenen Farben, vom fetten Erdreich wie erstickt, in dem sie aufwuchs. Ihre Mutter staunte sie an, respektierte in ihr etwas, das sie denken ließ: „Die wird es ihnen allen zeigen, wie ich es ihnen nie gezeigt hab'.“ Denn tief in ihr war auch ein Haß gegen die Deitels und Bensbergs, eine dunkle Frauenbitterkeit, vor der sie sich selbst fürchtete. Etwas rein Menschliches, noch nicht Überwundenes, an dem sie manchmal litt, ein echtes Gefühl. Aber daneben lebte die Feigheit unedler Naturen, welche unermüdlich auf Kosten aller wirklichen Werte ihre Kompromisse schloß und alles dem Scheine opferte. So saßen diese Mutter und dieses Kind einander gegenüber,

ahnungslos beide, wie seltsam und wie schrecklich sie in ihren Gesprächen waren, in ihrer ganzen Art, sich zu geben, in ihrer echten Wesenheit, dieser Ausgeburt einer ganz bestimmten, unablässig wachsenden und machtgewinnenden Sphäre in der Zeit der großen Vermögen und der fieberhaften Industrien.

4.

„Kurt, Liebling, mein Kurt! Einziger, Süßer! Mein schöner Bursch! Ach, Kurt! Kurti!" schrie und flötete aufgeregt die Baronin Bensberg. Aber sie wirkte auch da nicht als Mutter, sie war sogar momentan etwa sechzehn Jahre alt. Sie trug ein kurzes, blumiges Seidenkleid, frische Blüten angesteckt, wollte zu Tisch hinabgehen und begrüßte, wie einen sehr jugendlichen Liebhaber, ihren Sohn, der eben mit Vater und Hofmeister eingetreten war und den sie in ihre Arme gerissen hatte. Der Hund bellte dazu, Fräulein Clappoth schneuzte sich bewegt, der Hofmeister trat von einem Fuß auf den anderen, und der Baron Bensberg betrachtete resigniert seine schönen langen Nägel, während die kleine Bensberg der Familienszene den Rücken drehte und in eines von Mamas gelben Büchern verstohlene Blicke warf.

„Kurt! Ach, mein Bubi!"

„Mama, ich bin kein Bubi mehr. Das ist vorüber. Sieh mich doch an."

Der junge Mensch drängte die überschwengliche Frau verlegen und zugleich unbeholfen ein wenig von sich ab. Kurt Bensberg war groß, schlank und sehr hübsch. Er

glich seinem Vater nur in dessen Vorzügen, der eleganten Reiterfigur, dem gutgeschnittenen Gesicht, den natürlich vornehmen Manieren. Das laute Wesen der Mutter war ihm augenscheinlich qualvoll und doch sah er sie liebevoll und geduldig an. Sein feiner Mund hatte ein angenehmes Lächeln, die dunklen Augen aber hielten nicht stand. Etwas Haltloses war in ihnen, ein Suchen und Irren.

„Sehr gut angezogen bist du und scharmant siehst du aus, mein Bub. Du sollst mich zu Tisch führen. Ja, Lato, er soll mich führen, nur er."

„Aber bitte", sagte der Baron Bensberg, mit höflicher Ironie. Er trat zurück, dem Paar Platz machend; Kurt wurde reichlich verlegen. Er warf einen scheuen Blick auf Herrn Briller, seinen Hofmeister, der scheinbar devot dastand, es aber faustdick hinter den Ohren hatte, und errötete, während er der Mutter den falschen Arm bot, was sie neuerdings entzückte.

„Ach, du lieber Kerl, du Baby!" Mühsam Schritt haltend trippelte sie, neben seiner Größe, die Stiegen hinab, sehr laut, so auffallend wie nur möglich, immer den Effekt beobachtend, den sie auf andere auch zu Tisch Gehende machte, Grüße wechselnd, stehenbleibend und den Weg versperrend, um den Trägern irgendeines Titels, einer Million, aufdringlich den Sohn zu präsentieren, glücklich, wenn man sich, einerlei mit welchen Gefühlen, nach ihr umsah.

Hinter ihr kamen bescheiden Erzieherin und Lehrer, denen der Baron den Vortritt gelassen hatte, als wolle er möglichst allein auftreten, der Gattin ferne. Er schlenderte als letzter die Stiege herab mit den unsicheren Bewegungen des Trinkers, die Figur leicht angeschwemmt,

das Gesicht schlecht gefärbt, etwas gedunsen; in den Augen, die einst gebieterisch und scharf geblickt hatten, ein haltlos schwimmendes Vibrieren, er atmete rasch und kurz. Einst war er der schöne Bensberg bei den Kaiserhusaren gewesen, alte Rasse, dann im Staatsdienst und Salon ein feiner Mann. Diese Plagen hatte er längst überwunden. Seine Heirat hatte ihn nach seiner Ansicht davon losgekauft. Der schöne Bensberg war eigentlich niemandes Feind als sein eigener, der typische, gute Kerl einer gewissen österreichischen Gesellschaftsschicht. Aber in allem, was er an Pflichten unterließ, die er kühnlich auf sich genommen, in allem, was er nicht tat, und in dem Wenigen, was er tat, lag doch ein ungeheures Verbrechertum, gemildert durch die naive Skrupellosigkeit, mit der es durchgeführt wurde und die elegante Anmut aristokratischer Schlamperei. Er war viel angenehmer als seine Frau und vielleicht würde ihm sein Sündenkonto dereinst leichter als ihr das ihre vergeben werden, denn er war arm im Geiste und sie das durchaus nicht, war nur maßlos faul, wo sie beutegierig mit Räuberhänden nach allem griff, was die Welt zu geben hat und vielleicht noch nach mehr.

„Papa, darf ich mich in dich einhängen, ja?"

Cato Bensberg warf einen zweifelhaften Blick auf sein Töchterchen, das neben ihm die Treppe herabging. „Nein, Schneckerl, lieber nicht, du bist zu wenig dekorativ, weißt, und dazu haben's dir noch ein so ein weißes Festgewand ang'legt. Die reine Fliegen in der Milch."

„Ja, gelt Papa, ich bin häßlich", sagte sie ernsthaft und unbeleidigt. „Weißt, was mir die Gassenbuben in

Wien nachschreien, wann ich, recht aufgeputzt, über'n Naschmarkt geh?"

„Na was denn, du Fratz?"

„Judenschicksel."

Er lachte trocken. „So? 's ist doch die Elitemischung, Judentum und Hochadel, das steht fest, die Blüte der neuzeitlichen Kulturepoche", sagte er, scheinbar ernsthaft. „Ja, Mädel, du hättest dir aber halt mehr Müh geb'n soll'n, von der Mama den Verstand und von mir 's Exterieur zu kriegen. Das hast dem Kurtl überlassen."

„Weißt du, Papa, eigentlich ist das jetzt ja auch g'scheiter. G'scheiter und wichtiger."

Er sah sie überrascht an.

„Eh? Ach, du meinst. Weißt also auch schon von der G'schicht? Na, du bist ja a Mädel, das Verstand hat. Also häng dich ein in Gottes Namen. Ich verzeih dir deine — deine pauverté an Reizen, du armer Teufel." Er bot ihr den Arm und sie reckte ihre kleine Gestalt an ihm empor, während in ihre Wangen ein leichtes Rot stieg.

In dem Speisesaal mit seinen glänzend gedeckten Tischen saß man schon zahlreich hinter den vielen Gläsern und Bestecken, fast durchschnittlich im Abendanzug, nach englischem Brauch. Eine Atmosphäre von Sattheit, Kälte und Hochmut war da, selbst in den arroganten Kellnergesichtern; Schmuck funkelte, Seide rauschte. An einem Tisch mit herrlichen Blumen und besonderen Weinen thronten Frau Wepel-Gerhardi und die Dame der ganz großen Millionen, Frau von Berges, die Kirchenberges, so genannt, weil sie fünfhunderttausend Mark zum Bau

einer neuen Kirche geschenkt hatte, nach der sich eine hohe Frau brennend sehnte. Die hohe Frau öffnete, auf einem Basar in Berlin, der Frau Berges nach dieser Tat die Arme, nannte sie von Berges und hieß sie im erlesenen Dunstkreis Platz nehmen. Seitdem war sie hochadelig, und man, dies dunkle man, das immer etwas will, manchmal etwas vorstellt, selten aber wahrhaft und innerlich etwas ist, ging zu ihr, nahm sogar alles von ihr an. Frau von Berges war klein, fett und schon recht alt, ein hartes Leben, ein Ringen um den Platz im grellen Sonnenschein lag hinter ihr und es hatte sie unsägliche Mühe gekostet, die Allüren einer Dame nur halbwegs anzunehmen, denn sie kam zu spät dazu, sie zu lernen. Als Tochter eines Geschäftsagenten im überseeischen Pelzhandel größten Stils, entstammte sie dem Lande, das nicht Geschichte noch Traditionen hat und glich ihm selbst darin.

Sie hatte ein hartes, flaches Gesicht mit vielen Runzeln, kleidete sich barbarisch grell mit brutaler Kostbarkeit, wußte das Schlimmste aus den Tiefen allen Lebens und beurteilte seine künstlichen Höhen danach. Durch ihre Kindheit, verlebt in jungen Küstenstädten unter Trappern, Spekulanten und Rothäuten, gingen noch die Erinnerungen an Schiffe, von Abenteurern erbaut, um die kostbaren Felle, um die man arme Indianer betrog, nach Europa zu bringen; die Erinnerungen an Mord und Totschlag, den der zu kurz gehaltene Agent am Unternehmer, der ihn aussog, verübte, nicht selten ungestraft, in einem Lande der Selbstjustiz. An Reeder konnte sie zurückdenken, die sich Schiffe kaperten, Seekrieg führend auf eigene Faust, die Helden ihrer geschichtlichen und

poetischen Anschauungen waren solche Kerle gewesen, ein Nathaniel Tracy, ein Josef Peakody. Der letztere war ein rechter Pirat mit dem erfolgreichen Seeräubertum, das ihm dreiundachtzig Schiffe und 7000 Matrosen eingetragen hatte. Fast neunzigjährig war er 1844 gestorben, aber er lebte in Bild und Lied seines Volkes fort. Aus einem Chaos dunkler, beutegieriger Menschen, armer und verkommener Europäer, hierher verschlagen, durch Schuld oder Not, hatte Sarah Castor sich den Lebensgefährten selbst ausgesucht, einen Deutschen, dessen Eltern das alte Vaterland ausgemerzt, das neue hart anpackte. Er kannte nur ein Ziel: reich zu werden; das sah sie ein, achtete und verstand sie. Zugleich gefiel er ihr; in ihm waren Spuren einer ihr fremden Kultur, in der Versuchung lag für ein Weib, das aufwuchs unter Schmiedegesellen am Amboß ihres eisernen Schicksals. Das Deutsche in ihm, dieses ihr Unbekannte und Lächerliche, dieses Störende und Verwirrende hatte sie angezogen, ein dunkler Traum von einer anderen, weicheren Welt. Und sie sagte sich: mit ihm erst siegen, dann genießen. Zurückgehen wollte er als Herr, dorthin, wo man ihn als Knecht verstoßen. Beider Leben, bis zum sechzigsten Jahre, war ein Ringen gewesen, mitleidlos gegen sich und andere. Jetzt stand er obenan, einer der großen Geldmenschen der Börse, die die höchsten Personen in der Tasche haben. Und seine Frau g e n o ß. Das heißt, immerzu mußte sie das noch lernen, was hier Genuß war, und in ihrer harten Hand zerbrach viel von den zarten Verfeinerungen des Lebens.

In Amerika hatte ihr Mann vor ihr gezittert. Hier bebte sie vor ihm. Und es war, trotz ihres künstlichen

Hochmutes, ihrer kalten Härte, dem bitter wissenden Blick jener Menschen, die für alles im Leben mit schwerem Gelde bezahlen und sich ausbeuten lassen müssen, in dem Gesicht dieser alten Frau doch etwas Trauriges und einsam Scheues, es war dies Heimatlosigkeit, der Mangel an jeder Bodenständigkeit und Überlieferung in ihrer Existenz. Aber ihre großen Brillant-Ohrringe funkelten, auf dem wunderlichen Modehelm aus Gold und Reihern glänzte eine antike Schnalle von größtem Wert, und ihre echten Spitzen hatten die Vornehmheit, die sie selbst nicht besaß. Sie hatte sich Gäste eingeladen, Leute mit Titeln und Uniformen, alte Herren, die für gute Diners ihr Seelenheil ließen, unbemittelte Aristokratinnen, die ihr Leute von gutem Namen zuzuführen hatten. Wahrhaft wie die Klienten jener Reichen im alten Rom, nur verändert in Gestalt und Wesen, waren diese Existenzen.

Neben Sarah von Berges saß Frau Wepel-Gerhardi, deren Mann sich mit einem rätselhaften Nährmittel, das alle Modeärzte verordneten, Millionen machte. Sie war sehr fett und sehr geschmückt, eine gutmütig naive Reklame für ihre eigenen Präparate, und hatte ein mürrisches Töchterchen in hypermodernem Format. Die Wepel, reich, aber gesellschaftlich ungeschickt, waren Protzen harmloser Sorte, mit denen die Welt ihren Mißbrauch in oft schamloser Weise trieb. Sie wußten nichts von Exklusivität und empfingen wahllos. Es war ihr Schicksal, ausgepreßt und taktlos behandelt zu werden. Die kleine Wepel mit dem Kreolengesicht war schon zweimal Braut gewesen, und Fräulein Liese von Berges, die goldene Liese, sah sehr kühl auf sie herab. Dieses blasse, ganz unzugängliche Mädchen mit den glatten Scheiteln, auf das

teuerste, aber einfachste gekleidet, hatte sich mit eiserner Konsequenz an die Hofgesellschaft gedrängt, an, wenn auch nicht in diese. Sie hatte einmal sogar bei Hof getanzt, die Goldliese, es war ein heißer Abend für sie gewesen und an Spott wie an impertinenten Zurückweisungen, an Ausschußtänzern und Vereinsamung hatte es ihr nicht gefehlt. Aber diese Liese war geschaffen, ihren Gesellschaftsweg zu machen, sie stand wie ein Felsen in den Brandungen, nicht zu beleidigen, nicht wegzuekeln. Sie reagierte auf keine Niederträchtigkeit, verstand es nicht, wenn man sie schnitt, kam noch einmal und noch einmal wieder. So hatte sie sich auch den Bräutigam erworben, der neben ihr, ganz Monokel und Bügelfalte, saß, der Streber von Adel, aus guten Kreisen, ein Herr von Denzian. Beide waren sie äußerlich farblos, kränklich und unschön, beide korrekt, nur allein auf ihren Weg bedacht. Ein Geschäft war von ihnen abgeschlossen worden. Liese Berges verachtete ihre Eltern naturgemäß.

Die Familie Bensberg mußte, um an ihren Eckplatz am Fenster zu gelangen, eine Art Spießrutenlaufen zwischen diesen Millionentischen durchmachen, die den reservierten Speisesaal füllten. Zweimal im Jahre versammelte sich hier nahezu dieselbe Gesellschaft aus der Welt des Geldes, sie kam von überall her und zerstob, immer von Reise- und Ortswechselfieber gepeitscht, wieder in den Wind, da-, dorthin, wo es guter Ton und maßlos teuer war, wo ein Modearzt, ein neues Sanatorium lockte, eine neue Unterhaltung oder eine Quelle, die man für die hundert geheimnisvollen Leiden der Geldmenschen trank.

Es war eine bestimmte Koterie Menschen und sie kannten sich alle, beobachteten einander in jedem Auf und Ab ihrer Existenz. Ihre inneren Beziehungen zueinander bestanden in der Rivalität, die immer am Wege lag, dem ruhelosen Neid, dem Jagen und der Sucht, einander zu überbieten. Das war der Ehrenstandpunkt, den sie hatten.

Die Baronin Bensberg flatterte fahrig zwischen den Tischen hin, winkte, nickte, tat des Strahlenden und Intimen zu viel wie immer, aber es lenkte doch die Blicke auf sie und gab ihr eine grimassierte Jugendlichkeit, die die Spötter versöhnte. Sie war keine von den ganz Großen hier, sie saß durch ihre Heirat und die vorsichtigen Bestimmungen ihres gewitzten, alten Vaters zwischen zwei Stühlen. Adel und Geld. Daher war sie nicht sehr gehaßt, nicht gegen sie richteten sich die großen Intrigen und geheimnisvollen Verwicklungen.

Sie war die Reisebaronin der Modeorte, man mochte sie ganz gern. Jede Saison fing sie ihr Leben naiv wieder frisch an, immer in Ekstase, bald oben, bald unten, immer mit einer neuen Marotte, einer Idee, einer Passion behaftet, sehr gastfrei — wo es sich lohnte, sehr gutmütig, stets auf der Jagd nach dem geheimnisvollen Ding, einer Position, dem Traum all dieser Existenzen, die in Hotels und Sanatorien nach dem Leben fahnden.

„Jessas, die Bensberg", sagte an einem bescheidenen Seitentisch eine kleine Gesellschaft, die keinen Champagner trank und einfach gekleidet zu Abend speiste.

„Die Bensberg wieder amal. Wie 's hupft mit ihre zwei linken Füß, schauen's, Gräfin!"

„Ich bitt Sie, mein lieber Prinz, reden's nix Undankbares, sie hat ein Faible für Sie."

„Das hat sie, gesund soll sie damit leben, hundert Jahr und mehr."

„Bei der Kurmusik steigt sie Ihnen nach — in Kissingen, Karlsbad, in Vichy, man hat's g'sehn."

„In der Halle schleppt's einen Korbsessel neben meine Glatzen, wann nix frei is, liest hörbar den Maeterlinck, seufzt und laßt alles fallen, daß ich mit Aufklauben gar nicht fertig werd. Und schöne Strümpf hat's alleweil an und n' kleinen Finger spreizt's weg, sag ich Ihnen. Eminent, wie sie das macht!"

„Is das wahr, daß sie Ihnen in Biarritz in der Hall dem alten Herrn Lys und dem Mister Dentrisch vorgestellt und euch dabei alle drei eigentlich nicht gekannt hat?"

„Aber sicher hat's das g'macht. ‚Mon cher monsieur Lys, permettez, Mister Dentrisch. Sie erlauben, ein Landsmann, der Prinz Melsberg-Traisach aus Wien, ja aus Wien' und nachher noch g'schwind eins von ihre hochgebildeten Zitaten. Zitate kann die Frau! Pst, ich muß grüßen."

Die beiden Damen sahen durch ihre Lorgnetten diesem Vorgang ernsthaft zu. Dolly Bensberg, sie ließ sich Dolly rufen, winkte dem Prinzen mit scharmanter Familiarität zu und blinzelte darauf sehr entgegenkommend die Gräfin Viglia und die Baronin Steyrau an, die keine Miene verzogen. Ach! Die Blüte der Wiener Gesellschaft, die sich alles, sogar Lodenkostüme im Millionenrestaurant erlauben konnte. Und was hatte man auf Wohltätigkeitsfesten nicht geblutet für sie! Jetzt

starrten sie impertinent und mokant mit diesem blinzelnd leeren Ausdruck, der aus anderen Welten auf Niederungen herabsieht, ohne jedes Begreifen. Ach Gott! Dornig dehnt sich der Weg des Lebens. Aber der gute Prinz mit den langen Zähnen, den wenigen Haaren auf ruhevoller Stirn und dem harmlosen Blick, der ihn nie verließ, der gute Prinz, Vollblut aus Böhmen — war sehr artig trotzdem. Er dienerte ruckartig mit seinem Oberkörper und murmelte verbindlich, ja sogar hörbar: „Küß die Hand, Baronin."

Dollys beredte Augen funkelten auf. „Ah, Sie, mein lieber Prinz — Kissingen!" Sie wäre stehengeblieben, aber ihr Sohn zwang sie weiterzugehen, sanft, unerbittlich schob er sie.

„Mama, wir verstellen doch den Weg." Die Abneigung gegen dieses Geschrei, die Furcht vor dem Vorgestelltwerden stand in seinem Gesicht geschrieben mit einer gewissen sympathischen Hilflosigkeit. Hinter ihm sagte die alte Gräfin Viglia:

„Is das a superber Bursch, der Dolly ihr Bub, aber nein, gehn's!"

„Dem Lato Bensberg sein Sohn. Da kommt er selber, der Lato. Wir waren amal in ein' Regiment bei die Einser. Servus, Bensberg. Er wird mi' do nit anred'n."

Aber Lato Bensberg ging vorbei, die Lippen zusammengepreßt, seine noch hübsche Figur mühsam aufrichtend zu einstiger Strammheit, im Trinkergesicht plötzlich einen scharfen, bitteren Zug.

„Armer Teufel!"

„Ja, ein armer Teufel is er, der Bensberg. Sauft sich in die Grub'n. Ihn hat's. Aber Donnerwetter, is sein Mädl schiach (häßlich)!"

Sie hatte es gehört, die kleine Resi Bensberg. Ihre Augen blickten den Sprecher und seine etwas erschrockenen Begleiterinnen groß und durchdringend an. Es lag ein Ruf in diesen Augen wie zur Urfehde.

Die Steyrau schüttelte sich und konstatierte: „Komische Leut sind das. Na, endlich sitzen's, g'lobt sei Gott, nicht ohne Mühe und Spektakel. Lärm macht das Weib immer, wann's wo auftritt."

Das stimmte. Es gehörte zur Deitelschen Eigenart und hatte sich seit der Bensbergischen Nobilisierung noch verstärkt. Aber schon der alte Deitels, ein Mann, der mit kleinem Handel obscur begonnen und sich eindrucksvoll durchgesetzt, sowie sein Sportsmann von Sohn waren immer laut gewesen, in öffentlichen Lokalen ganz besonders laut. Da hieß es: „Hat mein Freund, der Graf Lasky, nix für mich hinterlassen? Richten's dem Baron Korb was aus. Vergessen's nicht, ich laß den Grafen Eikhemm schön grüßen." Oder gar: „Hat der Prinz Marberg nicht nach mir g'fragt? Seine Exzellenz." Sich in Szene setzend, laut und grell im Auftreten war Dolly aufgewachsen, ausgegangen, hatte geheiratet, für das Publikum. Dafür lebte man ja, sie wußte es nicht anders. Und als jetzt die gutmütige Wepel, bei der ein Adelstitel immer eine gewisse Suggestion hatte, ihr zuwinkte, schoß sie wieder empor und fegte hin an den Tisch der Berges, wo sie niemanden kannte, alle aufstehen und sich, den Suppenlöffel in der Faust, bekannt machen mußten. Sie küßte der alten Sarah in ge-

machter Kindlichkeit die Hand, sagte zu dem hölzernen Generalstäbler: Glückspilz! Und alles im Saal schaute auf sie; nur die Ihren starrten in ihre Teller und Lato Bensberg war von dem Zorn, den er nicht zeigen durfte, einem jähen, brutalen Trinkerzorn, ganz grün. Kurt blickte nervös auf seinen Demokraten, den eifrig schluk-kenden Hofmeister. Resi aber hatte ein kaltes Philosophen-lächeln vor sich hin, das konstatierte:

„Ja, die Mama, die plagt sich bei die Leut! Die is halt so."

Ja, so war Dolly. Nach vollzogener Begrüßung mit den Millionären aus Berlin und Frankfurt hatte sie noch ein Knicksdchen für die unappetitliche Mistreß Oveldopp mit dem unrasierten Gesicht, die neben der Holländerin van Clairlander speiste, beide einen fetten Schoßhund in kostbarer Schabracke zwischen sich; eine Gesellschafterin saß noch am Tischende dieser beiden hochmut- und kälte-starrenden Damen, ein Fräulein zur Lohe, deutscher alter Adel, Offizierstochter. Sie machte ein eisiges Prin-zessinnengesicht, in dem waren frühe, tiefe Linien.

Dann gab es noch da die geschiedene Gräfin Spesser, auch eine fahrende Hotel- und Badegattung, die nie ohne Krach abreiste und nie weniger als drei Dutzend Hüte und zwei Verehrer mitbrachte, welche Hartes zu tragen hatten; die feudalen Weininger, große Finanzleute, ge-sellschaftlich, wie man es in Österreich nannte, arriviert. Diese fühlten sich enorm. Zwei sehr reiche Mädchen waren an ihrem Tische, die eine, Waise, ein Fräulein Anne Imkes, deren Vormund der Baron Weininger war, und eine Gräfin Mannfelde, eine große, kühle Erscheinung, schon bald dreißig Jahre alt, eine Erbin, aller Jugend,

die da Not litt, wohl bekannt unter dem Namen d i e Mannfelde. Hermance Mannfelde war ledig, weil sie fürchtete, wegen des Geldes gewählt zu werden, künstlich abstoßend, weil sie gar nicht gefallen wollte, wunderlich einsam und arm durch bittere Erfahrungen.

Diesem herben Mädchen mit den schönen Augen, die wie erblindet glanzlos schauten, warf die sonst gutherzige Dolly einen Blick zu, in dem Gier, Ärger und eine neidische Unruhe lag: „Warum willst d u deinen Tribut nicht auch bezahlen?" Die Mannfelde sah an ihr vorbei.

Ja, sie kannten sich alle, diese Reise- und Hotelexistenzen, die Leute vom Gelde. Man traf sich immer wieder, die Welt des Genusses war beschränkt.

„Na, hast jetzt amal lang g'nug an Affen aus dir g'macht, Dolly?" Bensberg hat seine Suppe nicht gegessen, trank aber schon das zweite Glaß süßen Weines. Er sah seine Frau wütend an, als sie endlich zurückkam.

„Mon cher!" Sie zuckte die Achseln. „Ich habe eben Freunde, Freunde!"

Er murmelte etwas, das wie „Mist, auf den ich pfeif", klang, die Erzieherin erschrak, es zuckte um die Lippen des Hofmeisters. Dolly fing sofort mit ihrem Sohn laut ein intimes Gespräch an, das sie nur unterbrach, um Therese zuzurufen: „Halt dich gerade", natürlich auf französisch.

Latos' Augen aber schweiften zerstreut immer wieder zu den beiden einfach gekleideten, heiteren Wienerinnen aus der guten Gesellschaft hinüber, die einst seine Welt gewesen war in leichtsinnig frohen Tagen. Bei Viglia hatte er getanzt und viel Tennis gespielt in ihrem schönen

Palastgarten, der so einfach war, aber so alte Baumgruppen besaß, solch eine reservierte Weltfremde. Irgendeine Erinnerung an ein sehr hübsches, liebes und armes Komtesserl verknüpfte sich mit diesem Vigliagarten für ihn, die Geschichte einer unschuldig-süßen Verliebtheit, die einzige Art Traum, die er je gekannt hatte und natürlich nicht zur Wirklichkeit machen konnte.

Denn da hätte ein Lato Bensberg ernsthaft arbeiten und streben müssen, ein Komtesserl sich in bürgerliche Hausfrauenenge bescheiden, und das taten sie nicht, er wenigstens hatte das nicht gekonnt. Begabt und träge, mit der hochmütigen Suggestion, unsereins kann's niemals fehlen, reichte er eben gerade zum Reiteroffizier aus. Und auch das nicht lange — die Geister der Flasche hatten für seine matten, der Peitsche bedürfenden Nerven schon früh ihre Lockung; bei einem Rennen war er betrunken und es ging schief. Er machte noch die Hochzeit der kleinen Komteß mit, sie heiratete den neugeadelten Bankier Ellwanger aus dem klugen Handelsstamm der Wangeles. Sein Schwiegervater hatte ihm den Adel und er diesem, als Statthalter in der Provinz, durch Mangel an nationalem Takt verunglückten Grafen, mit den Adelsideen von vor achtundvierzig eine Verwaltungsstelle verschafft, außerdem einen Anteil an den Gewinnen bäuerlicher Güterschlachtungen zu Industriezwecken, die manch zugrundegegangenem Adel wieder Vermögen und Stellung verschafften. Der Bauer, dessen natürlicher Schützer ein Adel sein sollte, dem man noch irgendeine Berechtigung der Existenz zuerkennt, war in wachsendem Grade das Opfer der Verhältnisse, denn die erbansässigen Träger großer Namen machten mit den

Geldleuten gemeinsame Sache und fingen auch an, ihre Töchter in diese Welt zu verheiraten, aus der sich bis jetzt nur einzelne ihrer jüngeren Söhne Gattinnen geholt. Die hübsche, fein veranlagte kleine Gräfin Spiegler war eine Frau Ellwanger geworden und ihr Mann ein neuer Baron.

5.

Lato war ohne Bedenken in dem Haus ein ständiger Gast geworden, obschon ihm dort irgend etwas weh tat, von dem er vermutete, daß es sein Herz sei. Er hatte selber Ernst zu machen, denn er war kein produzierender, nur ein konsumierender Teil der Welt, mit schönen Lackschuhen, stets korrektem Dreß und Gespräch, tadellosen Ansichten, guten Manieren und immer ein paar zeitgemäßen Witzen.

„A scharmanter Bursch war er", sagte bedauernd die Steyrau, mit der er viel getanzt hatte.

„Aber so ein Milieu, das muß ja an Menschen zugrund richten. Ich bitt' euch, die Deitels Mutter, wann's in Gala in die Blumensäle kommt und der Metternich für jede Impertinenz dankbar wedelnd hundert Kronen aufdrängt! Zu Haus verhungern dabei ihre Dienstleut."

Lato Bensberg hatte die kleine Deitels geheiratet, weil man sie ihm hinschob und keine andere da war. Sie war wohlerzogen, gut unterrichtet, unbescholten und gesund. Ihre Bildung wurde ihm sofort lästig. Er hatte nie versucht, sie kennenzulernen, nur zu seiner Frau gemacht hatte er sie. Unbeholfen und kavaliermäßig in

Geldsachen, ließ er sich mit einem Ehekontrakt und strenger Gütertrennung in die Ketten bleibender Abhängigkeit legen. Die Deitels erhielten die ganze Menage, er bekam Taschengeld. Er nahm dann Anläufe zu ein paar Karrieren, denen er gnädig gestattet hätte, zu ihm zu kommen, aber sie kamen nicht. Seine kleine, fette und laute Deitels drängte sich auf, machte ahnungslos Taktlosigkeiten, hatte ein sehr schönes Home, in dem man gut aß, viele Schmarotzer, moderne Seelenbedürfnisse, wuchs sich aber nie zu einer Dame aus. Das sagte er ihr, so oft er konnte. Auch eine Frau war sie nicht. Sie wollte keine Kinder und keine Ehe im rechten Sinn, obwohl sie sehr impulsiv in Gefühlen machte. Die Geburten der Kinder gestalteten sich zu Katastrophen, sie floh ihren Mann, wollte die Kleinen nicht sehen, schrie, daß sie erblich belastet seien. Lato hatte eine Zeitlang Mäßigkeit gezeigt, nun trank er wieder. Der Gattin in seinen Kreisen eine Position zu machen, fiel ihm nicht ein. So begann sie zu reisen, in Hotels und Sanatorien nach noblen Bekanntschaften, Sensationen und Erlebnissen zu fahnden, sie schuf sich in gewissen Kreisen den Nimbus einer sittlich hochstehenden, armen Frau, interessant auf ihrer steten Flucht vor einem erblich belasteten Gatten. In alles, was er zage und schwankend, aber doch mit einem gewissen Pflichtgefühl begann, griff sie ein, so vor allem in die Erziehung der Kinder. Sie hatte das Geld, er den Ruf eines Trinkers, auf ihrer Seite stand die Gesellschaft und das Buchstabenrecht. Seine richtigen Instinkte, sein Tasten nach Erfüllung der Elternpflicht, seine Liebe zu den Kindern legte sie brach mit ihrem Geräusch und ihrer Macht. Was er

Gutes eingeleitet hatte, vernichtete sie immer sofort wieder. Er fürchtete sie sehr.

Sie hatte die eiserne Gesundheit, die Ausdauer ihrer weltkampferprobten, vaterlandslosen Rasse und deren tiefen Haß gegen verfeinerte arische Geschlechter aus besonders gehütetem Blut. In ihr lebten die Vorbedingungen zu Sieg, auch in gewissen, angeborenen Skrupellosigkeiten und sie genoß ihre Gewalt. Immer störend hatte sie eingegriffen in die Existenz der Kinder, mitleidlos für diese selbst. Ehehaß und Ehekampf erwürgten nach innen das Familienleben, nach außen hatte alles gut ausgesehen; die Familie traf sich an bestimmten Orten, hatte in Wien eine gemeinsame Wohnung, die nur Lato ab und zu benutzte, korrespondierte korrekt. Von Lato war sein Anhang abgebröckelt, seine Frau sah das schadenfroh. Sie hielt mit den Ihren fest zusammen.

In letzter Zeit hatte die Gesundheit Bensbergs sehr geschwankt. Er dachte daran, ein Testament zu machen, aber es fiel ihm ein, daß er nichts zu vererben hatte. Er sah seine beiden Kinder an, das frühreife Mädl, die Ausgeburt seines Milieus, den schönen, weichen und schweigsamen Jungen, der nichts lernte, in den Hotels der Luxusorte heranwuchs, seiner Mutter Kavalier; so wurde der allem Lebensernst fremd, jeder Disziplin, wurde etwas Erbärmliches, wahrscheinlich würde er nicht einmal militärtauglich sein, dabei nicht unbegabt und nachdenklich, wie Jungen dieses Alters es nicht oft sind, eine fremdartige Treibhauspflanze. Was wuchs da eigentlich heran? Aus Resi machte sich Lato wenig. Sie war so häßlich, so unangenehm klug, die ging ihren, wahrscheinlich der Mutter Weg. Kaufte sich

wieder solch armen Kerl, wie er einer gewesen, ruinierte ihn, schmiß ihn dann weg mit einem Almosen. Solche Weiber, in Scharen sah er sie ja jetzt schon überall. Sie schossen empor aus verdorbener Erde, die Ausgeburten der großen Vermögen, die schnell und rätselhaft entstehen. Mochte Resi den Wiener Deitels bleiben. Er nahm sich nicht die Mühe, sie kennenzulernen, hatte auch ihre Kindesliebe nie gesucht. Aber sein Bub, ein Bensberg, ihm ähnlich, die schöne alte Rasse, an den zu denken, das packte ihn doch. Der letzte Trieb am alten Stamme, der letzte Bensberg, wenn auch noch nebenbei einer Dolly Sohn.

Lato begann betrübt um sich zu blinzeln. Hol's der Teufel, die Zeit war ungemütlich, es war eine Zeit, in der junge Leute aller Schichten antreten sollten zu des Lebens Tüchtigkeit. Es war eine Zeit der allgemeinen Wehrpflicht, der wahren Gewissen, der Selbstverantwortlichkeit. Überall regte sich's, hieß, daß ein Mensch lebte, um zu leisten, nicht nur um zu genießen. Der Nimbus des Adels sank sogar in Österreich rapid. Laut und unangenehm, für Menschen wie Bensberg, trat ein demokratischer Geist auf, im Großgrundbesitz, sogar im Heer, im Beamten- und Richterstand. Man hatte diesen Geist hereingelassen, apathisch wie man war, und kurzsichtig. Nicht mehr die großen Namen hatten nun immer recht, es hatten's jetzt die großen, die immer gefüllten Geldbeutel. Aus ihnen wuchs ein neues Herrentum empor; das kaufte sich alles, was früher Geburts- und Traditionsvorrecht gewesen war, den Adel, die Orden, die Protektionsämter, selbst den Sitz im Herrenhaus, das hatte die Presse untertan, erfuhr alle Geheim-

nisse, das lenkte und lockte auch die großen Herren. Aus dem Nichts, oft aus dem Morast dunkler Tiefen schoß es empor, sehr oft noch ganz ohne Kinderstube, das Produkt der rasenden Industrien, in denen ein Vater noch Schlosser war am Feuer und sein Sohn schon Baron, Exzellenz wurde, von den neuen Millionen gekrönt. Lato Bensberg fand diese neue Zeit scheußlich. Aber er sagte das nicht laut, wie er sich ja nie im Leben zu einer festen Stellungnahme für irgend etwas aufgeschwungen. Er hatte immer alle Hände gedrückt, solange sie salonfähig waren und fand ein starkes Auftreten undistinguiert.

Auch gab es in allen Schichten, auch in den neuen, immer doch nette Leut, gute Kerle, scharmante Burschen und eine brillante Aufmachung. Man wurde zu Jagden eingeladen, zu Lustreisen im Auto, auf Jachten, man hörte, sah etwas, bekam Schneideradressen in London und Opernbillette in Paris. Man fuhr zu den großen Rennen mit, erhielt Andeutungen, damit man richtig wettete, und die Söhne dieser neuen Reichen, deren Vermögensursprung niemand nachfragte, trugen die Uniformen der Eliteregimenter; die Töchter waren auch schon anders als Dolly es gewesen, viel raffinierter, viel mehr Hundeschnauze hinter guten Umgangsformen, kalt, eiskalt. Sie hatten alle rechnen gelernt. Das war zu Latos Zeit noch nicht so gewesen.

Er trieb sich herum, wo man ihn haben wollte, ächzte und krächzte ein wenig, redete nach, was er zuletzt gehört hatte, schrieb in Zwischenräumen an Resi Ansichtskarten mit jungen Damenabbildungen, wie sie sein sollte, an Kurt und dessen Hofmeister belehrende und unklare

Episteln mit sehr viel Widersprüchen, an seine Frau nicht ungeistreiche Impertinenzen in knappster Form, die ihm besonders bei der dritten Flasche glückten.

Er pflegte diese ehelichen Racheaperçus seinen Intimen vorzulesen und sie kursierten in gewissen Kreisen von Wien. Zu der Baronin Ellwanger in Baden ging Lato ab und zu, wenn er bei seiner Schwiegermutter speiste und nach Resi zu sehen vorgab, deren seltsam alte und scharfe kleine Persönlichkeit ihn jedesmal wieder ratlos machte. Seine einstige Liebe in ihrer prachtvollen Villa, neben dem Geldmanne, der sie gekauft hatte und dem sie dafür ihre früheren Kreise zuführen mußte, was ihr nicht immer leicht wurde, war eine zerfahrene, rasch welkende Frau geworden, sie schien es schwindelnd zu empfinden, wie wenig Boden unter ihren Füßen war. Gegen die natürliche Brutalität des Geschäftsmenschen, der auf seine Rechnung zu kommen fest entschlossen war, wehrte sie sich mit Nerven- und Frauenleiden, die ihm Unsummen kosteten. Wenn sie und Lato Bensberg in dem prunkenden Hause, darin die Frau nie Herrin geworden, beisammen saßen, mit dem unbewußten, nervösen Lauschen auf einen harten Gebieterschritt aus anderer Welt, war ihr Anblick sonderbar traurig und Nelly sprach das einmal aus. Sie sahen sich dann beide an, in den deckenhohen Venetianerspiegeln zwischen den Palmen, den alten Gobelins, kostbaren Möbeln und Raritäten. Er war noch nicht fünfundvierzig Jahre alt, sie dreiunddreißig. Aber sie schienen überhaupt ohne Alter, wie Schemen, die hinflackerten an fremden Mauern, wie lichtlose, halbzertretene Pflanzen, die in Schwüle ersticken. Ihre Jugend stand plötzlich auf, diese Jugend,

die schön gewesen, und es war, als neige ihr verbleichender Genius sich über die beiden Menschen da mit fragenden Augen. Wieder duftete es aus Parktiefen, rauschte lustiger Frühlingswind in Buchenkronen, gingen zwei einsame Wege und lächelten einander an. Die rechneten kein Problem aus, sie lebten.

„Ja, unser Leben, das is halt so eins, das nimmt einen verflucht her", ächzte Lato. „Ma is zu anständig, viel zu anständig." Die Frau schwieg und sah an ihm vorbei. „Ich hätt' Ihnen doch viertausend Gulden Apanage jährlich nicht zumuten können, Gräfin, was?" Er sagte immer Gräfin, die Ellwanger hielten darauf.

Mit ihr besprach sich Lato über seinen Sohn. Dann bangte irgend etwas Echtes in seiner Stimme, echt wie das, was er für sie gefühlt, und sie bemerkte es. Es wob ein seltsames Band zwischen ihr und dem Knaben.

„Bringen's ihn mir", sagte sie einmal plötzlich, als sie ganz besonders traurig war. Man hatte sie übergangen bei einer großen Wohltätigkeitssache und ihr Mann hatte sie mißhandelt. „Wofür frißt die Person mein Brot?" Manchmal kam es sie an, nach Ablenkungen zu suchen. Sie hatte keine Kinder, war krank seit ihrer Verheiratung, und Ellwanger, als eleganter Lebemann, hatte dazu gelacht, als sie durch sein Verschulden erkrankte. „Bringen's mir Ihren Sohn", sagte sie, nachdem Lato ihr lang in seiner schlappen Art vorlamentiert hatte, er bekäme ein Herzleiden, er gehe bald kaputt, niemand sorge für ihn.

„Kommandieren's Ihre Frau nach Haus."

„Damit mich gleich der Schlag trifft, 's Wutschlagerl! Sie haben ja keine Ahnung, die Dolly, die bringt den

g'sündesten Menschen in die Grub'n, der vertrau ich kein' Hund nicht an. Drum eben, mein armer Bub!"

Er kam mit Kurt an einem regenverschleierten Mainachmittag, an dem Baden nicht nur nach dem Schwefeldunst, sondern auch nach ertränktem Flieder roch. Im Helenental spielten sie Wienerweisen, sie klangen gedämpft in den Wintergarten der Villa Ellwanger herein. Und einen Augenblick war es der Frau, die da zwischen starkriechenden Blumen in Kissenbergen lag, als seien fünfzehn Lebensjahre von grausamer seelischer Not nichts gewesen, und durch junges Grün, einen Gartenweg entlang, käme wieder Lato Bensberg auf sie zu, nur jünger als sie ihn gekannt hatte und in vielem anders, innerlicher, mehr in der Seele Edelmann. Der große Luxus stand diesem siebzehnjährigen Menschen Kurt Bensberg wie etwas ganz Natürliches. Er schien über ihn vorzuschreiten, ihn zu beherrschen.

Der junge Bensberg verbrachte diesen Nachmittag wie in einem Traum. Für ihn war diese feingliedrige, durch ihre Rasse so jung erscheinende Frau mit der vornehmen Stimme, den weichen Bewegungen, den schönen, gequälten Augen eines gehetzten Rehes, etwas Wundervolles, Herr Ellwanger, der dann erschien, etwas Schreckliches. Er dachte, warum hat dieser Mann nicht meine Mutter geheiratet und seine Frau meinen Papa? Aber eigentlich erschien sie ihm ganz jung, zu ihm selbst passend in ihren weißen Spitzen, mit den Veilchen, die sie trug. Sie lächelte ihn an und er wurde rot, seine Ohren brannten. Er verlor plötzlich seine Unbefangenheit.

Sie wollte Tante Nelly für ihn sein, eine alte Freundin, sagte sie. Während die beiden Herren Gemälde an-

sahen, plauderte sie mit Kurt. Und sie fiel unwillkürlich zurück in die alte, liebe Komtessenart, die sehr viel Unschuld ist mit ein wenig Vorwitz, Kastenjargon, mit natürlich-drolliger Herzigkeit vorgebracht. An ihrem Hochzeitstag war das feine Uhrwerk ihrer Seele stillgestanden, es lag in einem Schrein und blieb jung.

Kurt, der heimlich etwas schwärmerisch veranlagt war, stahl ein paar Veilchen von ihrem Kleide bei diesem seinen ersten Besuch. Er war über ihn auch gegen Therese, der er sonst viel sagte, ganz schweigsam. Er lernte in der nächsten Zeit noch weniger als sonst. Die junge Frau aber begann ihm zu schreiben. Es war ihr dabei, als ob sie ihrer toten Jugend schriebe.

Zu Lato sagte sie bei seinem nächsten Besuche: „Er ist ein Aristokrat. Geben Sie ihn den Bensbergs."

„Die wollen ihn ja nicht, die hochmütige Bagage! Die haben mir schon refüsiert." Er erschrak. „Das heißt" — dann bitter — „vielleicht glauben's, er wird auch Kognak saufen und sich dazu noch aufführen à la Deitels ohne meine Konduite. Ach was, von mir aus, mir ist die ganze Sippschaft wurscht, wie ich mir selber."

Aber das war nicht wahr.

Lato hatte bei dem Chef der Familie, dem alten Freiherrn Bensberg auf Neuhagen angefragt, seines Sohnes halber, der der jüngste und der letzte Bensberg war. Neuhagen, obwohl Jahrhunderte in der Familie, war frei vererbbarer, veräußerlicher Besitz, gegen die übrigen Bensberge hatte sein Herr keine Verpflichtungen. Er war ein Landedelmann ältesten Schlages, verbohrt, selbstherrlich, sacksiedegrob und von beispiellosen Standes- wie Adelsbewußtsein.

Er schrieb an Lato zurück: „Dank Dir, mein Sohn, für wertes Anbot, aber die Ableger von deiner Rebekka interessieren mich nicht. Schick Dein' allerwertesten Judenbub'n ins Rote Meer zu die Deitels, ich fahr pur sang in die Grub'n, und Neuhagen wird ein Versorgungsstift für adelige Freileins, die den linken Stockzahn verloren haben, dazu reicht mein Gerstl. Grüß Dich Gott. Dein Onkel Tscha."

Er hieß Anton, wurde Tontscha gerufen und nannte sich selbst aus Wortsparsamkeit Tscha.

Lato hatte über den impertinenten Brief wütend gelacht. Hinter dem Neuhagener lagen in seinem, auf der engsten Scholle verbrachten, aber dennoch bewegten Leben mindestens sechzig Duelle, alle wegen Unverschämtheit des Mauls, Injurien, Impertinenzen und großartiger Herrenfrechheit, der Position und Besitz nicht entsprachen. Aber er war doch jemand, der Tscha Bensberg, und seine Ablehnung tat weh wie ein Peitschenhieb, den man nicht zurückgeben kann.

Lato hatte schließlich Nelly diesen Brief gezeigt. Sie las ihn mit einem Lächeln, in dem viel war, nur keine Heiterkeit. Sie kannte diese Gattung Tscha Bensberg, die noch vor zwanzig Jahren unter dem Landadel der rückständigen Provinzen in Fülle dagewesen war, jetzt aber naturgemäß immer seltener wurde. Ihr Vater war keiner von der Art, er hatte mit seiner Tochter ein Geschäft in Maklerkreisen gemacht und dabei kolossal profitiert in Ansehen und Einkommen. Völlig unbegabt und unwissend, half er doch im Staate mitregieren, der Schwiegersohn hatte ihn vorgeschoben, sie verstanden einander tadellos. So oft der Graf erschien, streichelte er seine

Tochter und wiederholte ihr unermüdlich: „Du bist ja so glücklich, Nellerl, enorm glücklich bist du, mein Kind."

Der alte, rabiate Tscha Bensberg, der wie ein Raubritter auf seinem vorsintflutlich altmodischen Neuhagen hockte und jede fortschrittliche Errungenschaft verpönte, der alte Onkel Tscha hatte bei ihrer Verlobung die Familie Nellys gröblich beschimpft und sich mit ihr verknallt. Aber mit Nelly nicht, ihr begnügte er sich zu sagen: „Du weißt nit, was du tust, weil es für eine Komteß das Richtige is, nie was zu wissen, du bist a Schaf und wirst bald a räudiges Schaf sein. Pfui Teufel!"

Sie hatte ihm nie gegrollt, und sie verstand ihn jetzt ganz, sie gab ihm nur zu recht. Sie schrieb ihm manchmal. Auch jetzt, über Kurt Bensberg, schrieb sie einen langen, ernsten Brief, der wurde rekommandiert, mit Rückschein, sie kannte den Neuhagener. Und als er doch nicht antwortete, schrieb sie wieder einmal. Vor ihr, deren Leben selbst grausam zerstört war, stand das Schicksal dieses jungen Menschen, den eine seltsame Elternlosigkeit und das Gespenst drohender Vererbungen umgaben als etwas sehr Trauriges, das nach Rettung schrie. Sie machte in ihren Schilderungen an den Neuhagener die Bemerkung: „Es muß doch wenigstens das Vorrecht gewisser Kreise, von denen Stück um Stück ihrer Eigenart abbröckelt, bleiben, daß sie ein Gewissen haben, nämlich gewisse Dinge nicht tun und andere Dinge unbedingt tun." — Sie wußte, der Satz schlug ein. Wenn sie über Kurt, den sie nun näher kennenlernte, nachdachte, erschien ihr seine Zukunft in Neuhagen weder reich noch beneidenswert. Aber es wehte eine reine Luft dort und sie ahnte, daß der junge Mann, der

keine Kraftnatur aus gesunden Verhältnissen war, sehr von der Atmosphäre abhing, in der er sich entwickelte. Die würde ihn machen. So schätzte sie den Sohn Latos und Dollys melancholisch ein. Da waren keine durch Generationen mit starrem Rückgrat gezüchteten eisernen Grundsätze, keine unbeugsamen Ehrbegriffe mehr, da war Handel und Kompromiß, korrumpiertes Blut, das nicht mehr in ehrlichen Entrüstungen aufbrauste, zu verströmen bereit für eine Überzeugung. Die Menschen des Geldes haben selten starre Überzeugungen. Sie vermögen sich unter gewissen Umständen zu einem gewissen Preis sehr vieles abzuringen. Das wußte die Frau eines Ellwanger.

Während sie mit sanfter, aber fester Hand so den alten Drachentöter in Mähren bearbeitete, hatte Lato Bensberg die Krone der Familie Deitels kennengelernt, einen großen Herrn, der, wenn er nach Wien kam, von Reportern umstürmt wurde, zu Ministern und Prinzen fuhr und an der Börse das Wetter machte. Das war das Haupt der nun im Mannesstamme verlöschenden, deutsch-amerikanischen Millionenlinie, die auf mehr als hundert Jahre und drei Generationen Amerika zurückschaute. Ihr Universalerbe Jay-George Deitels hatte seine Werte in den Vereinigten Staaten behalten, war aber selbst nach Frankfurt zurückgekommen, Geheimrat, adelig und Exzellenz geworden. Seine ungeheure Geschäftsgebarung spann die Fäden zwischen deutscher hochaufstrebender und amerikanischer Industrie, seine Eisenbahnen, Handelsschiffe und Geldschiebungen sprachen überall das gebietende Wort, wo er es wollte. Seine Frau, Miß Mabel Curtis, eine Erbin, hatte er begraben.

Ein einziger Sohn war da, um all den ungeheuren Reichtum, die Weltverbindungen und mit ihnen eine Weltstellung zu erben. Er war mit dem Vater in dieses neue Deutschland nach siebzig, in dieses erwachende Deutschland der auch in Europa großen Möglichkeiten herübergekommen; ein dürrer, intelligenter Kerl, wortarm, sehr aufmerksam als Beobachter. Durch einen Erziehungsapparat ohnegleichen sollte dieser Joe Deitels zu einer führenden Persönlichkeit der kommenden Zeit werden, eine Art Mittler zwischen der alten hier und dieser neuen Welt da drüben, jenseits des Wassers, die das deutsche, industrielle Werden, seine Wasserwege, seinen Handel nachdenklich zu beobachten anfing.

Aber Joe Deitels sollte dabei noch Sportsmann und Kavalier sein. Das war notwendig in Deutschland, um in gewisse Kreise zu kommen, Sportsmann, glänzender Offizier, der den Kaufmann scheinbar abstreifte. Die notwendige Doppelrolle machte Vater und Sohn heimlich knirschen, ihre hagere harte Nüchternheit paßte nicht dazu. Aber hier gab es Elemente, die kannte man drüben nicht, wo man keinen Thron kannte, hier mußte man rechnen mit Traditionen. Sonst blieb man Emporkömmling, ein Gott in gewissen Kreisen, wurde aber nie Mitglied der führenden Kaste, Blüte der Nation. Feudale Gesinnung war nötig, mußte eingeübt werden in all ihren Schlagworten und Betätigungen. Monarchischer Geist mußte eingesogen werden, der starre, tragende Glaube an Gottesgnadentum und Dynastien. Jay und Joe Deitels aber hatten gelebt, nur an sich selbst glaubend, nur sich vertrauend und ausschließlich für sich arbeitend, Naturen, die rücksichtslos aufs Ganze gingen,

gesonnen, nicht nur reiche, sondern vornehme Herren zu sein. In einem feudalen Staat, dessen starke Demokratie noch erfolglos gegen Geburtsadel, Militärdespotie und Kastengeist anrannte, hatten sie harte Arbeit zu machen. Es gibt in diesen, nach amerikanischen Begriffen rückständigen Staaten Dinge, die man tatsächlich nicht kaufen kann. Jay wollte Joe in einem Eliteregiment des Heeres, als Mitglied der Sportwelt, der exklusiven Klubs und der vornehmen Jugend sehen, äußerlich ihr angepaßt, nicht als der Fremde, der Jankee.

Und daran ging Joe Deitels zugrunde. Cato Bensberg machte zufällig, als Anhängsel Ellwangers, der ihn mitgenommen, das große Hamburger Rennen mit, bei dem die Hoffnung des Geldfürsten aus Minnesota und Melbourne sich den Hals brach. Ein englischer Trainer, der ein Vermögen dafür einstrich, hatte den jungen Mann vergebens zu dem zu machen sich bemüht, was andere von Natur aus waren: flotte Reiter, verwachsen mit einem edlen Pferd, dem sie ihre Seele zu suggerieren verstanden. Der arme Joe ritt einen prachtvollen Gaul und richtete ihn, wie sich selbst, zugrunde. Angesichts einer glänzenden Menschheit von vornehm deutschem und internationalem Charakter kamen sie zur Strecke, er und sein Pferd. Das letztere wurde von den maßgebenden Sportgrößen allgemein bedauert. Bensberg aber hatte das krasse Entsetzen in den Augen des Vaters mit angesehen, sein leichenhaftes Erstarren, als sie diesen Sohn vom Rennplatz trugen, er hatte seine Hand nach dem Wankenden ausgestreckt und der junge Kurt, der wieder einmal mitgekommen war, seine Studien unterbrechend, hatte dagestanden wie gelähmt. Auf ihn

fiel der erste Blick Jays, als der wegirrte von dem Toten. Blieb auf dem hübschen Menschen haften, glasig starr, fraß mit den stieren Blicken die warme Knospe seiner Jugend und Lebensfülle, neben diesem Zerschmetterten, seinem eigenen Kinde. Und gab einen Laut von sich, der von wilder Furchtbarkeit war, der alle Blicke auf ihn lenkte: „Er ist nicht tot, ich verbiete es, daß er tot ist", hatte er aufgebrüllt im ersten Augenblick.

Das Wort ging von Mund zu Mund und viele lachten grimmig oder schadenfroh, viele haßerfüllt. Wer empfand hier etwas für diesen Mann des brutalen Gewinnes? Er bemerkte das plötzlich. Seine Augen gingen in die Runde, unnatürlich groß werdend in dem massiven Gesicht mit dem vorgeschobenen Kinn, in dem sie sonst klein und tückisch wie Elefantenaugen lagen. Nicht genug, daß sein Leben zusammenbrach, er war auch in seinem gräßlichen Weh — allein, grauenhaft verlassen, ein Paria. Da hatte Lato Bensberg ihn angesprochen, ihm als Verwandter ein warmes Wort gesagt, wie Leute seines Schlages das verstehen, ritterlich einfach, menschlich gut. Der große, schlanke Österreicher mit den Spuren unverfälschter Vornehmheit und Treuherzigkeit schob sich plötzlich wie ein deckendes Schild zwischen den Amerikaner und die beutefrohe Masse, als wolle er ihn schützen. Und der schöne Knabe stand mit Tränen in den Augen neben ihm. Jay hatte etwas gestammelt, aus trockener, würgender Kehle, schwer lehnte er an Lato's schmaler Gestalt. Der legte den Arm um die zuckenden Schultern des Mannes und führte ihn fort. Für die Umgebung, die zur Seite wich, hatte er keinen Blick.

Seitdem waren Monate vergangen. Lato blieb mit Jay nun in Kontakt, weil dieser es immer wieder anstrebte. Er reservierte sich, bat um nichts, refüsierte eher, sah an dem fabelhaften Luxus im Hause des Geheimrats, als er ihn einmal besuchte, an seiner Weltstellung kalt vorbei. Er war nur für den trauernden Vater zu sprechen, für den getroffenen Menschen. Lato hatte das ausgezeichnet gemacht. Kurt, mein Bub aber wurde sachte vorgeschoben. Da schrieb der Geldfürst aus Frankfurt eines Tages einen Brief. Eine rege Korrespondenz entspann sich zwischen ihm und dem deklassierten Bensberg; der war weiter zurückhaltend, machte Gnaden, blieb dabei immer lieb und rührend nett. Sein Typ war etwas, das der Amerikaner nicht kannte, obwohl er in Neuyork und Orleans verkommene Österreicher aller Art gestreift hatte, die in der Neuen Welt etwas suchten. Es schien, als suche Lato nichts. Er wollte nichts — aber er hatte etwas zu geben, das, worin Jay zum Bettler geworden, eine Zukunft, eine Jugend, in der das Blut der Deitels floß, seinen Sohn. So war es gekommen, daß der Krösus sich schließlich hier in dem Weltbad zu einer Zusammenkunft mit der Familie Lato Bensberg ansagte und daß der alte Neuhagener, sowie er davon erfuhr, plötzlich ebenfalls anrückte, dank Nellys stillen Machinationen. Ein Wettbewerb um eine junge Existenz hatte eingesetzt, über den Kopf der irrlichternden Mutter hinweg, der ein Sohn nur ein Spielzeug mehr war. Lato nannte das seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit tun.

6.

Heimlich war Bensberg auf das, was er da Raffiniertes geleistet hatte, enorm stolz. Das äußerte sich bei dieser Familienmahlzeit im Hotel durch die kurzen Seitenblicke, die er ab und zu auf seine Frau warf, während sie kräftig speiste, viel redete, mit Zitaten aus der neuesten Literatur herumschmiß, Blicke warf und affektiert auflachte über alles, was Kurt sagte. Sie fand ihn reizend naiv. Lato aß fast nichts, das lag in seinem Zustand, aber er hielt heute auch im Trinken etwas Maß. Manchmal lauschte er hinaus in die Halle, er fragte den Kellner nach dem Schnellzug aus Frankfurt. Die Erwarteten hatten ihre Ankunftsstunde verschwiegen, sie wollten keinen Empfang. So kam es, daß jetzt, während man im Saale das Eis auftrug, der feine Klang von Champagnerkelchen laut wurde und ein Duft von gutem Kaffee sich in den Atem der welkenden Blumen mischte, zwei alte Herren sang- und klanglos ins Hotel Brunnen eintraten. Der eine rumpelte im Omnibus heran, der andere kam im Zweispänner. Der eine erschien ohne Begleitung mit einer Handtasche, auf der rosenumkränzt und vergißmeinnichtgeschmückt groß zu lesen stand: „Laß nichts liegen." Er hatte einen karierten Plaid um, unter diesem einen Wettermantel an, der wieder ein vorsintflutliches Kommodejackerl bedeckte, dazu einen verregneten Filzhut auf, so „verdepscht" und verkniffen, wie nur ein guter Jägersmann ihn trägt. Trotzdem sah der alte Herr vornehm aus und obwohl er ein einziges, billigeres Zimmer hoflings (nach dem Hofe hinaus),

wie er es nannte, bezog, verkroch sich die natürliche Unverschämtheit von Portier und Kellner sehr rasch bei dem bestimmten Tonfall seiner heiseren Kavalleristenstimme, der das Befehlen durchaus natürlich lag. Er nahm im Restaurant eine bescheidene Mahlzeit ein, wobei er grimmig über Kocherei und Preise schimpfte, gab ein sehr anständiges Trinkgeld, konstatierte in der parfümierten Halle, wo ein Orchester seine Instrumente zu stimmen begann, „da muffelt's, ihr macht wohl nie die Fenster auf, was?“ und kletterte dann, den Lift verachtend, aufer, sich waschen. Das Personal starrte ihm wortlos nach. Der andere Ankömmling kam in teuerster, englischer Reiseaufmachung, mit entsprechendem Gepäck, Kammerdiener und Sekretär, verlangte laut das bestellte Appartement, studierte sofort das Gästeverzeichnis, wobei er Titel und Exzellenzen auf der Liste mit den Ausrufen: „Nanu, mein Freund von Schlieben, ach ja, der gute Münsingen, oh, Exzellenz von Grobsdorff auch da“ begrüßte. In der Halle warf er sich liebend auf einen großen, dürren Herrn, der da melancholisch eben sein Lebemannsantlitz mit einer Zigarre verzierte: „Mein lieber, guter Prinz, Sie auch da?“ Der Prinz zeigte ergeben ein paar lange Zähne und ließ sich hilflos einen Finger mit langem Nagel schütteln. Dann war um den Geheimrat jenes Wichtigkeitsgeräusch und jene vielstimmige, mit Trinkgeldern zu erringende Anteilnahme, für welche auch eine Dolly Bensberg lebte und strebte. Es begrüßte ihn der Hotelier selbst, mit einem volltönenden, oft wiederkehrenden „Exzellenz, Herr Geheimrat“, die feinsten Kellner standen Spalier, vorübergehende Gäste schauten sich um, es entstand eine kleine Verkehrsstockung.

„Die Herrschaften Freiherr Lato Bensberg eingetroffen?"

„Jawohl, Stadthof und Brunnen."

„Schön."

Der Geheimrat wollte oben speisen, der Liftknabe stand ehrfurchtsvoll bereit.

Indessen hatte Lato seine Frau veranlassen wollen, den Kaffee auch oben zu nehmen, er müsse sich doch endlich nach all dem leeren Vogelgeschrei mit ihr ernsthaft besprechen. Aber in ihr war ein typisches Grauen, eine ungesunde Feigheit jedem Lebensernst gegenüber, sie ging auf so etwas, jetzt in ihrer Freiheit, gar nicht mehr ein. Sie blieb in einem Eckchen der Halle kleben und als Lato die Kinder hinaufschickte, wurde sie zornig. Aber ihn focht das nicht an. Er isolierte Dolly in ihrer Ecke, indem er sich quer vor sie in einen Schaukelstuhl setzte. Es war in seinem Wesen heute manchmal etwas Entschlossenes und Frischeres, das an längstvergangene Zeiten mahnte. Sie warf ihm einen scharfen Seitenblick zu.

„Na also, was hast denn wieder einmal?" Für gewöhnlich sprach Dolly Bensberg seit ein paar Jahren ein geschraubtes Hochdeutsch ohne Dialekt mit schönen langen Satzbildungen. Sie wirkte damit aufreizend affektiert. Aber ihrem Manne gegenüber sah sie sich jedesmal wieder veranlaßt, die ihnen gemeinsame Redeart aufzunehmen, das Wienerische. Er pflegte sie, wenn sie hannoveranerte, mit aufgerissenen Augen anzustarren, die Hände in den Taschen, den Mund halboffen, so impertinent als möglich, und dann zu ächzen:

„Sie wird schon senil, jetzt kann's auch nimmer deutsch."

„Also ja, die zwei, der Onkel Bensberg und der Exzellenz Deitels sind angekommen.“

„So. Die Leut, denen du dein Kind verschachern willst.“

„Krieg'n tu ich ja da nix dafür, mir wird nur wegg'nommen. Aber mein Bub wird's mir danken.“

„Es ist zufällig auch mein Bub. Ich habe . . .“

„Du hast deine Menage schon längst im Stich g'lassen, meine liebe Dolly. Ich geh vor die Hund — na um mich is nicht schad, eine Dam', an der was ist, hätt' mich ja nie g'nommen. Die Kinder sein unter aller Kritik erzogen, das arme Mädl weiß alles vom Leben, seit's neben deiner Mutter lebt, is so häßlich und so g'scheit, daß a jeder nette Mensch ihm sein Lebtag ausweicht und der Bub lernt nix, wird nix. Das kann man ja machen, aber dazu dárf man nicht auch noch . .“

„Genug! Wenn ich meine Einwilligung verweigere . . '

„Vor dem Gesetz hab' nur ich zu reden, meine liebe Dolly. Ich kann auch dich heut zu mir zurückkommandieren. Brauchst keine Krämpf' nicht kriegen — ich tu's nicht. Im Gegenteil, wenn der Kurt erledigt und da meine Pflicht getan ist und wann meine Rente für mich festg'macht wird mit a bissl an Zuschuß, gib ich dir's schriftlich: — bleib dort, wohin das Narrenhaus, das du in dir herumtragst, dich hinhetzt.“

Zwei haßerfüllte Blicke kreuzten sich. Dann gähnte Dolly.

„Und die Resi?“

„Da wasch ich meine Händ, a Mädl geht die Mutter an.“

„Kurt zu sehn, laß ich mir nicht nehmen.“

„Kannst'n ja anschaun, so oft's ihm angenehm is."

„Kurt liebt mich."

„Der arme Kerl. Wann ihm der Onkel Tscha erlaubt, daß . . ."

„Wer? Du wirst doch nicht glauben, daß ich ihn dem unverschämten, alten Bettelbensberg laß, meinen Prachtbuben?"

„Ja, 's letzte Wort, zu wem er gehen will, das hat halt der Kurtl selber. Und er ist mein Sohn, er ist doch ein sehr aristokratischer Bub, natürlich. Mich wundert's nicht, wenn er zum Tscha Bensberg will", sagte Lato heuchlerisch. Er kam sich als vollendeter Diplomat vor. Mit Genugtuung sah er seine Frau blaß vor Zorn werden. Dann brach er schnell ab: „Entschuldig', ich seh dort einen Bekannten", und war fort.

Bald darauf saß Dolly munter im Kreise jener Millionenmenschen, die für sie die Welt waren. Platten mit Schnäpsen und Zigaretten rückten an, man spielte Poker, Bridge und Hasard, es waren nicht die Männer, die da am höchsten pointierten und am meisten tranken. Lato aber saß in der Bar hinter einer Henessy. In ihm war graues Elend, der Abschied von dem Kurt, den er bis heute als sein eigen liebgehabt und von dem er fühlte, daß er ihn hergeben müsse: „Dann aber sauf ich mich in Karriere zu Tode", dachte er.

7.

Gouvernante und Lehrer waren fortgegangen, die beiden jungen Leute in Dollys Salon allein. Man hatte kein Licht angezündet. Durch die Spitzengardinen fiel

der Schein einer Laterne, ein Stückchen heller Himmel sah herein in die Dämmerung. Kurt hatte sich auf Mamas Sofa träge ausgestreckt, streichelte die Kissen, die da herumlagen und sog ihren Duft ein. Resi saß auf dem Teppich wie eine Türkin, eine Zigarette im Mund. Als sie diese aus der Schatulle genommen, hatte Kurt entsetzt „Aber Resi, du bist frech" geflüstert.

Sie sah ihn kalt an.

„Ja, frech. Eine freche Jüdin. So heißt es doch immer gleich; ich will das auch sein. Eine freche Jüdin bin ich, so eine von denen, die nach der Welt greifen."

„Laß das doch." Es klang gequält. „Wir sind Papas Kinder. Der Vater, der entscheidet."

Da hatte Resi aufgelacht.

„Tu den Hund hinaus, Kurt", rief sie dann.

„Das arme Viecherl. Warum denn?"

„Er schaut wie die Mama."

„Aber Resi!"

„‚Aber Resi!' imponiert mir schon längst nicht mehr. So, ist er draußen?"

„Ja, die Leni hat Besuch, scheint's."

„Das haben solche Leute immer. Verehrer, die sie gleich zu sich ins Zimmer lassen."

„Es scheint eine Frauenstimme."

„Kurt, hast du eigentlich schon nachgedacht über uns?"

„Nachgedacht?

„Tu nicht so — wie der Papa, wann er nicht will. Das ist ein Trick, mir gegenüber zwecklos."

„Ich versichere dich!"

„Aber Kurt, ich bitt' dich! Wer ist gescheiter, du oder ich?"

Er seufzte. „Du, ja Resl, du hättst der Bub sein sollen."

„Hätt' ich! Ich weiß es selber. Und du das Mädl, schön, gut, dumm."

„Ich bin nicht dumm." Es kam langsam heraus, als taste der junge, unbeholfene Mensch seiner Natur nach.

„Nein, gerade dumm nicht."

Sie kroch sachte zu dem Bruder heran und ihre kleine Hand, die hager und unsanft war, glitt über seine Wange.

„Bist 'n armer Kerl."

„Warum?"

„Bist nicht hart. Hast keinen Ehrgeiz, keinen Durst, keine Wünsche. Läßt dich leben."

„Ich möcht das Zeug alles nimmer lernen müssen; ich möcht frei sein, ein Herr, auf'n Land meinetwegen, mit die Jäger leben, ich brauch ja nicht viel."

Ihr Gesicht wurde böse. „Pfui, das sagt man nicht: ich brauch nicht viel. 's ist ordinär, eine billige Phrase."

„So? Aber ich fühl's eben."

„Nein, Kurt, man muß viel brauchen, viel wollen, viel nehmen; nehmen, wo man kann."

„Aber immer korrekt."

„Wieder so eine Phrase. Kurt, hör einmal, weißt du, warum wir hier sind?"

„Wir reisen ja doch alle Augenblicke! Muß da immer ein Grund sein?"

„'s ist einer da. Paß jetzt einmal auf."

Sie erzählte ihm in ihrer präzisen Art alles von der Sachlage. Bei ihren schonungslosen Worten wechselte sein sensitives Gesicht die Farbe.

„Der Papa will mich hergeben?“ stammelte er.

„Es ist anständig vom Papa, er muß es tun. Der Papa trinkt.“

Sie wußten es beide, es war für niemanden Geheimnis, dennoch legte Kurt eine Hand, die plötzlich heftig zitterte, auf Resis Mund. Die schüttelte sie ab.

„Der Papa, der ist heruntergekommen. Aber die Mama, die ist doch noch viel schlechter, die ist gar nichts, war nie was. Wenn sie einmal stirbt, wirst du dann weinen können, Kurt? Wirst du dann das Gefühl haben, daß eine Mama gestorben ist?“ Ein Frost kroch über sein Herz.

„Was denkst du dir alles aus, Resi?“

„Ich acht' den Papa nicht, aber ich werd' um ihn weinen. Um ihn, ja.“

„Und er verschenkt mich. Kann ein Papa das?“

„Wenn er muß. Er will dein Glück, du brauchst nicht zu weinen.“

„Ich weine nicht, ich friere nur.“ Kurt zog die Decken und Polster dicht um sich her. Es waren kostbare Dinge, die seine Mutter überall hin begleiteten. An ihnen haftete die Erinnerung mancher Salonflirts, manchen Liebesspiels. Der Jungenkopf, der sich in sie einwühlte, durstig nach echter Liebeswärme, ahnte nichts davon.

„Dich hat man doch liebgehabt. Mich nie“, sagte Resi plötzlich. „Mich rettet man auch nicht vom Schiff, das sinkt. Ich krieg Geld, basta! Lassen wir übrigens mich.“

„Ich werde sagen, du mußt mit“, rief er warm. „Ja, Resi, ja, du bist so klug, ich brauche dich.“

„Nein, Kurt, ich bleib' da. Sie würden mich auch gar nicht nehmen. Der Bensberg nicht und nicht der Geheimrat."

„Ich kann doch nicht mit beiden."

„Du darfst dir's aussuchen, mit wem du gehst."

Kurt erblaßte. Dann sagte er plötzlich:

„Ich möchte wirklich zum alten Bensberger. Er ist ein anständiger Mensch. Der Briller findet das auch. ‚Verrückt, aber was dran', sagt er. Und aufs Land mag ich gern. Es sind da nicht so viel gemeine Leute wie in den Salons und Hotels, find ich. Sie sind nicht so gierig. Man braucht nicht Haufen von Geld hinzuwerfen und man ist doch jemand."

Resi lachte höhnisch auf.

„Findest du das nicht?"

„Nein, du armer, dummer Bub. Auf dem Land verblödest du einfach und irgendein Wucherer knöpft dir dann das Gut ab. Man sieht so was alle Tage, betteln gehen kannst du dann."

„Wir haben doch so viel."

„Weiß man's? Heut ja, aber morgen? Die Mama verputzt viel und spielt an der Börse. Sicher ist nur meine Million. Na, zu mir kannst du ja immer bitten kommen."

„Das tu ich nicht."

„Was?"

„Dich um etwas bitten. Ich hab' dich sehr lieb, Resi, aber das nicht."

„Warum?"

„Sei nicht bös, du bist nicht so."

„Wie?"

„Daß man dich um etwas bitten möcht." Es kam zage heraus. Aber Resi verfärbte sich doch. Es entstand ein Schweigen.

„Also, Kurt, du mußt dir den Exzellenz Deitels als Zukunft aussuchen", sagte Resi dann gebieterisch. „Alles andere ist Unsinn. Der Amerikaner hat so viel Geld, daß, mag er sein, wie er will, alles vor ihm kniet und ihm alles offen steht. Hörst du? Sein Sohn hätt' Prinzessinnen haben können. Ihn kann niemand gut abweisen, denn fast jeder ist ihm irgend etwas schuldig. Er hat die Politik in der Tasche, die Zeitungen, die Gesellschaft."

„Ich finde, er ist ein gräßlicher Kerl."

„Sag das nicht. Nimm dich in acht. Das könntest du doch auch schon wissen, daß heutzutag die Geldleute alles sind und der Adel sehr wenig ist. Wir lernen's ja sogar, Technik und Industrie sind die Großmächte und ihre Träger die Kraft der Völker, die Herren der Welt. Hat dir das dein Briller nie vorgetragen?"

„Der Briller sagt, so einer wie die, von denen du jetzt geredet hast, ist der Deitels aus Amerika nicht, der schafft keine Werte, sagt er, und erzeugt in einem Volk keine Kraft. Im Gegenteil. Er gehört einer Kaste an, die ist da, um die Völker zu schwächen und er beute ihre Schwächen aus. Das sind solche Leute, weißt du, die spüren die Laster und die Gefahren in verschiedenen Völkerschaften aus und ziehen sie groß, leisten dem Vorschub, was Menschenmassen zugrunde richtet. Da waren doch welche, die haben den Schnaps und das Morphium zu den Naturvölkern gebracht, die haben auf beschädigten Schiffen viele Leben hingeopfert und Krankheitskeime zu gesunden

Kassen getragen. Und haben", Kurt Bensbergs Stimme sank zu scheuem Flüstern herab, „ihr eigenes Vaterland bestohlen und zugrunde gerichtet, im Krieg sogar, wo's doch um alles geht. Sie haben unverwendbare alte Waffen gekauft und dann um das Vierfache ihrer Regierung wieder verkauft. Bestechungen durch solche Leute gibt's, sagt mein Lehrer, sie sind das Gift, das die Zukunft zersetzt, wir sollen sie in deutsches Land nicht hereinlassen; sie ziehen unsere Kräfte ab, kaufen sie auf und saugen sie aus. Es ist eine große Gefahr für die körperliche und moralische Gesundheit."

„Wie du auf einmal g'scheit bist!" rief Resi spöttisch.

Aber Kurt blieb ernst. Irgend etwas war aufgerüttelt in ihm. „Ich weiß es, ich kann's nur nicht so ausdrücken, aber 's gibt Reichtum und Reichtum; einen, der ein Recht hat, zu sein, und einen, der ist eine verheerende Pest."

„Mach keine tönenden Phrasen, Bubi, ich bitt dich."

„Wir zum Beispiel, Resi, wir sind ja nur kleinere Leute im Verhältnis zu den ganz Reichen, aber Geld haben wir doch auch eine Menge, und was nützt es uns? Ist es jemals warm und schön und froh bei uns gewesen? Haben sich die Eltern lieb? Der Papa gibt mich, seinen Buben weg, in andere Hände, er kann sich nicht helfen; der Mama ist das egal. Heißt das sich gern haben, füreinander leben, wie's doch so viele Familien tun? Du und ich, wir sind immer allein gewesen."

„Hast du das gespürt?"

„Und drum möcht ich zum Onkel Bensberg, wenn er auch komisch ist, und nicht zu dem Geldmenschen. Siehst du, Resi, wenn der einer wär, wie diese deutschen

Riesenkapitalisten, die die Maschinen, die Waffen, die Munitionen und die Schiffe machen, ja dann! Ich hab' das doch sehen dürfen auf den Reisen mit dem Herrn Briller, wie das ist in diesen Riesenfabriken, auf den Werften, wie das Tausende ernährt und ausbildet und die Wehrkraft in einem Volke schafft. Es sind auch kalte, hochmütige Leute, die da als Herren das Ganze leiten, auch harte Leute, aber man muß vor ihnen Respekt haben. Sie arbeiten selbst, sie hören, auch wenn sie Millionen haben, nie auf zu arbeiten und ihr ganzes Geld steht im Dienste des Vaterlands. Solche aber wie der Deitels, mein neuer Onkel . . ."

„Der Onkel Jay."

„Ich denk nicht dran, mich lustig über ihn zu machen, aber der hat sein Geld auf eine ganz andere Art. Das hat mir der Lehrer erklärt, wie der und seinesgleichen es machen. Sie legen ihre Reichtümer für die Allgemeinheit brach. Sie werden Herrscher, für die diese Reichtümer arbeiten, nur für sie, schranken- und gewissenlos. Man kann ihnen auf ihrem goldenen Berg nichts mehr anhaben, sie kaufen sich alles."

„Beneidenswerte Leut!"

„Ich möcht das nicht, Resi."

„Ja, was möchtest du denn eigentlich."

„Jemand sein vor mir selbst, zuerst vor mir rein dastehn und immer mein eigenes Gewissen bleiben", sagte Kurt. Er wurde rot dabei und atmete hastig.

Seine Schwester stutzte.

„Der Briller lehrt dich demokratische Eseleien."

„Nein, das hab' ich aus mir selber. Das hab' ich mir überhaupt immer schon gedacht, als kleiner Bub.

Ich hab' doch so viel schwer reiche Leute an mir vorbeiziehn gesehn, vor denen alles im Staub dagelegen ist, wie die Mama, und die keiner hat ablehnen wollen, der Papa ja auch nicht. Ins Gesicht hat man ihnen aufdringlich gesagt, du bist edel, du bist groß, du bist herrlich, und dann hat man hinterrücks ihre Geschichte erzählt, über sie furchtbare Sachen geredet. Ich hab' mich immer fragen müssen, glauben sie's schließlich selber, diese Leute, daß sie Wohltäter und Helden im Leben sind? Kann man das, so sein Gewissen totdrücken? Da war doch der Gebländer, der sich die Millionen durch seine elenden Mietskasernen in den ungesunden Stadtvierteln gemacht hat, nachdem er alles an Grundstücken und Häusern aufkaufen ließ, was in schlechten Zeiten um ein Spottgeld zu haben war. Die Mama ist oft mit mir in seinem Palais gewesen, er war alt und krank und hat getan, als sei er ein Heiliger. Allen Vereinen hat er geschenkt und Stiftungen gemacht. Aber Tausende armer Leute waren durch ihn zugrunde gerichtet; in seinen verseuchten Häusern, wo er nie etwas machen ließ, sind die Kinder wie Fliegen hingestorben und eine Partei, die nicht gleich bezahlte, hat er auf die Gasse geworfen, mitleidlos. Wie er schon im Sterben war, hat er noch als letzten Gedanken sich darüber aufgeregt, daß ein alter Werkelmann, in einem Dachzimmer bei ihm, ihm ein paar Kronen schuldig war. Damit ist er hinübergegangen, aber in allen Zeitungen hat's gestanden, wie edel er gewesen ist und sein Begräbnis hat sich königlich angesehn. Er war aber doch nur ein schmutziger Wucherer, der Verbrechen an Leben und Volksgesundheit begangen hat durch fünfzig Jahre ungestraft. So einer soll auch

der Jay Deitels sein mit seinen Orden und Titeln. Man wird nicht so märchenhaft reich auf reine Art. Und ich soll da hinein in dieses Leben. Ich bin nicht sehr talentiert, an mir ist überhaupt nichts Besonderes, aber eins möcht ich sein, ein anständiger Mensch, dem niemand flucht und der reine Hände hat."

„Man hat dir da, aus Bosheit wahrscheinlich, eine Lektion eingetrichtert", sagte Resi.

Sie dachte mit unendlicher Geringschätzung des geistig haltlosen Niveaus und der Inkonsequenz ihrer Eltern, die dem Sohne ein Element wie diesen Briller als Lehrer gegeben, der zweifellos Sozialist war und mit der Gier des Proselytenmachers nach der weichen Seele seines Schülers gegriffen hatte, ihn irremachend auf einer vorgezeichneten Bahn.

Der Bruder tat ihr leid. Aber sie fühlte eine Unerbittlichkeit für sein Schicksal, das sich eben erfüllen mußte. Er war ihr Ehrgeiz und sie stärker als er.

„Ja, mein Bub, du wirst dich schließlich halt doch zum Onkel Jay bekennen", begann sie wieder sanft mit der unbeugsamen Zähigkeit der Rasse, die in ihr so stark ausgeprägt war. „Der Bensberg wäre ja eine so furchtbare Enttäuschung für dich."

„Warum?"

„Weil du sehr bald draufkommen müßtest, mein armer Kurt, daß die Hochadeligen, wie sie noch was vorgestellt haben und am Ruder waren, viel mitleidloser gegen das Volk gewesen sind wie unsere reich gewordenen Leut'. Unterbrich mich nicht — phantasier mir nichts vor von edlem Rittertum, Kreuzzügen, selbstloser Treue, reinen Traditionen großer Herren. Ich weiß

mehr wie du. Man muß Geschichte zwischen den Zeilen lesen und was nicht gesagt wird, das eben ist geschehn. Wer bevorzugt war, der hat immer die Schwachen geschunden, einerlei, aus welchem Blut und welcher Rasse er war. Der Adel hat Schlechteres getan, als wie wir Juden. Denn er hat Gewalt gebraucht, wir handeln nur, jedem steht's frei, sich mit uns nicht einzulassen. Den Herren aus besonderem Blut aber hat der Leibeigene sich rechtlos beugen müssen und seine Faust zu spüren bekommen. Zwei Gattungen Menschen, das war die alte Zeit. Auch die Bensberge waren Raubherren und Tyrannen, wenn sie könnten, wären sie's noch heute. Wir Juden sind immer die Träger der Intelligenz gewesen, körperlich geknechtet, geistig frei — der Adel war das nie, ein Kulturträger wird der auch nie sein, er hängt an alten finsteren Unrechten und Unsitten. Wo er's tun kann, im Staatsdienst zum Beispiel und in der Armee, opfert er mehr Existenzen hin, als der Jude, denn ihm wird die Masse immer ein verächtlicher Begriff bleiben und sein Herrentum allein sein Gesetz. Beim Onkel Jay wirst du eine Welt sehen und frei atmen können, beim alten Bensberg unter harter Faust die Karikatur eines Standesherrn werden in einer Zeit, die mit solchen Standesherren, außer als Thronsaaldekoration, nicht mehr rechnet. Neben dem einen kannst du etwas leisten, neben dem anderen verkommst du lächerlich. Hüte dich vor dem Adel heutzutage. Er sinkt unablässig und er reißt mit." —

War das ein kleines Mädel von noch nicht sechzehn Jahren, das zu einem Knaben von nicht zwanzig sprach? Sie hockte da wie ein seltsames Geistchen, das Menschen-

gestalt angenommen, und ihre Stimme raunte in dem nun finsteren Raum. Sie hatte etwas aufrüttelnd Drängendes, diese Stimme, sie erregte Kurt. Er lag da wie gebannt, die Schwester anstarrend, wenn ihr dunkles Gesichtchen einmal im Lichtbereich der Laterne erschien. Seine Hand hatte ein paar der welkenden Rosen aus einer Vase umklammert und hielt die, gleichsam wie ein Symbol, als wolle er sich nicht alle Blumen aus seinem Leben nehmen lassen.

Sie flüsterte weiter:

„Du kennst die Geschichte des Judentums ja nicht, Kurt. Sie ist die größte und furchtbarste, aber sie ist auch die gewaltigste der Welt. Alles Elend umfaßt sie und alle Herrlichkeiten, sie ist die Geschichte des größten Besitzes, der weitestverbreiteten Macht, für die eine Erde zu eng zu werden anfängt, sie ist überall; glaub nicht, daß in den königlichen Adern kein Judenblut fließt. Sein Tropfen ist da und wird zur treibenden Kraft, zum Herrn der Menschheit. Es ist schön, Jude und Jüdin zu sein, denn wir haben das Recht der Mitleidlosigkeit. Heimat- und rechtlos jagten sie uns über die Welt hin, nur der Besitz ist unsere Macht. Also besitzen wir. Man kann die hochmütigen Christen alle kaufen. Sei Jude, du, und kaufe sie. H ü t e d i c h, a l s e i n C h r i s t zu empfinden. Um Jude zu sein, wirklich Jude, darfst du nie Mitleid haben und nie Furcht, etwas zu tun. Nie aber auch darfst du einen Christen liebhaben. Davor hüte dich zuerst."

„Woher kommt dir das alles, mein Gott!"

„Es ist so lebendig in mir. Ich bin nur Jüdin, Kurt. Sowie ich kann, geh ich in die Synagoge und nehme den alten Glauben an. Ich warte nur darauf."

„Resi!" rief er entsetzt.

„Ich tu's! Dann werd ich mich erst rein fühlen und echt und stark, o so stark!"

„Was werden sie sagen?"

„Ich schmeichle ihnen zuerst ab, was sie nur geben können. Erst die Macht, die mich frei macht, das viele Geld, und dann brauch ich Gewalt. Sie werden mich vielleicht mit einem großen Titel verheiraten wollen und wenn es klug ist, nehme ich den Titel und was dran hängt, an, denn ich will in alle Kreise kommen. Aber gehören werd ich immer nur einem echten Juden, dem schenk ich mich vielleicht."

Sie schrie es fast heraus. Trotz der schmalen Glieder ihres dürftigen Körpers, trotz ihrer fünfzehn Jahre war sie ein Weib in diesem Augenblick. Sie wußte, was der Unschuldige neben ihr noch nicht begriff, sie wußte das Leben und darin die, unter scheinbarer Unfreiheit, furchtbar unbesiegliche Machtstellung des Weibes, das ohne Furcht und Gewissen ist. Das glühende Ringen der Sinne, seine Herrschaft und Sklavereien waren ihr nicht mehr fremd.

Einen Augenblick nahm ihr Gesicht seltsame Reize an. Die Lippen glühten rot, in die vergrößerten Augen trat ein schwüles Leuchten. Ihre Zukunft glitt inhaltschwer und vielleicht vielen Menschen verhängnisvoll an ihr vorbei, mit ihr das Leid, das sie antun, die alte Volksrache, die sie üben wollte, aus ihrer innersten Natur heraus. Kurt verstand sie jetzt nicht.

„Ich werde nie ein Jude sein", sagte er trotzig. „Ich bin ein Bensberg, ein Christ, darum laßt mich nach Neuhagen. Macht ihr, was ihr wollt, aber mich laßt."

Es klang hilflos und flehend.

„Nein, Kurt, nein. Bleib auf meinem Weg, lieber, lieber alter Kurt, ich hab' nur dich, sie würden dich mir ganz nehmen."

„Du sagst oft häßliche Sachen, Therese", murrte er. Aber er war Zärtlichkeiten so zugänglich, daß er sofort schwach wurde; als ihre Hand sich in die seine stahl, murmelte er unbeholfen: „Dich im Stich lassen werd ich nie."

„Was ich auch tue?"

„Nur unehrenhaft darf es nicht sein."

„Die Ehrbegriffe sind verschieden. Juden haben keinen christlichen Ehrenstandpunkt. Das würde ihnen schlecht anschlagen."

„Wenn ich zum Bensberg geh, was geht mich dann dieser ganze Schmutz an? Dann leb ich unter Jägern und vornehmen Leuten in einer grünen Einsamkeit, wo es lächerlich und gemein wäre, vom Gelde zu reden und von seinen Leuten."

„Ja, und eines Tages, da stehen diese Leute vor dem Tor bei euch und es muß ihnen aufgemacht werden, denn ihnen gehört auf einmal alles, was du dein geglaubt hast."

Er drehte ihr ohne Antwort den Rücken.

Es war ganz finster geworden. Draußen seufzte der Märzwind, der noch nicht recht wußte, ob er ein Lenz- oder Winterwind sei. Nach einem langen Schweigen fragte Kurt plötzlich: „Weinst du, Resi?"

Es war ein Ton von Weh im Zimmer, man fühlte ihn mehr als daß man ihn hörte. Kurt kroch aus seinen Decken und Kissen, sachte glitt er zu der Schwester herab. Er fühlte die Glut ihrer Nähe, dieses tief innerliche

Glimmen und Lodern, das ihre Natur war und ihre Wangen schmal, ihre Glieder hager machte, die Augen trocken und heiß.

„Aber geh, Reserl, was sekierst dich denn mit so viel verrückten Gedanken und Leuten aus Vergangenheit und Zukunft, die uns doch gar nix mehr angehn. Wir hätten bitten sollen, daß wir ins Theater gehen dürfen, ich bin so gern lustig."

„Der Onkel Jay wird mit dir gehn, jeden Tag, wenn du willst." Kurts Augen glänzten auf. „Der Neuhagener nicht, der mag das alles nicht, Theater, Konzerte."

„Ich lieb alles, was schön ist", sagte Kurt mit hellem Blick.

„Alles das kann der Jay dir geben."

„Resi, hör auf. Wenn einer immer in mich bohrt, sag ich wirklich am Ende ja. So bin ich. Und ich fühl's, ich soll da nicht ja sagen."

„Du wirst es tun, Kurt." Sie zog sich an ihm empor, ihre mageren Arme umschlossen einen Augenblick fest seinen Hals. Sie erschienen ihm seltsam stark wie Schlingen, die sich um ihn legten. Ihre Augen funkelten ihn an: „Du wirst es tun."

„Komm an der Leni ihre Türe, wir wollen da horchen", flüsterte sie dann plötzlich lustig. „Du willst nicht? Sei nicht fad. Man lernt da immer was. Von den Dienstboten lernen wir ja doch das Meiste."

Und das war richtig. Durch die Dienerschaft kam diesen Kindern zuerst ihre Lebenswissenschaft. Sie war hinter der Maske äußerer Formen ihr Hauptverkehr und Führer ins Leben gewesen, hatte aus ihnen frühreife

Menschen gemacht mit einem, ihnen selbst gänzlich unbewußten Klassenhaß, mit hartem, bösen Urteil, dem Urteil der Besitzlosen. Das haftete wunderlich diesen reichen Kindern an.

Sie huschten in das dunkle Vorzimmer, in das die Türe des Zofenstübchens mündete, diese war nur angelehnt. Kurt setzte sich wieder willig an die Wand, aber Resi spähte in die Stube.

„Ein Küchenmädl vom Hotel hier ist drin, diese Magdalen, der Leni ihr Kind."

„Was?"

„'s ist doch das Kind von der Leni, sie hat's mit siebzehn Jahren gehabt und ihre Mutter, die Wäscherin, hat's für das ihre ausgegeben, wegen ‚der Schand'. Furchtbar herumgepufft haben's die Kleine ihr ganzes Leben lang und gleich nach der Schule von Wien fort als Abwaschmädel hier in das fremde Hotel gesteckt, denn sie ist der Leni lästig, die Lene."

„Warum, wenn's doch ihr Kind ist?"

„Dummer Bub! Das Mädel ahnt das nicht."

„Man sollt es ihr sagen, dieser Lene, 's ist ein armer Patsch. So oft die Mama mit mir herkommt, dauert sie mich. Oder man sollt der Leni ins Gewissen reden. Sie ist doch sonst nicht so schlecht."

„Aber sie muß immer vierundzwanzig Jahre alt bleiben, als eine Jungfer von Wert und Ansehn und als Schwester ist alles eine Gnad, was sonst Pflicht wär."

„Wer hat ihr denn so was beigebracht, der Leni?"

„Die Mama."

„Unsere Mama?"

„Ja, von ihr ist die ganze Idee", sagte Resi in seltsamem Ton.

Drinnen im Zimmer Lenis stand die junge Küchenmagd mit dem hübschen, blutarmen Gesicht, dem in härtester Arbeit vor der Entwicklung verkümmerten Körper und den schmutzigen Kleidern. Sie hatte keine Zeit und keine Erlaubnis gehabt, sich umzuziehen. Eine Strähne wirren Haares hing ihr tief in die Stirne, Frost- und Brandwunden zeigten sich an ihren Händen und Armen. Angstvoll, aufgeregt, trat sie in ihren zerrissenen Schuhen, die einmal auffallend elegant gewesen waren, Abgelegtes von Hotelpensionärinnen, von einem Fuß auf den anderen; die Leni aber, in schwarze, gute Stoffe gekleidet, mit duftiger Schürze gekleidet, und koketter Haarschleife, saß vor ihr in einem ausrangierten Prunkfauteuil und stickte an einem feinen Sommerkleid, das Bild gepflegter Wohlhabenheit.

„O Gott, o Gott, liebe Freiln Schwester", so sprach das junge Ding die für sie glänzende Erscheinung an. „Ich tu in meine jungen Jahr dran zugrund gehn, daß die Eltern so früh haben sterben müssen und ich nix, gar nix hab' lernen dürfen. Abwaschmädel von 14 Jahr' an. Schauen's mich an, Freil'n Schwester, ganz schief g'wachsen bin ich von dem Heben und Schleppen, dem Gebücktstehen, meine Füß, das sind Wunden überhaupt und ein jedes pufft mich und tritt auf mich und schmeißt mir seine Arbeit hin."

„Puff halt zurück", sagte die Leni.

„Dazu bin ich zu schwach. Ich krieg ja meistens nur das zum essen, was auf die Teller bleibt und da tut's mich grausen. Und wann Sie sehen könnten, wo ich

schlaf unter'n Dach. Im Winter friert's Wasser und im Sommer verbrennt man. Und zu geht's da droben, in die Stuben, richtig schlecht und verderbt könnt man werd'n."

„Man muß nicht so dumm sein", sagte die Leni phlegmathisch.

„Na, na, ich weiß wohl, man soll sich nur mit wem einlassen, wann's was tragt, gelt? So g'scheit bin ich schon. Die Anna, wo bei die Gläser und Service ist, hat standepeh fort müssen und die Liese aus Oberbayern muß zwei Kinder ernähren, für die ihr keiner was gibt, die Kellner sein Lumpen. Wann ich mich Sonntag zum Ausgehn nur amal fein machen könnt, daß ich eine rechte Bekanntschaft könnt finden. 's gibt gute Herren, wo schon vorkommen ist, daß sie ein Mädel etabliert und ihm ein Geschäft gekauft haben. O ja. Selbes gibt's."

„Lenerl, tust du gar nie in die Kirchen gehn?"

„Ich? Na! Daß ich nit lach! Um was soll ich bitten? Ich krieg's ja doch nicht. Und für was soll ich danken? Für meine Sau- und Hundeexistenz, he?"

„Aber Lenerl, schäm dich."

„Na, is es leicht nicht wahr? Haben Sie einen Begriff, was man sieht und hört in so an Hotel, wo nur die reichsten Leut hinkommen und die Ärmsten sich für denen ihre Prasserei alle Tag abrackern bis aufs Blut. Wie's da zugeht und was hinter dem verrückten gottlosen Luxus für eine Gemeinheit und ein Schmutz sitzt. A jedes Mittagessen zehn bis zwanzig Mark, daß den Leuten übel wird vom Fressen und Saufen. Wann die erst wissen täten, was sie oft in Wirklichkeit zum Essen

kriegen, die möcht'n aber schau'n, wann's das halbverfaulte Fleisch, die stinkenden Fisch wahrnehmen möchten, die wir unten einpfeffern und mit der geheimen Sauce präparieren. Wer das sieht, der hat g'nug und halt sich an seine Erdäpfel."

Leni mußte lachen. „Na, na."

„Heilig wahr, daß es so ist. G'schieht ihnen ja auch ganz recht. Sie sollen sich der Sünden schämen, alle Tage so zu leben, krank werd'n sollen's nur und in die Bäder rennen wie Ihre Baronin. Aber Sie haben's ja doch gut."

In Lenis hübsches, wohlkonserviertes Gesicht trat ein verkniffener Ausdruck.

„Gut? Na ja. Man muß schaun, daß man sich was erspart."

„Wann ich bloß einmal mich so anlegen könnt wie Sie, Freil'n Schwester!"

„Wasch dich zuerst einmal dort gründlich und mach deine Haar auf, wenn's dich unten jetzt nicht brauchen."

„Ich bin fertig unten."

„Also mach!"

„Jessas, wie Ihner Wasser fein riechen tut! Und die schöne Brennscher und eine Seifen aus Paris."

„Mach! Mach! Aber Lene, so in Lumpen!"

„Ich kann ja nit nähn, ich kann gar nix. Wann ich bloß hätt' lernen können! Jetzt sein schon meine Händ' ganz verdorben. Oder doch nicht ganz?"

„Total", sagte Leni kategorisch. „Kannst höchstens schaun, daß d'n Koch was abguckst und amal Köchin wirst."

„Ich bin nicht stark g'nug dazu. Da schauen's mich an."

Leni warf jetzt doch einen etwas scheuen Blick auf den von Natur bildhübschen, aber ausgemergelten, jungen Körper.

„Was sollt ma denn mit dir anfangen?"

„Ja, ja, fangen's was Neues mit mir an, um Gottes Christi willen, spendieren's a bissel was, liebe Freil'n Schwester, liebe! Nehmen's mich fort aus Kuchel und Hotel."

„Da wär ich schön dumm, mein Kind. Ich muß sparen. Spar du auch. So, schau dich jetzt an, als a Frisierter, na? Bist ja eigentlich a saubers Mädel. Lern die Frisur machen. Und da ist a Packl Kleider und Wäsch, die werd ich dir schenken. So, zieh das da amal an. Es paßt beinah, wart, ich näh's dir ein."

„O Freil'n Schwester, ich dank schön."

Das Flehen um eine neue Lebensmöglichkeit war angesichts von ein paar Fähnchen vergessen. Die Maschine rasselte flink und munter unter Lenis geschickter Hand.

„So, mein Kind, so! Da schlupf hinein, gut ist's. Na hast a Freud, wannst am Sonntag so ausgehst! Wart, da is noch a fescher Hut für dich."

„O vergelt's Gott tausendmal! So gut is sie zu mir die Freil'n Schwester." Die Kleine weinte jetzt beinahe vor Freude. „Herrschaftsdienstleut, die sind halt doch ganz, ganz was anderes, als wie das Pack in die Hotels von unten bis obenan. Die sind so frech, sag ich Ihnen, und so verderbt sind die von ganz klein an schon, ist ja auch kein Wunder nicht, wahrhaftig! Kein Wunder ist das, o nein, beileib nicht, die lernen vor'n Geld auf die

Knie liegen und die Leut hassen und verachten, die's haben."

„Lenerl, hör auf."

„Freil'n Schwester, wenn ich's Ihnen aber doch sag! Unser kleiner Lift, fünfzehn Jahr is der, er tragt die heimlichen Liebesbrief, wann's welche gibt, und spielt an der Börs', ein Herr Bolzchefsky aus Lodz, der immer kommt und seinen Spaß an dem Buben hat, hat's ihm beigebracht. Seine Mutter — ich meine dem Lift seine — is Stepperin bei Wertheim, so a brave Person, die ihren Buben, den Lois, in die Kirchen schickt und so froh is, daß er die Stell' in dem großen Hotel hat. Und er lügt sie an und lacht dazu; er kann nix dafür, er lernt's so, von die vielen Kellner, die heut da sind und morgen dort, herumg'schmissen wie Straßenkot. Recht oft sind's ja Lumpen, aber arme Teufeln noch mehr. Jeder schafft sie herum, keine Nacht, daß sie vor zwei ins Bett kommen und was für ein Bett, in was für Kammern, du meine Güt'! Wer fragt ihnen nach als Menschen, die's schließlich doch sind, wer? Können elend krepieren irgendwo und sind nie satt g'wesen, nie ausg'schlafen. Ist das recht? Kann man da a braver Kerl sein? Na, na! Was die alles sehn und wissen von die Leut, denen's ihre Buckerln machen müssen, die sie anschrein und herumhetzen. Ich sag Ihnen, a so a Hotel is nix Schön's. Es is nur da für diese unheimlich reichen Leut, und drum meine ich, die sollt's garnicht geben, ma sollt — halt alles mehr verteilen, daß keiner über a G'wisses hinaus was haben dürft."

„Tschapperl", sagte die Leni.

Aber ihre scheinbar so leer blickenden Zofenaugen hefteten sich doch ernsthaft einen Augenblick auf das Gesicht der Kleinen.

„Gehst du in Vereine?“ fragte sie langsam. „Merk dir's, Mädl, tu das nicht, 's is zu nix. Bei uns in Wien wird eins in einem rechten Herrschaftshaus sofort entlassen, wann's aufkommt, daß es einem sozialen Verein angehören tut, wo doch nur zu nix 's Volk aufgehetzt wird.“

Lene biß sich auf die Lippen.

„In an Hotel schert sich keiner, wohin unsereins geht. Die Verein' hetzen nicht nur gegen die reichen Leut. Sie legen viel mehr G'wicht drauf, daß die uns schlecht machen.“

„Schlecht?“

„Ja, nimmt man denn nicht doch was an? Schauen's unsern Portier an, der war früher Hausknecht in einem Landwirtshaus und sehr anständig. Er zahlt Kaution dafür, daß er dahier jetzt den Posten hat und steckt im Jahr noch fünfzig-, sechzigtausend Mark ein. Für bloße Trinkgelder? Na, na. Der verteilt nit nur die Post und sucht im Kursbuch a Zugverbindung heraus, der hat seine Händ überall und macht alles. Heiratsvermittler is er, in sein Bureau ist a Buch, da sind alle Mädeln zum Beispiel aufg'schrieben hier in der Kurstadt, die mehr wie eine Million mitbringen, samt Adreß und Angab, ob ihnere Herren Eltern noch leben oder gottlob schon kaputt sein. Und die feinen Herren, wo ankommen, gehn sachte einer, zahlen was und schaun in dem Merkbüchel nach, damit 's wissen, wo sie sich beim

Tee 's nächstemal anmachen sollen, damit 's nicht umsonst lieb schaun und sich vorstellen lassen. Wir haben in dem sauberen Büchel amal herumg'stiert an einem Sonntagnachmittag, wir Küchenmädeln, jawohl. Da war er betrunken, der Herr Portier, und wir haben's ihm ausg'führt, das Merkbuch mit die Zahlen und Photographien, die diese feinen Damens ja wohl selber g'liefert haben. Und haben uns g'freut, Freil'n Schwester, daß wir so was nit notwendig haben, na! Das doch nit. Mir haben nix und uns hat ma gern wegen unser selber, basta! Wann sich aus dem Buch a Heirat macht, dann kriegt der Herr Portier Prozente. Er hat schon an General mit neunzigtausend Mark im Jahr verheiratet und einen Baron voller Schulden mit hundertfünfzigtausend. Er kriegt auch Prozente von Ärzten, damit er sie empfehlen tut und sagt, daß sie g'schickt sein, und keine Firma kommt ihm aus, wenn sie zu uns liefern will. Die Weiber, wo'n Küchenabfall holen, müssen ihm und 'n ersten Koch was zahlen, jedes muß zahlen. Was die Künstler sein, denen's schlecht geht, die verkaufen bei ihm ihre Bilder. Er gibt zehn Mark, zweihundert nimmt er ein. Wer hier einen Posten will, muß ihm blechen. Portier möcht ich sein, lieber wie a Graf."

Leni lachte hellauf. „Du bist schon 's größte Narrenhäusl, das mir je is unterkommen. Bleib nur fein da, du wirst da noch sehr g'scheit. Es is fad in die Privathäuser, man verdient nix im Vergleich."

„Aber sauberer is es", sagte die Kleine leise. Sie sah ratlos die andere an, dann streichelte sie das Bündel Kleider. Und plötzlich befangen: „Ich dank auch recht

schön." Ein halb scheuer Eitelkeitsblick in den Spiegel, der sie niedlich und in dem neuen Staat verändert zurückgab.

„Kannst'n nicht vielleicht heiraten, den Portier?" witzelte die Leni.

„Den! Eine vom Varieté halt' der sich aus, ja!"

Nun lachten sie beide schallend auf. Es war plötzlich an ihnen etwas Gemeinsames und Gemeines.

Die beiden Kinder draußen blickten einander an. Resi sah ironisch drein, Kurt betrübt und angeekelt. Er schwieg, sie sagte:

„So werden sie, siehst du, bei uns und durch uns."

Er fand noch keine Antwort, als Leni ihre Türe aufriß.

„Wer kraucht denn da umanand? Leicht der schöne Johann? Jessas, aber Jessas, Herr Kurt! Baroneß! Aber na, die jungen Herrschaften! Sie hätten doch mit die Eltern ins Kino gehn soll'n."

„Die Eltern haben vergessen."

„Aber, aber! Na da bring ich die Herrschaften gleich nach Haus!"

Sie schob Lene flink hinaus, half den beiden beim Ankleiden. Dann setzte sie selbst ihren bescheidenen netten Hut auf und schritt hinter den Kindern die Treppen hinab, über die die kostbaren Abendkleider rauschten, einen feinen Duft zurücklassend. In der Halle spielte die unermüdliche Kapelle unechter Zigeuner im roten Frack die neuesten vertonten Gemütsduseleien. Alle Tischchen, auch nebenan in Rauchzimmern und Salons, selbst in der Bar, waren dicht besetzt. Man spielte Bridge, Skat, Poker, auch Hasardspiele, spielte mit einer bei so reichen Leuten

sonderbaren Gier und Leidenschaft. Die fetten oder unheimlich ausgetrockneten Männer mit dem brutal vorgeschobenen Unterkiefer, den trotz aller Pflege meist gemeinen Händen, die oft ganz jungen und alternden oder sehr alten Frauen, an denen alles künstlich war, begannen in dieser vorrückenden Nachtstunde schrecklich auszusehen. Neben ihnen standen Batterien von Flaschen, volle Gläser mit aufpeitschenden Getränken, offene Bonbon- und Zigarettenkästen; ihre Finger griffen gierig zu, in den Augen tagte die wahre Wesenheit unter dem Firnis der Kultur, an der sie schwer trugen.

Da waren auch junge Leute, Mädchen, im Schaukelstuhl hingeworfen, ohne Zwang; hochmütig, blasiert, einem eiskalten Berechnungsflirt hingegeben, junge Herren, die etwas suchten und abends müde herumlungerten oder mit älteren geriebenen Persönlichkeiten flüsterten, hartbedrängte Glücksjäger, nachrechnend, was der Tag gebracht hatte, wie lange es noch ging, und kluge Männer aus der großen Geschäftswelt, die abends noch aussehen wie am Morgen, nüchtern und wach, die immer rechneten, immer beobachteten. So einer war der Frankfurter Deitels. Der saß allein bei einer guten, aber leichten Zigarre, neben seinem Glase dunklen Bieres in der Bar, dicht am Eingang zur Halle, wo er sah und gesehen wurde, und las eine Zeitung. Er war frisch und gut gelaunt. Manchmal ging sein Blick zur Baronin Bensberg hinüber, die um diese Stunde schon ziemlich aufgelöst in einem kleinen, lustigen Kreis glänzte, den sie mit Sekt traktierte. Zwei Barone waren darin, ein Graf, ein Millionenehepaar und noch von einer exotischen Gesandtschaft irgendwas. Dolly war sachte angeheitert,

sentimental, espritvoll, sie kokettierte mit dem irgendwas aus der Diplomatie. Sie zitierte in drei Sprachen Sachen des subtilsten Gemütsnervs, der beim Anblick eines Regenwurms im nassen Gras teilnahmsdurchzittert aufstöhnt. Dazwischen kicherte sie sechzehnjährig. Der Alte aus Frankfurt betrachtete sie würdigend, sie machte so viel Lärm, es berührte ihn verwandtschaftlich.

Ihm gegenüber im dunkelsten Winkel der Bar hatte lange einer gesessen, der ihn kannte, aber nicht fähig war, ihn heute zu begrüßen, Lato Bensberg, der sich in schwerem Kognak vollständig betrank. Vor einer Viertelstunde hatten sie ihn fortgebracht in einem Wagen, sachte und diskret, wie sie das hier verstanden, ein elender Anblick; dem Geheimrat aber tat er wohl.

Und jetzt, als er eben noch vor dieser etwas wunderlichen Kampagne, die ihm hier bevorstand, dem Wettbewerb mit einem Aristokraten alten Schlags um ein junges Menschenschicksal, über diese beiden Eltern nachdachte, denen er den Sohn zu nehmen vorhatte, wenn ihm dieser Sohn wirklich entsprach, jetzt erschienen auf der großen, grell beleuchteten Treppe die beiden jungen Leute Kurt und Therese, sie blieben unentschlossen einen Augenblick stehen. Das kleine brünette Mädl sah Deitels kaum an, obschon ihm die unheimliche Intelligenz in dem häßlichen Gesicht auffiel, den jungen Menschen aber betrachtete er sich gründlich. Ein heißer Neid, ein dumpfer Groll gegen das Schicksal stieg in ihm empor. Sein eigner Sohn war tot, elend und lächerlich verreckt auf der Rennbahn, für die er nicht paßte; sein Sohn war reines Judenblut gewesen. Der hier, der sein Riesenerbe antreten sollte, als ein Gebietender der Kul-

turwelt, verleugnete die Rasse seiner Mutter, vornehme Dekadenz, vornehmer Menschenreiz spielten in sein Wesen hinein, die fremde Art. Die Art, vor der in gewissem Sinne auch ein Deitels sich widerwillig beugte, denn sie gewann sich spielend eine gewisse enge Welt, sie war das Salz des Lebens, wo dieses fein und reich flutete.

Ein schönes und edles Gesicht mit zu viel Weichheit hatte der Junge; diese Weichheit würde man ihm abgewöhnen, Besitz macht hart, wo er schrankenlos wird. Eines Trinkers und eines niedrigen Weibes Sohn — dennoch das Kind bevorzugter Rassen, denen eine große Vergangenheit mehr als die Gegenwart mitgegeben hatte. Ein Halt- und Heimatloser, weiches Wachs, der Geheimrat nickte befriedigt. Was er dachte, war: „Ja, dich kaufe ich mir vollkommen. Mein Geschöpf sollst du werden." Seine Augen hingen an der schlanken Knabengestalt, die sich jetzt durch die Menge der Tischchen schmiegsam in die Halle schob, widerwillig gefolgt von der Schwester. Er wollte seiner Mutter, die auf ihn vergessen hatte, gute Nacht sagen. Und er tat das so hübsch, mit der natürlichen, gänzlich ungezwungenen Anmut seines ruhigen Wesens, er beugte sich so ritterlich über die Hand der kleinen Frau, die er liebe- und respektvoll anredete, daß viele im Spiel pausierten und ihren Blick auf ihm ruhen ließen. Der Geheimrat beneidete die Baronin Bensberg plötzlich. Sein Auge folgte den Kindern, bis das Tor sich hinter ihnen schloß.

Im Eingang streifte ein alter Mann an ihnen vorbei, der mit Jägerschritten daherstob, den flockigen Filzhut hatte der tief in die Stirne gedrückt und seine Glieder umschlotterte ein Lodenmantel, aber ein sachter Geruch

von frischer Erde und Vorfrühling strömte von dem aus, ein Hauch von Frische, erhascht auf weitem einsamen Wege, hoch oben über dem Kessel der Stadt im raunenden Märzwald. Der Alte schob an den jungen Bensbergs rasch vorüber.

Als Kurt im Stadthof abgeliefert war, in dem Herr Briller über Bebel gebeugt saß und sein Vater halb besinnungslos vom Kognakdunst in den Bettkissen stöhnte, brachte Leni Therese in das Hotel National. Es lag abseits, sie mußten durch dämmerige Anlagen wandern, in denen Pärchen auf den Bänken saßen. Mancherlei strich an Rese vorbei, das hier in dem Weltort um diese Stunde lebendig wurde. Der hübschen Zofe guckte man im Laternenschein keck unter den Hut.

„Leni, Sie werden auf dem Heimweg sicher was erleben, Sie habens's gut.“

Die Jungfer machte ein verständnisloses Gesicht.

„Was meint die Baroneß?“

Die Kleine lachte auf, aber mit finsteren Augen. „'s ist unrecht, gemein und gefährlich, aber 's muß doch schön sein“, murmelte sie.

9.

„Die Frau Baronin wird auf Seel' und Gott schlanker, alleweil schlanker“, konstatierte in den nun folgenden Tagen die Leni und zog vergnügt die Korsettschnur kräftig an. „Wie a jung's Mädel, ich tu nicht lügen, heilig wahr!“

Die Baronin Bensberg glaubte ihr auch aufs Wort, sie hatte ja so viel Aufregungen und sie war eine Natur, die in Aufregungen schwelgte, sich mit ihnen wichtig

machte. Zuerst hatte der gefürchtete Neuhagener ihr einen Besuch abgestattet, vormittag um zwölf in tadellosem Gehrock und Zylinder, die nie getragenen Handschuhe in den Händen, deren feine Haut dicke blaue Adern durchzogen. Der alte Herr, der weder seinerzeit bei ihrer Hochzeit gewesen, noch sie sonst je mit irgendeiner Beachtung beehrt hatte, tat ganz fremd. Er sagte Frau Baronin oder gnädige Frau, saß steif da, nahm keine Zigarette an und schnupperte mit sich weitenden Nasenlöchern in der parfümierten Atmosphäre des Zimmers herum, was beunruhigend und arrogant wirkte, als befinde er sich in schlechter Luft. Dolly versuchte in der Eile dieser Fünfzehnminutenvisite vielerlei Benehmen; zuerst war sie oberflächlich, elegante Weltdame, dann vornehme Frau, hierauf nettes, warmherziges Frauchen, zuletzt Mutter mit Gefühlstönen. Aber nichts verfing. Der alte Baron sah ihr zu, als säße er im Theater. Er redete von lauter Dingen, die sie nicht verstand. Bei einem Zitate legte er die Hand an die Ohrmuschel und blickte leer. Dann erzählte er eine Anekdote, von der Dolly dunkel ahnte, daß sie eine Impertinenz enthielte, die sie aber nicht ganz verstand. Der Neuhagener redete von Leuten, die sie nie empfangen und selbst am dritten Ort beharrlich refüsiert hatten, als setze er ihre Intimität mit diesen Leuten voraus.

Als Therese hereinkam, sagte er: „Nein, diese Ähnlichkeit mit Ihnen, Gnädigste, ganz, aber ganz Ihre Rass'", was für die hübsche Frau hart, wenn auch in gewissem Sinne richtig war, und rieb sich die Hände. Die Kleine sah ihn an mit ihren dunklen, klugen Blicken, sie brachte ihn einen Moment aus der Fassung.

Dolly lud den alten Herrn zum Essen ein, aber er lehnte ab, da er den Hotelfraß nicht vertragen könne und nur in „Beißeln“ ginge, wie er sich ausdrückte. „Wo's billig ist und man viel kriegt, ich bin so.“

Nach einer Viertelstunde erhob er sich, tat einen tiefen Erleichterungsseufzer, warf hin: „Also Ihren Buben, den werd ich mir amal anschaun, was man aus ihm noch machen kann, versprechen tu ich gar nix. Kommt drauf an, was in ihm steckt, von wo er seine Anlagen geerbt hat. Hab' die Ehr', meine Gnädigste, empfehle mich. Warum is denn Ihre Kleine nicht im Sacrecoeur 'blieben? Immer zuviel im Salon g'wesen? Also ich empfehl mich.“

Damit war er, ohne Handkuß, an der Türe. Die öffnete sich eben, um den Geheimrat von Deitels einzulassen in spiegelnder, norddeutscher Eleganz und Gebügeltheit mit einem Stich ins Englische. Die beiden Herren musterten einander sekundenlang kalt und artig, dann ging der Neuhagener ab, ohne Gruß; hinter ihm fielen Dolly sofort eine Menge von fein impertinenten Sachen ein, die sie ihm hätte versetzen können. Aber leider zu spät!

Und nun nahm Jay Deitels sie in die Hand und wickelte sie ein, wie nur seinesgleichen das verstand und wie nur ihresgleichen eingewickelt werden konnte; er tat ihr schön mit faustdicken Schmeicheleien, die sie alle vertrug. Blumen kamen von ihm, Bonbons, eine Dinereinladung, eine Loge, er schenkte Resi eine Puppe in ihrer Größe, deren Kleider sie tragen konnte, mit kompletter Ausstattung und echtem Schmuck. Kurt erhielt ein

goldenes, reich mit echten Steinen eingelegtes Zigaretten-etui, in dem versteckt ein Tausendmarkschein lebte, der den in Bargeld knapp gehaltenen Jungen sprachlos machte. Herr Briller lieferte den braunen Lappen an Lato ab, der ihn zuerst Kurt wieder zurückgeben wollte, dann aber in der Zerstreutheit verbrauchte. — Der Wettbewerb um den letzten jungen Bensberg setzte nun ein.

Der Neuhagener bestellte sich Kurt immer allein, hielt ihn knapp, wies ihn scharf zurecht und tat ihm durchaus nicht schön. Er zwang den verwöhnten, körperlich schlaffen Jungen, an dessen Erziehung so arg gesündigt wurde, unnachsichtig zum stundenlangen Laufen und schenkte ihm nichts als ein Paar genagelte Stiefel und einen unkleidsamen Lodenmantel. Er sprach enge Ansichten aus, der alte Herr, unduldsam war er und dabei dennoch peinlich gerecht, innerlich unglaublich jung geblieben. Er konnte hell auflachen, prächtig erzählen. Wie ein frischer Höhenwind trug sein Geist den an die schwüle Tiefe gewohnten Knabensinn herrisch mit sich fort. Alte Feldzugserinnerungen, streng monarchische, aber dabei ideal gefärbte Gedanken pochten als eine neue Welt an Kurts Seele. Nur entsetzlich knickrig trat der Neuhagener auf. Er tat es vielleicht mit einer gewissen Absicht, daß er sich so über alles Äußerliche boshaft hinwegsetzte, eben während Dolly und das ganze Hotel im Deitelsschen Glanze schwelgten. Aber es verletzte Kurt. Mutter und Schwester nützten das aus, sie hetzten, Lato spöttelte. An Kurt rissen die Eindrücke zu stark. Wenn er ächzend um sechs aufgestanden war, um mit dem alten Bensberg stundenlang in festem Marsch und aufpeitschenden Gesprächen, bei rüder Kost

in Bauernwirtshäusern die Gegend abzuklappern, mußte er nachmittags mit Onkel Jay in Gala ausfahren, Besuche machen, Tee trinken, dann in den Smoking kriechen, den er seit seinem vierzehnten Jahr besaß. Ein schweres Diner, Theater, Konzert, Gesellschaft, hielten ihn bis Mitternacht fest. Der Geheimrat griff nach ihm mit Schmeichelei und einer feinen, leisen, völlig wehrlos machenden Ironie, vor der alles lächerlich erschien, was ihn Herr Briller hochzuhalten gelehrt hatte und alles grotesk, was der Neuhagener sprach.

Er rührte die Instinkte auf, die geheimen Triebe, er isolierte sich und Kurt von einer ganzen Welt, die nur da war, ihnen beiden dienstbar zu sein. Im weiten Umkreis lebten Knechte, sie beide aber waren die Herren. Das wirkte geheimnisvoll berauschend; ich kaufe alles, jeder steht mir zu Diensten, die Masse ist Schund, zum Dienen, zur Ausnützung geboren. Auslese sind w i r, sind die souveräne Gewalt, so lange wir uns selbst keine Grenzen ziehen. Wir dürfen nicht schwach werden, nicht durch Gefühle, dieses Gift im Blute, das entnervt, nicht durch Skrupeln. Schrankenlos im Konsumieren einer Menschheit, ohne Furcht und Respekt vor ihr sind wir die Herren der Welt.

Wenn Kurt ein paar freie Stunden hatte, hockte er mit Resi in der Halle des Hotels, das waren sie so gewohnt. Faul in die tiefen Klubsessel, die da herumstanden, eingenistet, lagen sie da, konversierten familiär mit ein paar herablassenden Kellnern, bewunderten des „Ober" superfeine englische Herzogslinie und beobachteten den Aufzug, das unablässige Kommen und Gehen dieser ganz bestimmten Gattung von Menschen, die die

beiden Kinder des Reichtums schon so genau kannten und als das Bild der Welt ansehen gelernt hatten, seit sie lebten, wenn sie auch ahnten, daß es daneben noch etwas anderes gäbe. Alle die besonderen Typen, die sie da sahen, waren ihnen vertraut. Die Abenteurer, welche nicht selten vornehme Namen trugen, die Emporkömmlinge eines raschen Reichtums, denen keine Zeit geblieben war, eine mangelnde Kinderstube nachzuholen, die ruhelosen Weltwanderer mit ihren zerrütteten Nerven. Und die vergnügungstollen, die unersättlichen Frauen neben den kalten, vollkommen illusionslosen, jungen Mädchen aus dem Reiche des Geldes, diese Frauen, wie zum Beispiel die schöne Baronin Kersten, die, zu träge einen Haushalt zu führen, ihren Mann die Welt bereisen ließ und im Hotel lebte, obschon sie in der Stadt ihr Haus besaß. Sie war nur glücklich, wenn man sie für etwas Unmögliches hielt, färbte ihr Haar, schminkte sich und gebrauchte die heftigsten Parfüms. Es wäre ihr wie das Ende ihrer Jugend und Lebensfreude erschienen, nicht aufzufallen, keine Frechheiten und Sensationen zu erleben. Sie war zu feig, um nicht anständig zu sein, aber sie wollte nicht anständig wirken. Junge Herren aller Waffenfarben umflatterten sie und sie pflegte nachzuzählen, wer mehr Anbeter um sich versammle, sie selbst oder die Kinokönigin am Nebentisch. Resis Augen folgten dieser jungen Frau aus den besten Kreisen immer nachdenklich, Kurt pflegte rot zu werden, wenn sie vorbeirauschte, seine Harmlosigkeit fand sie wunderschön.

„Da sind wieder einmal die Estrieses“, sagte die kleine Bensberg plötzlich eines Nachmittags, als sie die Ankommenden beobachteten. „Er, sie und die Benedikte. Früher

hat sie Mira geheißen, vor ihrer Taufen. Sehr schick, die Estrieses, und haben ein lächerliches Geld. Position haben sich die auch noch gemacht daneben. Komm, wir wollen die Benedikte begrüßen. Ich hab' sie in Wien kennengelernt, bei einer frommen Ausstellung für den Papst. Da spielten die Estrieses erste Geige und unsere Großmama die letzte Fiedel. Ja, wenn man's versteht. Sie hat mich dann zu einem Fest eingeladen, lauter Marienkinder waren da im Himmelblau. Da hat es einen vor Reichtum und Vornehmheit geblendet, sag ich dir, Kurt. Sie ist einer der wenigen Lieblinge des Papstes, die Benedikte, in Rom konvertiert und getauft. Eine Herzogin war Patin, zwei Kardinäle haben sie unterrichtet. Ja, die Estrieses sind obenauf. Das wäre einmal eine Frau für dich, Kurt, wenn der Onkel aus Frankfurt dich nimmt. Liebste, einzige Benedikte, das ist ja zu schön, daß ich dich wiederseh, du Süße! Hier ist Kurt, mein einziger Bruder."

Kurt stand dumm und ein wenig unbeholfen da. Er sah das Ehepaar Estrieses an, das der Typ vornehm internationalen Judentums aus der großen Welt war, die Frau pariserisch, der Mann mit Londoner Anstrich, beide gewandt, hochmütig und artig, mit den leeren Augen der immer Suchenden, die zugleich kalt und unruhig blicken. Sie hatten Dienerschaft, einen Sekretär und Kurier mit, aber ihr Auftreten wirkte doch diskret, war von aller Protzerei frei. Die Augen der Frau streiften einen Moment Kurts schöne Knabenerscheinung, Herr Estrieses, der übrigens römischer Graf war, il conte Estrieses di Castelcampo-Reggia, sagte ihm etwas Verbindliches, an das sich interessiert die Frage schloß: „Ist

Ihr Onkel aus Frankfurt wirklich hier? Freut mich, freut mich." Dann wandte sich das Ehepaar dem dienernden Hotelier zu und Kurt hörte, wie Resi Benedikte Estrieses anschwärmte. Die war ein großes, schlankes Mädchen von vierzehn Jahren, mit einem blassen Gesicht und ganz hellem Haar, das sie noch offen trug, in Locken. Kurt meinte, nie so rein blaue Augen gesehen zu haben und so ätherische Linien. Sie erschien ihm als das Fremdartigste, das er je erblickt hatte. Der Ausdruck in ihren feinen Zügen war der einer jungen Heiligen, ihre Kleidung Weltlichkeit und üppiger Luxus. Eine Selbstbeherrschtheit und Ruhe lag um die blaßroten Lippen, eine Kühle wie Klosterluft ging von ihr aus und doch ahnte man in ihr intensivstes Leben.

An einer Schnur Perlen trug sie ein Marienbild am Halse, das ihr der Heilige Vater selbst gegeben hatte. Ihr Typus war stark jüdisch und hatte dennoch etwas Bibelhaftes, das man vielleicht raffiniert zurecht machte. Sie hatte vollendet anmutige Bewegungen, von einem Backfisch war keine Spur an ihr, und sie machte auf Kurt einen tiefen Eindruck.

Die Comtessa von Castelcampo, ihre Mutter, war ein Gemisch von Weltdame und Heiliger. Raffiniert elegant, überaus klug und erfahren, galt sie für eine Agentin des Vatikans, in dessen Schatten ihr Kind aufwuchs. Man kannte sie an allen Höfen, in den großen Städten, überall. Ihr Palast in Paris war eine Sehenswürdigkeit, ihr Kunstinteresse hoch entwickelt und ihre Tochter das bestunterichtetete Geschöpf, das man finden konnte. Der Vater hat insbesonders darauf Wert gelegt, daß sie von Kindheit an die Geheimnisse und Schwierigkeiten, die

unendlichen Raffinements des Geldwesens in großem und kleinem kennen lernte; hervorragende Leute des internationalen Bankwesens hatten gründlich dies seltsame Kind unterrichtet, das in Kirchen- und Börsenluft heranwuchs. Sie kannte die Tricks, den skrupellosen Existenzenkonsum, der das abnorme Reichwerden eines einzelnen unabänderlich begleitet. Seit ihrem zehnten Jahre stand die kleine Benedikte mit den Geldmännern der Riesenbebetriebe in Kontakt.

Sie wurde neben den Eltern erzogen, nach einem System der beiden, und die Hand, die auf ihr lag, war unerbittlich. Sie besaß ihr eigenes Bankguthaben, Häuser, Fabrikanteile, mußte kaufen und verkaufen, Orders geben, im Laufenden über dies Geschäftsleben sein. Daneben waren ihre Welt, der Salon und die Kirche, mit der Börse als drittes Hauptelement, die Umwelt eines reichen, blutjungen Mädchens auf der Höhe einer Zeit, die im blitzartigen Schaffen von Riesenvermögen und im Massenruin kleiner Existenzen ein Ziel sieht.

Benedikte Estrieses war ein vielbeneidetes Kind.

„Werdet ihr hier wohnen, Benedikte?"

„Ja, vielleicht. Die katholische Kirche ist ja etwas weit. Wir erwarten viel Besuch — einen Monsignore, die Borgheses, die Brandini —"

Resis Augen funkelten auf.

„Petite Mère hat nun immer ihren eigenen Beichtvater bei sich, liebe Therese, der auch mit uns reist. Denke nur, wie schön das ist. In seinen kleinen Verfehlungen und Sünden immer gleich beobachtet, auf sie aufmerksam gemacht, von ihnen entsühnt werden können! Es ist père François d'Assissi, der einstige Graf Merval,

der die Erlaubnis erhielt, uns zu begleiten, mich zu unterrichten. Ach, Therese, du fühlst mit mir, du bist ja auch katholisch, Liebe."

„Ja", sagte Therese in seltsamem Ton.

Während Kurt völlig verständnislos und doch benommen von irgendeinem tieferen Eindruck, der ihn gepackt, das Mädchen anstarrte, wurden die Augen seiner Schwester sonderbar scharf. Sie hafteten auf dieser reinen, weißen Benedikte mit einem Ausdruck, der zugleich Verachtung, Scheu und ein widerwilliger Respekt war. Welche Rolle der Graf Merval, der einst sachte verabschiedete Offizier, der schöne, glatte Jesuit, im Leben der Madame Estrieses spielte, unklar war das niemandem in der großen Welt. Es erschien durch einzelne Nüancen besonders häßlich und die Tochter der Frau — wie sie war — mußte das verstehen. Aber sie lächelte mit einem Engelsausdruck in den reinen Zügen. Und nichts, gar nichts überhaupt konnte trauriger sein, als diese Kinder, die das Leben wußten. Selbst das Leben, das sie wußten, war es nicht!

„Wir wollen uns sehr oft sehen, Benedikte."

„Wir wollen zusammen zur Kirche gehen, Therese."

10.

Herr Briller stand im Zimmer seines Zöglings, er redete mit heiserer Stimme und war rot im Gesicht. Herr Briller war ein anständiger Mensch, aber ein Rüpel, und an ihm zehrte kein Verlangen, etwas anderes zu sein. Seine Hofmeisterstellung verdankte er der Tatsache, daß er Kurt ein paarmal glücklich durchgebracht hatte, so daß

der versetzt werden konnte. Hinter seiner Manierlosigkeit und seinem gleichgültigen Auftreten steckte ein ehrliches Herz, das für diesen Schüler eine gewisse Wärme fühlte. Angesichts der verschiedenen Einflüsse, die an dem Knaben rissen, kam der Lehrer in seiner unbeholfenen Art ein wenig aus sich heraus. Er fand bei diesem jungen Menschen, der noch seine beiden Eltern hatte, eine Elternlosigkeit, die erschreckend war, eben jetzt, wo es sich um die ganze Existenz handelte. Und er mußte immer wieder an das Schullehrerhaus daheim in seinem Dorfe denken, in dem ein alter Mann saß, an den er noch heute glaubte, zu dem er um einen Rat immer kommen konnte und auch kam. Eine alte Frau fiel ihm ein, die nie hervorragend gewesen, weder schön, noch elegant, noch besonders klug. Aber den Begriff Mutter verkörperte sie vollkommen, sie war das Warme im Leben und war immer da. Um diesen Knaben hier wehte kalt und einsam die innere Öde, die so oft reiche Kinder umgibt. Seine Eltern hatten niemals Zeit, kannten nicht die liebende Sorge, die für Geliebtes arbeiten muß, sie waren die Ichmenschen, denen alles von außen, nichts von innen kommt. Daß sie ihr Kind von sich geben wollten, war richtig gedacht, aber schrecklich empfunden; wie sie das taten, beinahe grauenvoll. Der junge Lehrer, ein hartgewohnter Mensch aus dem Volke, suchte nach Brücken, nach richtigen Worten angesichts der Preisgegebenheit eines jungen Schicksals. Eben daß diese Eltern nicht befahlen, daß sie Kurt die Wahl ließen, war perfide. Es nahm ihnen die letzte Verantwortung.

Gegen den Geheimrat regte sich in dem Studenten eine unüberwindliche Abneigung. In seinem Dienste

standen Tausende arbeitender Menschen in Fabriken, Gruben, Banken, auf weiten, wüsten Ländereien. Diese Tausende hatten knapp zu leben und der eine erstickte in Üppigkeit. Das war eine alte, immer dagewesene Sache, wenn sie früher auch nicht die Dimension dieser neuen Zeit besessen hatte, die alles in Riesenformen schuf. Das war das Leid der Welt, die krasse Ungleichheit der Schicksale. Wer rottete sie aus? das blieb Problem. Lösen konnte es nur der Reiche selber, der Arme nie. Aus der Fülle selbst mußte die Erkenntnis kommen und die Erlösung, nur aus einem großen, erwachenden Gewissen konnte eine befreite Welt erstehen, die jedem, aber auch jedem sein Stückchen Erde gewährte und die Sonne darauf. Keinem Einzelnen aber eine ganze Welt.

Briller war jung, unbeholfen, sich all dieser Dinge nur dunkel bewußt. Er sehnte sich, sie seinem Schüler beizubringen.

„In ihm sind Möglichkeiten", dachte er. „Und eben wenn er zu dem Goldkerl kommt, der sicher nicht auf seine guten Triebe wirken wird, wäre ein Gegeneinfluß so nötig. Aber meinesgleichen wird man aus seinem Wege räumen."

Manchmal kam er sich wie ein Absterbender vor, der letzte Stunden ausnützen will, um in Hände ein Vermächtnis zu legen. Aber Kurt verstand ja nicht. Er war fast den ganzen Tag aus, entweder mit dem Neuhagener oder mit dem Geheimrat. Abends fiel er erschöpft ins Bett. Resi quälte ihn, seine Mutter redete ihm zu, den Frankfurter Onkel zu würdigen. Der Vater sprach nichts, lungerte herum mit geröteten Augen, die

Hände in den Taschen, nie ganz nüchtern. Eine Umgebung war das, ohne Halt. In Kurt begannen die anfänglichen Sympathien für den Neuhagener in die Brüche zu gehen, der alte Aristokrat von Anno dazumal überbot in seinem selbstherrlichen Eigensinn die Inszenesetzung seiner Persönlichkeit ein wenig, zu Hause trieb er es sicher nicht so schlimm. Er übermüdete den jungen Menschen und brutalisierte sein Feingefühl, das ein typisch krankhafter Zug schon leicht dekadenten Judentums war, diese Art, sofort beleidigt zu sein und eine Kränkung nie zu vergessen. Der fortgesetzte Krawall im Hotel, mit dem der alte Herr gegen die Sündenpreise und geschickten Schwindeleien ankämpfte, machte Kurt ganz nervös. Die Riesenspaziergänge im Laufschritt erschöpften seinen verweichlichten Körper, die kargen Imbisse in Bauernwirtshäusern ärgerten ihn. Dazu stand der Baron literarisch und künstlerisch überaus kategorisch auf alten, seltsamen Standpunkten, die subtile, reiche Geistes- und Empfindungswelt der Neuzeit mit ihrem ebenfalls charakteristisch jüdischen Einschlag an feinen Perversitäten, an schwülen Spielereien der Sinne, an der verborgenen Unmoral kaum angedeuteter seelischer Vorgänge, ekelte ihn wie eine Unsauberkeit an, die die Menschen lastend in ihren Bann zog.

Ein kurz Gebet, ein Reiterlied,
Ein Liebeslied daneben,
Ein guter Spruch, der mit ihm zieht,
Das sei dem Mann gegeben,
Mehr braucht er nicht,
Mehr kriegt er nicht
Mit in das volle Leben.

Alles andere mehr ist vom Übel. So dachte der Neuhagener und stellte es als Lehrsatz auf, nach dem man sich bei ihm zu richten habe.

Kurt aber war in seinem Unterbewußtsein trotz seiner Jugend und mancher Verkümmerung ein ganz moderner Mensch. Hinter seinem scheinbar reinrassigen, vornehmen Äußern lagen dennoch alle Geister wach, die aus der Welt der Mutter kamen und auch Resis Bruder war er nicht umsonst. Sie hatte Schule gemacht, so oft sie mit ihm zusammengekommen war, obschon er soviel unschuldiger war als sie. Aber ihre Umwelt, von ihr geschaut, ihm aufgedrängt, dämmerte doch herein in seine Seele. Er liebte eine unklare, mit Eindrücken überlastete Umgebung, die ihm zu träumen gab.

Der Neuhagener sagte schließlich bitter zu Lato Bensberg:

„Schäm' dich, du! Schindluder hast du mit dem Burschen treiben lassen. Das ist nicht der frische, fröhliche, harmlos wilde Kerl, den unsereins in die Welt setzt. Pfui Teufel, das ist was anderes!"

„Du verzichtest also auf ihn, Onkel?"

„Fällt mir nicht ein, der Bub geht nach Neuhagen zu mein' Förster, dem Forstinger, unter anständige Leut. Erst wird er g'sund und härtet sich ab, nachher macht er sein Jahr bei den achter Husaren, mein Regiment, das bissel Gymnasium trichtern's ihm schon noch ein. Und nacher wird er Landwirt und heirat a nette Komteß mit a bissel was, ich weiß ihm schon eine, die nasse Füß vertragt und am Abend nix von sich weglegt. Was ma' an ihr sieht, das muß sie auch wirklich haben. Auf die letzt kriegt er dann Neuhagen. Bis dahin ist

deine Frau schon lang an Affektation erstickt und du hast dich totgesoffen."

„Hoffentlich", sagte Lato. Er tat vollkommen gleichgültig. Aber dennoch stahl sich sein trüber Blick in diesen Tagen oft zu seinem Sohn und er fing wiederholt Sätze an wie:

„Na also, Kurt. Kurtl, was is denn also? Sagst mir nix, zu wem'st möchtest?"

Kurt empfand vor seinem Vater ein mit Schmerz gepaartes, körperliches Grauen.

Immer mehr gewann die in ihrer Art vollkommen harmonische und beeinflussende Erscheinung des Geheimrats an Bedeutung für ihn. Er bekam Einblick in seine Weltstellung als Abkömmling glücklicher Unternehmer, den kein Krach, keine gewagte Börsenspekulation mehr in seiner Macht hatte erschüttern können, obschon er genug Schreckenstage der Börse in Weltstädten miterlebt, Selbstmorde, Bankbrüche als etwas Alltägliches kennengelernt hatte. Tausende von Existenzen waren Auf und Ab gleich einer Fata Morgana an ihm vorbeigezogen, die Schule des Geldes hatte ihn innerlich unverwundbar gemacht, was Gefühle betraf. Aber obschon er vornehme Herren, selbst fürstliche Existenzen als Bittende bei sich gesehen, hatte er es doch nicht verlernt, vor ihresgleichen immer wieder zu kriechen, mit ihrer Bekanntschaft groß zu tun. Das haftete ihm an wie ein Erbübel, eine krankhafte Schwäche, das lockte ihn auch, nach dem jungen Bensberg zu greifen, ihn sich zu sichern als Erben und Mittelpunkt seiner Existenz. In Kurts noch mattem Gehirnleben begann es zu dämmern, daß er etwas zu vergeben habe, wenn er zu

dem Geheimrat ginge, während der Neuhagener ihm gegenüber den Gnaden Austeilenden markierte, wenn auch in Wahrheit nur aus erziehlichem Prinzip. Denn er brannte täglich mehr darauf, sich den jungen Menschen zu retten, seiner Anschauung, seiner Welt, die im Absterben lag. Aber er verlor ihn täglich mehr. Diese andere Welt des großen Luxushotels, in dem die Leute des Geldes eine Art Familienleben markierten, Dollys Dunstkreis, war dem Geheimrat und seinen Zielen die günstigste, der Neuhagener wurde in ihr zur Karikatur. Die beiden Kinder, die in dem Riesenhaus herumstrichen, berührt von allem, was es barg, gestreift vom Abschaum und Aberwitz des Lebens, waren auch seine Opfer und seine Sache. Das Haus, diese Karawanserei, formte sie und ihre Weltanschauung. Therese glitt an den Türen hin wie eine Katze, sie sah im Dunkeln, hörte in Verstecken und die Kehrseite des ganzen Bildes war ihr in vielen Episoden vertraut. Ihre seltsame Frühreife stahl sich heran an erwachsene Menschen, die oft entsetzlich schwere Kämpfe kämpften, sie war nicht sympathisch und verführte doch dazu, Vertrauen zu erwecken, zu Konfidenzen hinzureißen. Sie war dieses Starke und zugleich Schweigsame, die moderne, junge Jüdin einer raffinierten, brutal zugreifenden, gewissensarmen Luxuszeit mit allen frühen Verfeinerungen der vielseitigen Bildung, mit offenen Augen und doch auch mit krankhaften Weichheiten, an denen sie selber litt und die sie zugleich selber genoß. Jede Empfindung in ihr färbte das heimlich schwüle Leben ihrer Sinne, dieser quälenden, typisch semitischen Sinne, die dem ganzen Lebensgenuß ihr Gepräge geben. Bis ins Geschäftsempfinden hinein

stiehlt sich diese geheime Glut, das Leiden eines alten, vom Orient gezeichneten Volkes, in dem die starke Rassengewalt zutage tritt. Keine Mischung mit christlicher Art löscht sie ganz aus, sie macht sich die Christenart zum Untertanen.

Das alles waren Dinge, die Lato Bensberg immer dunkel gewußt, verachtet und mit Ekel betrachtet hatte. Das alles war von ihm stets mit beißender Ironie schonungslos verurteilt worden. Dennoch hatte er diesem Menschentum, dem düstersten und gewaltigsten der Geschichte, dem geborenen Erbfeind, der die Hand zuerst nach seinesgleichen ausstreckte, nie widerstanden, er hatte immer angenommen von den Verachteten. Das war ein typischer Zug seiner dekadenten Welt, dies Gnaden-Erweisen und sich dabei in einen Pfuhl herabziehen lassen, dies Vergessen, daß im Leben gegenseitig alles bezahlt und ausgeglichen werden muß. „Fürsten haben sich immer ihre Juden gehalten — wenn auch Volk und Bürgerstand sich denen gern verschloß. Was Fürsten tun — mag der Adel nachahmen. Ich zeichne aus, indem ich annehme."

So hatte er es betrachten gelernt, daheim, im hochmütig schäbigen Vaterhaus, dann in den eleganten Regimentern unter verschuldeten Kavalieren, bei den Ehen, die die Berechnung schloß, im Salon, an der Börse, überall. Kam am Schluß die Bilanz — dann war man eben ein Opfer dieser Schurken, die zu rechnen verstanden. Man konnte das nicht. Man fiel vornehm, wehrlos, wie der Mann gewisser Kreise fällt. Der Nimbus erlitt keinen Stoß dabei. Und man bezahlte, indem man sein eignes Blut verkaufte, Boden um Boden, auf dem

man Gebieter gewesen, aufgab. In die alten Schlösser mit den Überlieferungen unbestechlicher Ehre zogen neue Menschen, erfüllt von anderem Geist, von vollkommen anderen Rechtsbegriffen, die aus steinernen Gesichtern mit kalten Siegerlächeln herabsahen auf eine versinkende Welt.

11.

„Warum weinen Sie, Fräulein Imkes?“ frakte Therese verwundert. „Man weint doch nicht so, es ist ja unheimlich, man muß sich in der Hand haben.“

Die Angeredete erschrak heftig. „Ich habe Kopfweh“, stammelte sie. „Wie sind sie denn hereingekommen?“

„Ich habe Sie schluchzen gehört und Ihre Türe war offen. Mama ist nicht da. Sie ist mit Kurt und dem Geheimrat ausgefahren. Sie sind wohl auch allein?“

„Ja.“

„Die Weininger haben Sie nicht zum Rennen mitgenommen?“

„Nein, es war nur ein Platz da, für die Mannfelde“.

„Und deswegen weinen Sie? Rächen Sich sich lieber mit irgendeiner Bosheit.“

Anne Imkes sah Resi verständnislos an. Sie war ein einfaches, hübsches Mädchen von neunzehn Jahren, groß, blond und üppig, mit einem etwas leeren, sehr blühenden Gesicht, und ihre reife Erscheinung stand in Gegensatz zu dem vagen, kindlich ratlosen Ausdruck ihrer Züge.

„Ich bin nicht boshaft“, sagte sie.

„Das ist in Ihrer Lage ein Unsinn.“

„Warum? Setzen Sie sich doch, bitte. Ich schließe lieber ab.“

„Abschließen?

„Ja, sonst horcht die Weiningersche Jungfer, diese Bestie, oder die Baronin Gottwitz stürzt herein.“

„Das ist Ihre neue Aufsichtsdame, mit der Sie jetzt zusammen leben sollen? Nun weinen Sie wieder!“

„Ach, Fräulein von Bensberg, es ist schrecklich, es ist schrecklich!“

„Daß diese Gottwitz mit Ihnen hausen soll?“

„Zum zweitenmal soll ich einer solchen Frau ausgeliefert werden. Einer sogenannten Dame aus der Gesellschaft, die mir noch eine Gnade erweist, indem sie mich bevormundet, für mich Haus führt, mit mir ausgehen soll, alles Geld in die Hand nimmt, alles bestimmt. Die Weininger machen sich damit in gewissen Kreisen populär, daß sie ihre vermögenden Mündel sogenannten vornehmen Damen anvertrauen, die nichts zu tun oder zu wenig zum Leben haben oder aus Geiz auf fremde Kosten üppig leben wollen. Mein Vater stand mit dem Baron Weininger in Geschäftsverbindung, hat dem viel Geld geliehen, blind vertraut, hat ihn zu meinem Vormund ausgesucht. Jetzt bin ich den Weiningers lästig, weil sie hoch oben sind und auch mein Kapital, das ich von Großmutter erbte, festgemacht ist und von deren altem Anwalt verwaltet wird. Jetzt schütteln sie mich ab, geben mich elenden Weibern preis, ihren Schmarotzern. Und ich soll nicht mündig werden, weil ich einmal nervenkrank und in einer Anstalt war. Dort haben sie mich hineingesteckt, als ich nach dem vernachlässigten Scharlach so elend wurde und geistig zurückblieb. Soll

mir das anhaften fürs Leben? Ich bin doch ganz gesund, ich brauche nur Bewegungsfreiheit unter einer liebevollen Hand. Ich will mein eigenes Heim mit einer lieben älteren Freundin aus den Bürgerkreisen meiner toten Mutter. Warum bist du mir gestorben, Mama! Mama!"

„Aber Fräulein Anne!"

„Sie wissen nicht, was ich leiden muß unter diesen Leuten, die ihre Hand auf mein Geld legen, auf meine Person. Ich habe keine Jugend, jedes arme Ladenmädchen beneide ich. Da war nach dem Tode der Eltern zuerst die französische Gouvernante, die dem Weininger so gut gefiel. Sie schlug mich, unterrichtete nicht, schrieb falsch auf, bei ihr bin ich krank geworden. Dann kam der Arzt, der mich in die Nervenanstalt gesteckt hat. Mit sechzehn Jahren! Nach einem vernachlässigten Scharlach! Wie eine Geisteskranke behandelten sie mich. Ich wundere mich, daß ich nicht wirklich verrückt geworden bin, dort. —

Schließlich mußte man mich herausnehmen, ich war gesund. Seitdem schleppen mich die Weininger herum, als Folie und Bedienung für die Mannfelde, vor der sie Angst haben. Sechs Monate habe ich mit einer Gräfin Dombach gelebt, die mich für die Gesellschaft formen sollte. Jeder Pfennig ging durch ihre Hand. Die Hölle dieser Zeit kann ich Ihnen nicht beschreiben, die Frau war hysterisch und habsüchtig. Sie nahm meine Sachen, lebte und bereicherte sich auf meine Kosten, stundenlang hat sie mit mir geschrien, mich beschimpft und aufgeregt. Schließlich wollte sie mich mit einem Schwindler verheiraten, da bekamen die Weiningers Angst. Und jetzt

soll ich wieder, vielleicht zu einer schlimmeren Kreatur, die bei reichen Leuten auf Raub ausgeht, soll mit ihr leben, ganz allein. Sie ist Witwe und will fieberhaft einen zweiten Mann finden. Wozu wird sie mich und mein Geld mißbrauchen? Oh, ich habe Angst! Ich habe Angst! Auch davor, daß sie mich aufregen, bis ich wieder krank werde und sie mich in die Anstalt zurückbringen, bis ich für immer unter Kuratel stehe. Ich, die nichts will als Ruhe und ein wenig Liebe, eine sanfte Hand, mein eigenes Haus. Oh, wie arm bin ich, wie arm!"

Resi stand da mit ihren gedankenvollen, kalten Augen. „Ja, die Gottwitz soll eine rechte Bestie sein", sagte sie.

„Ist das Ihr Trost?"

„Warum halten Sie sich nicht an die Mannfelde? Sie soll keinen schlechten Charakter haben."

„Sie will mich nicht. Die Weininger haben ihr ein Liebesglück vereitelt und wollen sie ganz in der Hand behalten, verbittert, wie sie ist, innerlich schon alt. Ich bin jung, ich will jung sein."

„Heiraten Sie!"

„Wen? Eine Kreatur dieser reichen Leute, die mich beraubt und einsperrt? Sonst sehe ich ja niemanden, Welt und Leben ist mir verschlossen!"

„Tun Sie doch was Unkorrektes", sagte Resi plötzlich, „Kompromittieren Sie sich. Damit zwingt man die Leute." Es klang so hingeworfen.

Anne sah die Kleine starr an.

„Ja doch, machen Sie einen Gewaltakt. Werfen Sie sich irgendeinem Kerl an den Hals, damit Sie ihn dann heiraten müssen, zahlen Sie ihn dann aus und

jagen Sie ihn fort, nachdem Sie ihm einen Titel gekauft haben, der Ihnen bleibt. Als Frau sind Sie frei. So hat's doch die reiche Landegger gemacht, der ihre erste Ehe zu langweilig wurde. Sie ist heute Freifrau und führt ein Haus. Dann die Meerweeden, die sich in Kairo einen Kawassen zum Manne nahm, der vor ihrem Wagen hergelaufen war. Er strich einige Hunderttausende ein, wurde römischer Graf und erhielt vom Traualtar weg die Aufforderung, sich zum Teufel zu scheren. So was macht man und bleibt, wird dann oft erst möglich in der guten Gesellschaft."

Anne Imkes machte große runde Kinderaugen, ohne Verständnis. Und die kleine Resi dachte ärgerlich: „Sie ist auch gar zu bürgerlich geboren, sie hat gar keine Rass'."

„Fräulein von Bensberg?"

„Nun und?"

„Ich möchte so furchtbar gerne nur einmal zu Herrn Dr. Wellhard in die Kanzlei gehen, heimlich."

„Wer ist das?"

„Großmutters Anwalt, der eigentlich zu meinem Vormund bestimmt war, ehe der Vater so ganz in Weiningers Hände kam. Er verwaltet zum Zorne Weiningers die große Erbschaft, aber persönlich hat er mit mir nichts zu tun. Er lebt hier, der alte Herr, und ist hoch angesehen. Als Kind daheim hab' ich ihn sehr liebgehabt. Es wäre mein Traum, bei ihm und seiner Schwester zu leben, ganz still, Fräulein von Bensberg, ich bin nicht für die große Welt. Ich mag nur die ruhigen, bürgerlichen Kreise, das solide Glück im Winkel."

Resi rief aus: „Du lieber Gott!"

„Ja, ich bin so. Es ist das laute Leben, das mich krank macht. Ach, würden Sie mich zu einem Spaziergang einladen, damit ich zu dem alten Doktor gehen kann?"

„Da regen Sie sich wieder auf, es ist unpraktisch."

„Ich muß ihn sprechen, den einzigen Freund! Fühlen Sie mir das denn nicht nach?"

„Och je!"

„Was täten Sie an meiner Stelle?"

„Ich würde mich auf raffinierte Niederträchtigkeiten verlegen und dieser Gottwitz Fallen stellen, bis sie hinausgeekelt wäre, mich würde das amüsieren."

„Sie wissen nicht, was man leiden muß."

„Ich bin nicht sensitiv. Übrigens, ziehen Sie sich nur an, ich nehme Sie gern mit. Zittern Sie doch nicht so, Anne."

Das kleine Mädchen half dem großen.

„Was soll ich aber der Jungfer sagen? Sie muß der Gottwitz etwas bestellen und ehe es ausgerichtet ist, müssen wir um die Ecke sein, sonst kommt sie gestürzt und läßt mich nicht fort. Ich lebe ja wie eine Gefangene."

Resi rief im Vorzimmer beim Vorübergehen der Kammerfrau, die da wachsam bei einer Arbeit saß, in hochfahrendem Ton zu: „Sagen Sie, ich habe Fräulein Imkes zu einer Spazierfahrt eingeladen", und fort waren sie. Unten nahm die Kleine einen Wagen, in den sie die zitternde Anne energisch schob.

„So, und die Adresse?"

Als der Wagen losfuhr, lachte Resi hellauf.

„Also, war das so schwer? Tun Sie doch irgendwas! Fangen Sie eine Liebesgeschichte an, gehen Sie

durch, Fräulein Imkes! Ich organisier's, mir macht so was Spaß und ich getraue mich alles. ‚Kommt zu mir, die ihr mühselig und beladen seid'", zitierte sie mit Ironie.

Doktor Wellhard war nicht mehr in seinem Bureau und mußte erst geholt werden. Als er eintrat und Anne Imkes gewahrte, stutzte der alte Mann. Sie fing zu weinen an, wie Kinder hilflos weinen, und streckte die Hände nach ihm aus."

„Onkel, ach Onkel!"

„Gnädiges Fräulein!"

„Anne, doch nur Anne, Onkel Wellhard."

„Und wer ist das?" Anne nannte ihm Therese, er sah diese scharf an. Dann sagte er zögernd: „Wie geht es Ihnen, Anne?"

„Schlecht, Onkel, das wissen Sie ja doch. Helfen Sie mir, ich soll wieder mit einer schrecklichen Frau leben, ausgebeutet werden ohne Liebe, ohne Güte, oder ins Sanatorium zurück. Ich will gegen die Vormundschaft Weiningers protestieren."

„Das können Sie nicht tun. Es ist ihm nichts Unrechtes nachzuweisen."

„Ich will mündig gesprochen werden."

„Laut Aussagen von maßgebenden Seiten waren Sie krank und sind unselbständig."

„Gut. Dann will ich zu Ihnen, Onkel, zu Ihnen und Tante Marie."

„Sie kämen aus einer Welt, Kind, von der keine Brücken mehr zu uns führen. Wir sind die stille, langsame rechtliche Arbeit. Ihr seid der wilde Gewinn, die ewige Unruhe."

„An der bin ich eben krank."

„Ja, arme, kleine Anne. Sie ist auch schon in Ihnen. Vor fünf Jahren, da hätte ich sie aufgenommen, gern, zu gern. Damals ging mir mein ältester Freund verloren, Ihr Vater. Er lieferte sich und Sie diesen anderen aus, Sie wurden zur Freibeute. Ihr Geld kann ich schützen — teilweise — Sie selber nicht."

„Onkel! Behalten Sie mich hier, um Gotteswillen! Ich geh nicht fort, ich bleib!"

„Kind, das Gesetz! Sie tun alles dort für Sie, was korrekt ist. Nach Gefühlen fragt das Recht nicht. Ich kann Ihnen nicht helfen. Von Fall zu Fall mag ich ein Veto einlegen, wenn Personen an Ihrer Seite unverschämte Anforderungen an Ihren Geldbeutel stellen. Ihre Person geht mich nichts an. Ob ich einverstanden bin oder nicht mit Ihrem Leben, ist meine Privatsache. Der große Bankier Weininger hat eine andere Bedeutung als ich in der Welt. Wir haben um Sie sehr getrauert, Anne, Sie waren vierzehn Jahre lang das Kind bei uns im Haus, waren uns sehr lieb. Ich bin mir wie der gegebene Schützer Ihrer Jugend vorgekommen. Eine Berührung mit der Welt des großen Reichtums und seinen wilden Möglichkeiten hat bei Ihrem Vater das alles ausgelöscht. Weininger trat in sein Leben — er brauchte damals Kapital, nahm es aus allen Kreisen, der gediegene Wohlstand ihres Vaters war ihm bekanntgeworden. Weininger kam und meinesgleichen war erledigt. Der Rausch ergriff euer gutes, solides Bürgerhaus. Ihr wart die Gebenden ohne es zu wissen, ja ihr — der Reiche, Unersättliche, der nahm nur, auch bei euch. Nahm schließlich auch Sie — und wohl fürs Leben, freilich war ihm das Testament der alten Frau

Rat später ein Strich durch die Rechnung. Er verfügt nicht über Ihr ganzes Geld. Aber im Laufe der Zeit sterbe ich; naturgemäß tritt er an meine Stelle, wenn Sie nicht mündig, niemals mündig werden. Sie haben Ihre Nerven arg gepeitscht, Sie sind nicht ganz wie andere, armes Mädl, 's ist nicht der erste Fall, den ich so kommen sehe. Und es gibt Dinge, bei denen die Gesetze versagen. Ich kann Ihnen nicht helfen. Stellen Sie sich mit Weininger gut, es ist ein mächtiger Mensch."

„Sie fürchten ihn auch, Sie getrauen sich nicht, wollen Sie sagen, Herr Doktor, gegen ihn aufzutreten." Therese hatte es ausgesprochen und war dabei aufgestanden, ihre Augen funkelten den alten Mann an: „Sie haben Angst vor ihm, wie man Angst hat vor den reichen Leuten, die sich rächen, die schaden können."

Wellhard verfärbte sich.

„Kleines Fräulein."

„Ich habe das Blut der Deitels in meinen Adern, ich kenne das, was Sie fühlen, was Sie die Anne preisgeben macht, bis es mit ihr schlecht ausgeht."

Das Gesicht des Rechtsanwalts wurde hart.

„Ich weiß, was Sie jetzt denken. Sie denken: freche Jüdin! Sie sind ein Christ?"

„Ja mein Fräulein."

„Ein Jude würde eintreten für eine Jüdin."

Wellhard wandte sich wieder Anne zu.

„Geben Sie keinen weiteren Anlaß, Sie geistig für anormal zu halten, das ist der gefährlichste Punkt, mein Kind. Weininger ist Spezialist darin gewesen, die Schwächen der Menschheit auszunützen, dadurch kam er

zu Gelde und machte seine Riesenkarriere. Menschlich gesprochen ist sie häßlich, diese Karriere, aber der ungeheure Erfolg entsühnt nicht nur, er krönt sogar. Der heutige Baron Weininger hat als Herr Weininger mit zehntausend Mark Betriebskapital seine Spekulationen auf die Menschheit begonnen. Das ist fünfundzwanzig Jahre her. Er entführte als erste Tat ein Mädel von siebzehn Jahren aus reichem, etwas exotischem Hause, heiratete und begrub das arme Ding, nachdem es kaum Mutter geworden und an dieser verfrühten Mutterschaft sterben mußte. Sein Kind erbte notgedrungen, so bekam er Geld in die Hand und begann das Börsenspiel. Er trat in eine Bank als stiller Teilhaber, verspekulierte als Vormund das Vermögen seiner Tochter. Sie hatte plötzlich nichts mehr. Er — hatte immer Geld. Er heiratete zum zweitenmal eine reiche Hamburger Waise und nahm mit der auch ihre reiche Schwester ins Haus. Siebzehn Jahre, Unerfahrenheit, Lebensglaube, Weininger war ein faszinierender Mann. Die kleine Schwägerin Angelique Hegedorp, später sein Mündel, hat nie geheiratet, so umworben sie war, so sehr sie einmal geliebt hat, einen braven Mann, den ich gut kannte, der jahrelang um sie warb. Sie heiratete nicht, es fehlte ihr dazu der Mut. Denn sie hätte da zuerst ein Geständnis ablegen müssen, das sie betraf und ihren Schwager. Er hatte sie völlig in die Hand bekommen, sie und ihre Million. Noch lebte sie im Hause, er wird sie beerben, ihre Schwester, seine Frau, die nie aufgemuckt hat, und sie. Er ist sehr gerne und sehr oft Vormund reicher Kinder, als bloßes Ehrenamt übernimmt er das und eine Gloriole umgibt ihn noch dafür."

„Sie erzählen das alles und heißen Anne bei ihm bleiben?"

„Kinder, ich kann nichts tun. Ich bin ein Arbeitsmensch. Feinde, bedeutsame Feinde muß man meiden. Trachten Sie zu heiraten, Anne, einen braven Mann."

„In der Welt dort, ich finde keinen. Ich bin ausgeliefert, ich gehe zugrunde."

Anne schrie es heraus mit keuchendem Ton. Ihre sonst ein wenig leeren Augen fingen an zu flackern, als würde in ihnen ein Licht angezündet, das Sturmwind peitschte. Ihre Brust flog in raschen Atemzügen, die Hände begannen ein hastiges, irres Spiel.

„Sie werden mich ins Irrenhaus stecken, wenn sie mich ganz verrückt gemacht haben, sie bringen mich um!"

„Anne! Anne!"

Aber das Mädchen stieß den alten Mann zurück.

„Ihr wißt es und ihr laßt es geschehen! Keine Hand rührt sich zum Schutze der Armen gegen diese Reichen, die ungestraften Verbrecher!"

„Hüten Sie ihre Zunge arme Kleine. Beruhigen Sie sich! Gehen Sie ruhig mit dieser Gottwitz, dieser Frau. Sie ist wirklich aus sehr gutem Hause, nicht einmal arm — eine Dame aus der Gesellschaft. Sie hat Weininger seinerzeit einen Orden verschafft, er steht in ihrer Schuld. Da will er sich wohl dankbar zeigen, indem er ihr bei Ihnen ein Heim bietet. Schicken Sie mir die Rechnungen, ich prüfe sie, das will ich gern tun. Wenn sie zu viel braucht, werde ich ein Veto einlegen und Sie so vielleicht von ihr befreien. Alles mit Ruhe, alles mit Vernunft. Nicht wahr? Und nun gehen Sie hübsch heim, es ist Teestunde für euch.

Wir Proletarier trinken Kaffee um drei, Na, Anne, seien Sie doch vernünftig."

„Ich gehe nicht", sagte Anne Imkes dumpf. Ihr Blick hatte Flirrendes bekommen, er jagte im Zimmer hin und her, sog sich an Gegenständen fest. Ihre Hände umklammerten die Lehne des Sessels.

„Sie bekommt einen Anfall!" rief Therese. „Wenn sie aufgeregt wird, hat sie das oft, und bei Weiningers gibt es reichlich Szenen. Dafür sorgt die hysterische Angelique, die jedes junge Mädchen haßt. Anne, beruhigen Sie sich, Anne! Denken Sie doch daran, daß Sie sich schaden. Kommen Sie, legen Sie sich einen Moment hier auf den Diwan, ich mache Ihnen einen Umschlag auf die Stirne. Herr Doktor, bitte Wasser, ein paar Tücher."

Der Anwalt lief nervös umher, die Sache war ihm sichtlich überaus peinlich. „Wozu ist sie auch hergekommen, es ist sinnlos, sinnlos! Es kann ihr und mir nur schaden, wenn es heißt, wir intrigieren gegen ihren Vormund. Soll ich nach einem Arzt schicken? Es wäre mir sehr unangenehm, sehr. Anne, zittern Sie doch nicht so. Da ist der Umschlag und hier ein beruhigendes Pulver. Liegen Sie ruhig. Sind das Krämpfe?"

„Nervenkrämpfe. Die bekommt man von vielen Aufregungen, von Angst und Schrecken."

„Sie snd sehr erfahren, kleines Fräulein."

„Ich sehe mir das Leben an", sagte Therese.

„Sie sollten noch ein Kind sein."

„Ich bin nie eines gewesen. Ich stamme aus zwei alten dekadenten Rassen. Ruhig Anne, ruhig."

Resis Hand legte sich fest auf die Stirne des zuckenden, wimmernden Mädchens.

„Halten Sie ihre Hand, Herr Doktor, das beruhigt."

Wellhard gehorchte widerwillig. Eine Weile saßen sie stumm und die Augen Theresens ruhten mit einer Beharrlichkeit, die ihn reizte, auf dem alten Mann. Er fühlte, sie studiere in ihm die Feigheit jener, die mit Anspannung aller Kräfte etwas erreicht haben und das Leben fürchten in jedem Mächtigen, in jedem möglichen Feind.

Rechtlich geboren, selbst ehrenwert, mit unverwirrten Rechtsbegriffen, dennoch nur bereit, den Schwachen, der sich verging, zu entlarven und zu züchtigen, niemals den Starken, der etwas erreicht hatte, Mann des Gesetzes, dieses Gesetz nur schonungslos handhabend gegen Wehrlose. Dabei von Ekel und Haß gegen das Faustrecht der übermäßig Besitzenden erfüllt. Das hatte sich gezeigt, als er vorhin Weiningers Geschichte erzählte, unnötig, unklug, mit einer gewissen Wollust, die ihn hinriß vor diesen Kindern. Das Unrecht wissend und ihm nicht in ehrlichem Kampf die Stirne bietend, ein Mensch käuflicher Zeit, in der schon Kinder wie Therese und Kurt Bensberg täglich lernten, daß die Gewalt des Reichtums und des Erfolges ohne Grenzen ist.

„Sie beruhigt sich."

„Dann nur schnell nach Hause. Sie sind ein kluges Mädchen. Sie hätten mir die Anne nie herbringen dürfen, wie die Verhältnisse liegen."

„Was kann Ihnen denn eigentlich alles passieren, wenn Sie gegen den Weininger als Vormund Stellung nehmen, Herr Doktor?"

Die Frage blieb unbeantwortet. Anne schob das nasse Tuch zurück und hob matt den Kopf. Resi strich ihr flüchtig über die Wangen.

„Wir wollen heim“, sagte sie. Das Mädchen leistete keinen Widerstand mehr.

Der Abschied war kurz und gezwungen. Wellhard schien sich zu schämen. Er murmelte ein paar tröstliche Worte, räusperte sich, Therese war ihm sichtlich peinlich. Als die beiden fort waren, stand er noch lange vor dem Platz, von dem ihre Augen ihn angeblickt hatten, diese wunderlichen Augen, deren Blick sein Gewissen quälte.

12.

Cato Bensberg nährte seit seiner letzten Unterredung mit dem Flegel aus Neuhagen, wie er seinen Onkel zu betiteln pflegte, gallige Gefühle gegen den groben alten Herrn, benahm sich aber doppelt geschmeidig, wie er das immer tat, wenn er gegen jemanden etwas im Schilde führte, einen kleinen Racheakt oder eine Perfidie. Es war ein aristokratischer Trick, mit dem er es stets gehalten hatte, dieses Glatte, Artige, dies immer freundlicher werden, je mehr der andere mit Knütteln losschlug. Er hatte mit dem Geheimrat bereits alles, was Kurt betraf, fest abgemacht, lächelte aber dabei noch immer verbindlich zustimmend, wenn der Neuhagener selbstherrlich über den Jungen verfügte, der Hoffnung und neues Leben in sein altes Haus bringen sollte. In Wahrheit freute sich der Baron mit einer kindlichen Freude auf Kurt. Er war innerlich selbst so jung und unverbraucht

geblieben, daß er kameradschaftlicher Empfindungen für ihn fähig war, so voll Tatendrang, daß ihn die Mission, die er vor sich sah, begeisterte. Den Burschen, in dessen Adern Bensbergisches Blut floß, herausreißen aus der parfümierten Atmosphäre dieses Geldlebens, ihn in herbe, aufpeitschende Luft bringen, in gesunde Einfachheit. Einen stolz genügsamen, freien Herrenmenschen aus ihm machen mit ein paar festen Grundsätzen: das tu ich, das tu ich nicht. Mit ein paar Idealen, ein paar Begeisterungen und vollkommen reiner ritterlicher Hand. Es drängte ihn täglich mehr, Schluß zu machen, den Aufenthalt hier abzubrechen, sein Hochmut, aber auch sein gesundes Empfinden empörten sich gegen diesen Wettbewerb mit dem Geheimrat um den jungen Menschen. Kein einziges Mal hatten die beiden Männer zueinander Fühlung genommen. Sie streiften im Salon der Bensbergs aneinander vorbei mit kaltem Gruß, der Baron zornrot wie ein Truthahn, Deitels mit kühlem Blick und ironischem Lächeln. Es gab für sie keine Wege, auf denen sie sich finden konnten. Lato aber, den seine Lebensführung in gewissen Dingen schlapp und feige gemacht hatte, der klare Aussprachen ebenso haßte wie seine Frau, fand nun, die Sache dauere schon zu lange.

„Na, zu wem gehst also?" fragte er Kurt in seinem spielerischen Ton. Er hatte ihn zu sich rufen lassen, um das endgültige Wort zu reden.

„Ich mein', darüber ist doch kein Zweifel mehr, was, Kurtl? Wer sich ins Fetthaferl setzen kann, der tut's. Ich mag dich ja nicht beeinflussen, du bist schon ein großer, junger Mensch, Kurt, aber das ist doch klar, wohin du gehörst."

„Nach Neuhagen", sagte Kurt beklommen. Er sah schlecht und ermüdet von dem Doppelleben aus, das er in letzter Zeit geführt hatte.

„Unsinn, Bub!"

„Also zu Onkel Deitels."

„Ja und ich mein' halt, 's ist am besten und man macht die G'schicht am nettesten ab, wenn du in den nächsten Tagen auf französisch verschwindest. Der Onkel fährt einfach mit dir nach Frankfurt und du kommst nicht mehr zurück. Damit erspart man sich alle G'schichten, Redereien, 's Abschiednehmen, tout le tremblement. Ich fahr dann auch gleich fort, nach Wien, ich hab' g'nug von hier."

Kurt sah seinen Vater verblüfft an.

„Ja, aber der andere Onkel, kann man den so — so stehen lassen, er ist doch eigens hergekommen."

„Weißt, Kurtl, es ist nix mit ihm. Er is viel verrückter, als wie ich selber geglaubt hab'. Gar nimmer zu verdaun is der alte Grobian. Ich hab's mir wahrhaftig nicht so arg vorg'stellt, er paßt ja gar nimmer in unsere Zeit, der Mensch."

Kurt hatte das auch schon wiederholt gefunden, aber dennoch tat es ihm weh, wie der Vater es jetzt so aussprach mit der kalten Nichtachtung, die ausdrückt: „Ich brauch den Kerl nimmer, ich schmeiß ihn weg." Er kannte diese hämische Undankbarkeit, sie war etwas Typisches, das er oft erlebt, schon als Kind instinktiv schmerzlich empfunden hatte. Menschen verbrauchen und beiseite stoßen ohne Skrupel, ohne Erinnerungen, mit dem Gedächtnismangel der vollkommensten Herzlosigkeit. Er

blickte aus trüben Augen auf den Mann, der, eine Zigarre im Mund, das Likörglas neben sich, da lässig im Klubsessel vor ihm lehnte, welk und doch unreif wie eine verkümmerte Frucht ohne Farbe und Saft. Um die ausgedörrten Lippen das dünne, zynische Lächeln, halb Hohn, halb Selbstbedauern, in den erloschenen Augen die vollkommene Illusionslosigkeit. Dann fiel ihm seine Mutter ein, die aufgezogene Puppe in dem Luxushotel drüben, die an Drähten lebte und nur konventionelle Töne von sich zu geben imstande war. Er hatte sich immer gesehnt, seine Eltern zu lieben und es nie zu der köstlichen Kinderempfindung bringen können, dem Fundament aller Lebenswärme. Sein sensitives, junges Leben war ein ewiges Zurückschrecken vor seelischen Roheiten und Torheiten gewesen, er war nur körperlich dieser Leute Kind. Hundert- und hundertmal hatten sie ihm weh getan, ganz ohne es zu wollen; in kleine Welten, die sein Herz sich aufgebaut, mit harter Hand den Frost ihres Denkens, die Zerstörung getragen. Er hatte an ihnen gelitten und durch sie, bitteres, heimliches Leid, dem Worte und Ausdruck zu leihen schwer war. Aber seine Narben brannten in ihm, er fühlte es in dieser Stunde, als sein Vater ihm etwas vorschlug, das, nach seinem eigenen Empfinden, unmöglich war. Er gedachte plötzlich der vielen Menschen, die er daheim hatte ausnützen und dann fortschicken sehen, treue Dienerschaft, die er gern gehabt, Gespielen, einfache Freunde. Nichts durfte haften, wurzeln und bodenständig werden in seiner Existenz bis heute.

Was an Wärme und Zuneigung in seinem Leben gewesen, kam ihm von bezahlter Hand. Untergebene

hatten seiner Kindheit die kleinen Freuden gegeben, die paar natürlichen Menschenzärtlichkeiten, deren er sich entsann. Der Neuhagener war nach seinem Hofmeister der erste Mensch in seinem Leben, von dem es, unter rüder Schale, zu ihm herüberwehte rein und gut. Das fühlte Kurt. Er fürchtete den Alten, der Alte machte ihn müde, ja, er wollte eigentlich nicht mehr zu ihm, ihn lockte neben dem anderen das weiche, gleitende Leben. Aber kränken wollte er den Neuhagener nicht. Etwas in ihm schrie auf, etwas Ritterliches.

„Papa, ich kann dem alten Herrn nicht weh tun", sagte er. „Wär's nicht eine Mißachtung, so heimlich fortzugehen, ihn einfach stehen zu lassen, er zählt schon ganz fest auf mich, er hat mir's gesagt."

„Quatsch! Das kann er nicht, er hat keine Rechte. Und du magst ja gar nimmer zu ihm, so dumm bist du nicht."

„Sagen muß ich's ihm. Ganz ehrlich sagen, mit allem Respekt, mit aller Dankbarkeit für sein Wollen."

„Phrasen! Tu nur das nicht, wär ja heller Blödsinn! Glaub mir's, Bub, man macht diese Sachen immer am besten schnell ab und ohne Faxen. Es ist doch ganz klar geworden, daß es ein Verbrechen an dir wär, dich nach Neuhagen zu bringen. Kein Geld ist da, die ganze G'schicht verlottert."

„Anfangs hast du's aber gewollt, Papa."

„Ich hab' halt doch nimmer g'wußt, wie der alte Herr ist. Ich hab's gut g'meint und dich der Familie, dem Gut erhalten wollen. Aber das Gut kriegst noch so, mein' ich."

„Vom Onkel nie. Wenn ich zu den Geldleuten gehe und ihr Leben lebe, wird er mich nicht mehr kennen. Ihm ekelt vor dem vielen Geld in der Hand."

„Wenn die nicht die seinige ist." Lato hatte ein zynisches Lächeln. „Na ja, einerlei. Güter können unter den Hammer kommen."

Kurt sah den Sprecher stumm an. Er wußte es jetzt, Lato hatte in den letzten Tagen nach einer sehr befriedigenden Unterredung mit dem Geheimrat Geld bekommen, eine große Summe, und diese anstandslos angenommen. War sie also ein Kaufpreis? Der Neuhagener schenkte nichts.

Steif dastehend mit der plötzlichen Unbeholfenheit seiner Jahre, in ehrlichem Seelenkampf mit den Anschauungen dieses Mannes und seiner eigenen Jugend in ihrem dunklen Drang nach dem Recht, sagte er kurz atmend:

„Der Onkel Bensberg ist gut zu mir gewesen. Schäbig an ihm handeln kann ich nicht."

„Was heißt das?"

„Ich, ich sag' es ihm gerade heraus heute auf dem Ausflug, den ich mit ihm nach Kirschach machen muß, daß — daß —"

„Na, daß?"

„Ich doch nicht sein Leben leben kann. Daß ich schon dafür verdorben bin und daß es dafür zu spät ist. Im Konvikt, in der Stella Mattutina, da waren einfache Buben mit großen Namen und doch für so eine Existenz erzogen, ja. Sogar die Prinzen, die wir dort hatten, waren einfach — anders wie ich."

„Eben du wirst was ganz Feines, ein Prinz des Geldes."

„Ich will ihm ehrlich sagen —"

„Na, was denn noch?"

„Daß ich nicht mehr gut genug für ihn bin."

Lato lachte herzlich. „Da meinst, das rührt den? Paß auf! ‚In meiner Zucht wirst das schon noch', wird er dir drauf antworten. Und wenn du dich weiter sträubst, gib acht, der Alte ist noch für das Faustrecht: er haut! Nein, mein Sohn, unnötige Unannehmlichkeiten heraufzubeschwören, das wirst du dir noch überlegen, wie jeder g'scheite Mensch. Man schweigt und handelt."

„Verbietest du mir also, dem Onkel etwas zu sagen?"

„Ich? Oh, ich verbiet gar nix, lieber Kerl. Ich hab' das nie getan, ich übernehm keine Verantwortungen. Prinzipiell nicht."

„Papa, warum ist das bei uns so? Warum hast du mir nie etwas befohlen, nie etwas verboten, klipp und klar? Ich hab' im Dunklen immer nach einer Hand getastet, die mich führt. Die muß doch dasein, wenigstens bis man zwanzig ist."

„Ich hab mich bei dir nicht verhaßt machen wollen, mein lieber Kurt. Ich achte jede Individualität. Ich bin ein ganz moderner Mensch, ohne Vorurteile. Also sei g'scheit, mein Bub, mach dir's selber nicht schwer. Nur mindere Leut plagen sich ab mit Skrupeln. Die Mama wird dir das auch sagen, frag sie."

„Nein."

„Was, nein?"

„Die Mama kann ich um solche Sachen nicht fragen."

„Warum denn?"

„Ich weiß es nicht. Sie — sie ist nicht so."

„Was heißt das, nicht so?"

Kurt sah seinen Vater hilflos an, der schlug die Augen nieder.

„Ja, ja, Frauenzimmer", murmelte er dann und plötzlich herb: „Neben ihr bin ich ja auch so g'worden, weißt, Kurtl, weißt." Er brach ab vor seines Kindes Blick. Eine Stille war plötzlich in dem Zimmer, eine graue, schwere Stille. Für seinen Vater schämte sich ein Sohn.

„Kann ich jetzt gehen, Papa?"

„Ja und du wirst g'scheit sein. A g'scheiter Bursch, gelt?"

„Wann — muß ich fort?"

„Auf den Ausflug nach Frankfurt? Morgen."

„Und heute soll ich noch mit dem Onkel Bensberg beisammen sein?"

„Ja. Und sei nur recht lieb mit ihm, recht nett. Damit er ein scharmantes Andenken an dich mitnimmt und dich sehr regrettiert, so oft er an dich denkt. Man muß schlau sein."

Kurt verließ seinen Vater so ernst wie er noch nie gewesen. Er ging sehr langsam sonderbar unelastischen Schrittes die Treppe hinauf in den Stock, wo sein und des Lehrers Zimmer lagen. Der Stadthof war ein altes solides Hotel, von vornehmen Leuten mit mäßigen Mitteln bevorzugt. Es hatte nichts von dem hypermodernen Luxus und lärmenden Treiben des Hotels Brunnen und seine Stammgäste waren gediegene Personen von Stand, die ihre Rechnungen umständlich prüften,

sich gerne beschwerten, keine unklaren Mitbewohner tolerierten, sondern mit sachter Neugier alles kontrollierten, was vorging. Lato war dem soliden Haus schon kein angenehmer Gast mehr durch seine Gewohnheiten, nur der Respekt vor seinem Namen ertrug ihn noch hier, und sein Sohn wußte das. Er las es in den mitleidigen Blicken der Leute, die seine Familie lange kannten. Ja, er mußte heraus aus dieser schrecklichen Welt.

Eine Weile stand er vor Herrn Brillers Türe, sein Herz war schwer wie Blei und schrie nach einer Aussprache. Zum erstenmal stand eine Ehrensache auf in seinem Leben, er fühlte sich in qualvollem Zwiespalt schlecht beraten. Sollte er zu dem einfachen verständigen Menschen da drinnen hineingehen, mit ihm, von dem er morgen für immer schied, das Intimste seines Innenlebens bereden, gegen den Vater Stellung nehmen, Rat suchen bei dem fremden, naturgemäß feindlichen Element einer fremden Welt? Der Mann würde ihn anhören, ihm unbedingt schnurgerade Wege zu gehen raten, für die er doch vielleicht nicht seelenkräftig genug war. Der Mann ging morgen hinaus in sein eigenes rauhes Leben, in andere Kreise, ohne Sophismen, die die Dinge und Taten beim Namen nannten, auch die der Vornehmen, die am liebsten. Er hatte keine Verpflichtung, eines Lato Bensbergs Erziehung und Denkungsweise totzuschweigen, im Gegenteil. Nein, mit seinem Lehrer konnte Kurt diese Dinge nicht bereden. Er nahm seinen Hut und verließ still das Haus. Planlos schlenderte er durch die bunten, lauten Straßen mit ihrem Kurleben und Luxus, ihrem Unterton von menschlicher Minderwertigkeit, die die Atmosphäre des Geldes schuf. Was da

alles herumlief in der Vermummung schöner Kleider mit dem oberflächlichen Schliff guter Manieren, was da alles verborgen lag unter der Gesellschaftsmaske!

Kurt wußte es nicht so genau wie seine Schwester, aber er wußte es doch. Diese Kenntnis des Lebens schon in Kindertagen hatte zwischen ihm und allen denen gestanden, die wirklich Kinder gewesen, auch in der Schule. Jetzt am Wendepunkt seines Lebens mußte er zurück an die frommen Väter denken, die den reichen Zögling geschätzt, den weichen Knaben gern gehabt und ihn schließlich doch entfernt hatten, auf Wunsch sehr vornehmer Leute, die seinen Umgang mit ihren Söhnen nicht gerne sahen, weil er zu bevorzugt erschien im Leben. Er brachte etwas von der Welt seiner Mutter mit, Unrast und Zerfahrenheiten, er wurde zu oft im Studium gestört. Die Väter waren gewöhnt, mit schwachen Begabungen zu rechnen, aber seine zerstreute Lauheit im Lernen, dies unbewußt in seiner ganzen Wesenheit ausgedrückte: „Ich hab' es nicht nötig" beeinflußte die anderen Schüler schlecht. So hatten sie ihn sachte gehen heißen, privat studieren, an einem toleranten Gymnasium Prüfungen ablegen, einen geschickten Hofmeister neben sich, niemals gehindert, der Kavalier und Reisebegleiter der Mutter zu sein, dabei immer einsam, ohne die munteren Kameradschaften seines Alters, ohne Ziele. War er überhaupt fähig, stark zu empfinden? Hatte man das nicht erdrückt in ihm? Eine Angst beschlich ihn vor sich selbst. Was brachte er mit ins Leben? Eine Traurigkeit ergriff ihn in der weichen Luft dieser nahen kommenden Ostertage. Auch die Religion sagte ihm nichts, war eine Form. Vaterlandsliebe kannte er nicht, er war

überall zu Hause, Ehrgeiz erschien ihm ein wenig lächerlich, notwendig nur für den Mittellosen. Was besaß er eigentlich in sich an treibenden Kräften? Was? Selbst seine Wünsche waren dumpf. Sie schauten nicht verlangend ins Leben mit Flammenaugen, wie matte Lämpchen glühten sie in schwüler Dunkelheit.

Und ihn ergriff ein Grausen vor sich selber. Ja, nur zu den Deitels paßte er, nicht zu dem wilden, lebfrischen alten Herrn. Er war zu müde, er zerbrach in solchen Händen. Aber sagen müßte er es ihm. Das nahm er sich fest vor. Er durfte ihn der unerhörten Demütigung vor dem Geldmann nicht preisgeben. Reden mußte er, Abschied nehmen, es ehrlich aussprechen, ich kann nicht. Ihn fröstelte vor der Verachtung in des Alten Blick. Niedergeschlagen strich er an den Mauern hin, vorbei an jungen Leuten mit strammer Haltung und funkelnden, frohen Augen, die das Leben gewiß früh fest in die Hand genommen. Indem sie es dienen lehrte, gab es ihnen den frischen Herrensinn, der so übermütig ist und so köstlich, den Mut, das Leben anzupacken und zu formen mit kräftigen Händen, im Ringkampf erprobend, wer stärker war, sie oder dieses Leben. Es gab arme Burschen, die so fröhlich und kühn schauten. Blutjunge Kerle in Uniform zogen stolz vorbei. Die Uniform war schön. Würde er sie jemals tragen? Sein Onkel in Wien war untauglich gewesen, die Rasse schlecht. Aber der Vater hatte gedient — und war um die Ecke gegangen, lautlos. Unerbittlich schaltete man solche Elemente aus. Eine Angst packte Kurt, würgte ihn am Halse. Sein Jahr machen, das wollte er gern. Im Hause Deitels wurde zwar vom Militär geringschätzig

geredet: Hungerleider, die Geld brauchen, hieß es da. Geistlose Schablonenmenschen, gedrillte Maschinen. Der jüdische Geist empfand Abneigung vor der scharfen, geraden Art. Aber man jagte doch mit allen Mitteln dem Glanz der Uniformen und Orden nach für seinen Salon. Sie gaben den Männern den Wert und das Gepräge, reihten sie ein in feste Form. Von denen, die sie tragen durften, wußte man, daß sie gewisse Dinge nicht tun würden, daß es Sachen gab, die ihnen heilig waren und das Leben nicht ihr höchstes Gut sei. Bei anderen Menschen tastete man im Dunkeln, hier aber wußte man.

Kurt war vor dem Hotel Brunnen angekommen, dessen Garten etwas verfrüht schon das bunte Kleid seiner Riesenschirme, Korbmöbel und Markisen anlegte, es duftete nach blühenden Topfpflanzen und frisch eingesetzten Hyazinthen. Leute lagen in bequemen Sesseln, wanderten auf und ab. In einem Winkel der Glasveranda saß Benedikte Estrieses neben einem großen Korbe Veilchen und stickte. Sie begrüßte Kurt mit ihrem raschen, kleinen Lächeln, das viel Anmut und keine Wärme ausstrahlte.

„Therese war eben hier", sagte sie. „Sie hatte eine Unannehmlichkeit mit dem Baron Weininger; er hat sie zur Rede gestellt, weil sie sein unzurechnungsfähiges Mündel zu einem unerwünschten Besuch mitnahm, seit dem Fräulein Imkes sich vollkommen unbotmäßig gebärdet. Die arme Therese, sie ist so christlich liebevoll, sie tat es sicher aus Güte."

Kurt dachte: „Warum sagt sie das? Es ist nicht wahr und sie glaubt es auch nicht." Er setzte sich zögernd zu ihr und bemerkte langsam:

„Sie finden, daß Therese gut ist?"

Die Stickerei sank auf das blaue Samtkleid herab, Benedikte sah ihn groß an. „Sehr gut — in ihrer Art. Fräulein Imkes hat ihr leid getan und da ließ sie sich hinreißen. Das Fräulein ist ja leider nicht normal, für die guten, edlen Weiningers eine harte Prüfung."

„Ich mag die Weiningers nicht", sagte Kurt schroff. „Er hat immer Mündel und Schutzbefohlene, die er unter Kuratel bringt und mit deren Geldern er schaltet, denn sie sind immer reich. Es gibt solche Leute, aber sie sind sehr häßlich. Die arme Imkes wäre bei normaler Behandlung sicher auch ganz normal."

„Oh!"

Es klang erschreckt, bedauernd, vollkommen ungläubig. Kurt fühlte, dieses Bedauern galt nur ihm, seiner formlosen Redeweise, seiner Verblendung, der man barmherzig Mitleid gönnte. So viel drückte die eine Silbe aus.

„Sie glauben mir nicht? Man soll von Leuten, die den Erfolg für sich haben, nie etwas Böses sagen, was?"

„Wir irren alle, brauchen alle Nachsicht."

Seine Augen, halb knabenhaft, halb schon die erwachenden eines jungen Mannes, sahen sie mißtrauisch an, wie es seiner heutigen Stimmung entsprach. Er hatte nie etwas Reineres gesehen als ihren Blick, etwas Unschuldigeres und dabei Kälteres.

„Fühlen Sie wirklich so fromm oder fühlen Sie gar nichts?" fragte er unwillkürlich.

„Ich fühle, was ich fühlen darf."

„Immer nur das? Wie machen Sie das?"

„Ich habe meine Seele in gute Hand gegeben, von der sie sich blind leiten lassen kann."

„Die Kirche?“

„Ja.“

„Sind Sie wirklich so inbrünstig katholisch? Aus Ihrem Gefühl oder nur aus Ihrem Verstande heraus?“

Jetzt stieg in Benediktes Gesicht ein flüchtige Röte. „Gefühl ist Schwachheit.“

„Also nur aus Verstand. Sie denken katholisch. Es ist Ihnen bequem, diese Unverantwortlichkeit vor sich selber, das Sichentlasten, täglich Beichten gehen, der Gehorsam ohne Willen?“

Sie hatte die Wimpern gesenkt, ihr Gesicht erschien vollkommen verschlossen.

„Ich hätte nicht gedacht, daß Sie über solche Dinge nachdenken.“

„Ich war ein halbes Jahr bei den frommen Vätern.“

„Welch ein Glück für Sie.“

„Sie erziehen keine Männer, sie formen unfreie Naturen.“

Wieder das leise, ausdrucksvolle „oh!“

„Und wer erzieht Männer?“

„Das tut das Leben, die Selbstverantwortung, das eigene Gewissen. Benedikte, Sie sind so fromm, ich möchte Sie etwas fragen.“

Ihr Ausdruck wurde noch verschlossener.

„Mich, o Gott!“

„Ja, Sie. Ist Ehrlichkeit nicht die erste Pflicht gegen einen Menschen, selbst wenn ich ihm mit ihr weh tue?“

„Man soll nie wehe tun.“

„Ist sie nicht der Achtungsbeweis von Mensch zu Menschen, den ich ihm schuldig bin.“

„Ehrlichkeit kann grausam sein und unnötig. Man tut sich selber weh damit, man schadet sich.“

„Ja, und doch!“

„Es gibt Umwege und mildere Formen, einem Menschen etwas beizubringen. Man findet immer Gelegenheiten, andere, die das besorgen und man hat ihm dann selbst nicht weh getan.“

„Kann man dann ohne Schuldgefühl an ihn denken?“

„Man ist dann ohne Schuld. Das eben ist bei uns so schön. Das direkte Wehtun vermeiden, ist Christenpflicht und Liebe.“

Kurt sah die Sprecherin seltsam an. Sie saß da wie eine junge Heilige, sanft und ohne Makel, ihre aufblühende Schönheit war trotz des jüdischen Einschlags engelhaft. Ihn aber fror und er begann sich nach Therese zu sehnen, die neben diesem Lichtbild der Schatten war.

„Haben Sie Gewissenszweifel, Monsieur Kurt?“ Er schrak unter ihren durchdringenden Augen zusammen. „Oh, fragen Sie die Priester, gehen Sie den Weg, den die Ihnen weisen. Gehen Sie ihn blind. Es nimmt alle Lasten von Ihnen.“

„Werden Sie ins Kloster gehen, Fräulein Benedikte?“

Jetzt durchzuckte es sie einen Augenblick. Ein Zittern lief durch ihre Glieder, er fühlte die ganze Revolte einer weltlichen Natur gegen diese Zumutung. In ihren Augen glomm etwas auf, ein Funken.

„Ich fühle mich dazu nicht würdig“, sagte sie. „Und dann, es gibt so viel zu tun auch in der Welt, im Leben.“

Ja, sie würde vieles tun. Sie war geschaffen, wurde geschult, eine der Mächtigen zu sein auf dieser Erde, die

Schicksale lenken, selbst ins Staatenleben eingreifen mit sanfter unerbittlicher Hand. Ihre großen Verhältnisse, ihre kosmopolitische Erziehung, der frühreife Weltblick schufen schon jetzt ihr Zukunftsbild. Benedikte Estrieses war nie ein Kind gewesen, aber sie litt nicht daran. Sie würde durch die Welt gehen, eine jener starken Frauen, die sich aus Berechnung in den weiten, weichen, schimmernden Mantel des Katholizismus hüllen, geborgen in seinen Falten, er schützt so gut. Sie würde große Intrigen spinnen, große Beeinflussungen ausüben, auch einen großen Reiz. Sie hatte alle Mittel zur Hand, alle Fäden. Beglücken? Würde sie das auch? Sie war schon jetzt so schön, erschien in ihrem Wesen so zart und weiblich. Aber sie war das nicht. Der junge liebeersehnende, wärmeverlangende Mensch fühlte es instinktiv. Sie zog ihn an und er litt in ihrer Nähe unter ihren gewählten Worten, die so beherrscht waren, ihrer unbeugsamen Korrektheit. Sein Herz floß über vor Sehnsucht nach einem Menschen, eben heute an einem Wendepunkt und letzten Tag. Aber auch hier ward ihm statt Brot ein Stein gegeben. Mutlos saß er da. Er hätte ihr so gern erzählt, seinen Zwiespalt, sein Grauen vor dem neuen Leben. Aber sie war wie ein schönes Bild, das keine Antwort gibt.

„Haben Sie nie Heimweh, Benedikte?"

„Wonach?"

„Nach einer Heimat."

„Es stehen überall Kirchen offen. Gott ist überall."

„Ich möchte einen Menschen."

„Armer."

„Ja, arm", sagte er vor sich hin. „Scheiden und nicht einmal etwas haben, von dem man Abschied nehmen kann, mit dem Herzen. Die ganze Welt nur ein Hotel, in dem man die Zimmer wechselt."

„Sie wollen fort?"

„Mein Vater verschenkt mich an einen reichen Mann."

„Sie wählen klug, Kurt." Zum erstenmal sah er in ihren Augen eine Wärme, ein Interesse, das ihm galt. „Ihres ist ein merkwürdiges Schicksal, aber ein glänzendes. Sie müssen nur ganz werden, was Sie sein sollen."

„Stellen Sie meinen Onkel Deitels hoch?"

„Mein Vater achtet ihn, seine Erfolge haben gesprochen."

„Er ist doch nicht einmal ein Fürst der Industrie, kein Schaffender in irgendeinem Fach, der Fühlung mit der Arbeit hat. Er ist nur reich. Er macht blos Geld, geschickt mit allen Mitteln."

„Er hat immer Erfolg."

„Entscheidet das bei der Bewertung eines Menschen?"

Benedikte hatte als Antwort ihr kleines kaltes Lächeln. Es fing jetzt zu regnen an, laue weiche Tropfen fielen auf das Glasdach. Es war wie ein leises Anklopfen von Frühlingsstimmen. Die Veilchen begannen stärker zu duften, im Garten schien die Erde aufzugrünen. Kurt dachte: Gott sei Dank, der Ausflug heute nachmittag unterbleibt. Dann erschrak er vor seiner eigenen inneren Feigheit und senkte scheu den Kopf. Benediktens Augen streiften sein blasses Gesicht.

Aber er irrte sich, bei dem Spaziergang blieb es. Der Neuhagener, reichlich Walderde an den gewaltigen Schuhen, den Lodenmantel umgehängt, kam eben heim. Er

rief in die Veranda: „Hast du auf mich gewartet, Bub? Komm her. Um zwei holst mich ab."

Die feinen Leute mit den englisch glattrassierten Gesichtern, die Damen, die auf ihren Lunch warteten, guckten den alten Herrn alle an. Er stand breitspurig da, grüßte niemanden. Dafür rief er einem armseligen Gärtnerjungen, der vorbeiging, die freundlichsten Worte zu. Schäbig, vernachlässigt in seiner Erscheinung, gewollt unartig gegen alle diese Leute, mit denen er nun schon einige Wochen zusammenlebte, ohne ihnen die geringste Konzession zu machen, war er dennoch eine Persönlichkeit auch für die, die ihn direkt haßten. Seine Anwesenheit eben in diesem Hotel, das nicht für ihn paßte, war Dolly sehr unangenehm, denn die Schärfe seiner Augen und Ohren übertraf nichts als höchstens die ironische Artigkeit seines Wesens ihr gegenüber. Er störte sie heftig in all ihren kleinen Geschichten und sie wagte nicht, den Direktor zu bitten, ihm zu kündigen.

„Na, kommst du, Kurt? 's ist Zeit, daß wir zwei abfahren. Übrigens, was hast denn bei der Jüdin zu sitzen?"

„Sie ist doch katholisch, Onkel."

„Katholisch ang'strichen! Ja, das sein dann die ganz Argen. Na, geh jetzt zu Haus, sei pünktlich."

Der Baron hatte so laut gesprochen, daß alle Umstehenden die Bemerkung über Benedikte Estrieses verstanden. Viele lächelten ein verbissenes Lächeln. Katholisch ang'strichen! Das Wort war geprägt.

3.

Der Regen hatte aufgehört, aber die Luft war grau geblieben, grau und weich, es rieselte im sprossenden Buschwerk der Höhen. Im Wald moderte nasses Herbstlaub, in dem Anemonen aufblühten, und blaue Leberblumen. Die Gegend lag still verschleiert da. Über diese sanft ansteigenden Hügel ging kein Hochwaldrauschen.

„Das ist in Neuhagen anderst, da wirst schauen“, sagte der alte Herr zu Kurt. „So ein Morgen bei uns, wann der Tann sein Lied singt und die Quellen alle reden, ’s Wild leise geht! Hier ist die Menschheit zu nah, eine grausliche Menschheit. Da unten brodelt sie, ’s stinkt herauf!“

Der Baron stieg überaus elastisch, Kurt nicht ohne Anstrengung; sie wanderten weit in das Land hinein, über dem der grüne Hauch des kommenden Frühlings wie ein zarter Schleier lag.

„Was wirklich schön ist im Leben, die Natur mit ihrem ruhigen Werden und Erfüllen, das hast du ja noch gar nie g’sehn, nie verstehen gelernt, armer Bub. Hast nie den Abendfrieden verstanden, wenn er so am Horizont langsam daherkommt wie eine Hand, die segnet. Und man geht nicht in die Kinos, in die Kaffeehäuser und ödet einander bei die blödsinnigen Tees an. Man sitzt auf der Bank ganz still und laßt das Abendläuten hingehen über sich. Die Vogelstimmen löschen aus, alles wird still und festlich, nur der Mensch in der Stadt, der Narr, macht die Nacht zum Tag. Oder ein früher Morgen im Gebirg, wann die Sonn’ aufgeht, wie ein

Gott daherkommt über weißen Bergen und grünem Tal, was weißt du davon? Wie einem da groß zumut wird, groß und weit! Die Lebensfrische, die man sich trinkt an so einem Morgen! Eine ganze Badekur von vier Wochen leistet dagegen nichts. Das alles kennst du nicht, das mußt du erst lernen. Ich werd dich's lehren, mich freut das, mein Bub. Der alte Kerl soll auch auf die letzt noch zu was gut sein. Einen Bensberg zu retten, gutzumachen, was eine fremde Rass' an dir g'sündigt hat!"

„Ich lern's wohl nicht mehr", sagte Kurt vor sich hin, aber so leise, daß der Neuhagener es nicht beachtete.

„Wir zwei wollen fort, mein Sohn", rief er heiter, „so bald als möglich. Die Mama und den Papa wirst dann wohl nicht mehr so oft sehn, sag mir ehrlich, ob dir das recht nah geht?"

„Sie können mich entbehren."

„Na ja — die Eltern bleibens doch. Es muß halt sein und es is recht von ihnen. Es ist nicht jeder Mensch gemacht, daß er Kinder erziehen kann. Nachtragen mußt ihnen darum nix, das darf ein Sohn nicht. Da gehst halt doch recht schwer, was?"

„Ja."

Warum sagte Kurt nicht mehr. Er fragte es sich selber, innerlich knirschend. Fürcht ich mich? Bin ich so feig? Am schlimmsten war die Angst in ihm, daß der Alte ihn nicht losließ, daß er selbst unter dem Druck einer stärkeren Natur doch noch ein Versprechen gab. Hatte der Vater doch recht. Und der junge Mensch schwieg, schwieg unter Qualen. Ließ den anderen seine Pläne spinnen, in denen eine reiche und fröhliche Natur,

die immer einsam gewesen und nun einem Ziel entgegen-jauchzte, offenbar ward.

So wanderten sie weit und der Neuhagener wurde so lustig, daß Kurt ihn gar nicht mehr begriff. Er hörte und sah Dinge im Walde, an denen Kurt achtlos vorüberging, sich nur über die schlüpfrigen nassen Wege ärgernd, das Wurzelwerk, das welke Laub. Der alte Herr aber lockte die Vögel, die er alle nachahmen konnte, belauschte das Wild, hielt sich bei Gestein und Pflanzen auf. Er hatte Bekannte unter den Jägern und Arbeitern, denen sie begegneten, er kannte hier schon jedes Haus. Die Kinder liefen ihm nach, er verstand sich mit dem Volke, die Mürrischen tauten auf bei seiner derben Mundfertigkeit. Das alles kam und lag ihm so natürlich, daß man hier erst erkennen konnte, was er wirklich war. Hinter großen Unarten, gewalttätigen Trieben, einer naiven Selbstherrlichkeit, die in die Zeit nicht mehr paßte, lag eine Kernnatur verborgen, die sich, von der Epoche, in die sie verschlagen war, angewidert, ausgeschaltet hatte und das Leben dieser Epoche nicht mitlebte. Viel lag da brach und ging der Welt verloren, Gutes, Gesundes. Auch ein Zeichen einer Zeit.

Als sie abends heimkamen, stand Kurt einen Augenblick wie gelähmt vor dem alten Herrn, der ihm herzlich die Hand reichte: „Auf morgen."

Morgen? Da war er schon fort. Da war alles vorbei. Zum letztenmal streckte sich diese Männerhand aus nach der seinen, umschloß die seine mit warmen väterlichem Druck. Er würde sie nie mehr im Leben berühren dürfen, wie es auch kam, diese Hand, nie mehr, die nahm ihm der kommende Tag für alle Zeiten. Er

bückte sich plötzlich unter einem wild schmerzhaften Gefühl in seiner Brust und preßte seine Lippen auf die Rechte des Neuhageners.

Der machte sich los.

„Geh, Bub, ich mag das nicht." Er blieb im Portal des Hotels stehen, seine Augen folgten der schlanken Knabengestalt, bis sie in der Dämmerung verschwand.

„Den hab' ich — den halt ich. Ich hab ihn mir gewonnen, ich mache was Rechtes aus ihm." Eine große Freude erfüllte sein Herz.

Früh am nächsten Morgen fuhr am Stadthof der Wagen des Geheimrats von Deitels vor. Kurt hatte kurzen Abschied von den Seinen genommen, sehr bleich kam er die Treppe herab, stieg hastig ein. Der Wagen glitt lautlos durch die morgenstillen Straßen, am Hotel Brunnen vorbei. Kurt drückte sich tief in den Hintergrund. Er hatte in der Nacht dem Neuhagener einen langen Brief geschrieben und den dann zerrissen, Worte richteten nichts aus. Sein Vater fuhr schon heute vormittags nach Wien, wich jeder Aussprache mit dem Neuhagener aus. Ein paar Zeilen mit der Mitteilung der Tatsache, eine eingebogene Karte p. p. c.

So ähnlich war ja auch der Abschied von dem Sohne gewesen. Ein paar Phrasen, eine flüchtige Liebkosung, ein Lächeln, p. p. c., pour prendre congé! Um Abschied zu nehmen . . .

Zweites Buch.

1.

Der für das Publikum reservierte Raum des großen Schwurgerichtssaales füllte sich an diesem Apriltag mit einer Menge von Menschen, die man sonst hier nicht zu sehen pflegte, Herren der verschiedensten Gesellschaftskreise, vor allem der Großfinanz, der Börse, aber auch des Adels; bekannte Persönlichkeiten aus der hohen Beamtenwelt waren da, elegante Damen in ihren Frühjahrstoiletten mit dem besonderen Reiz der Frauen dieser Stadt. Allgemeine Spannung begrüßte jeden Augenblick eine neue Erscheinung aus der Tageswelt.

„Ist der Minister schon da?"

„Nein."

„Das dort is der Doktor Herbert, den zwei Redakteuren vom Morgenblatt ihr Verteidiger. Er ist ein scharfer Kerl, sag' ich Ihnen."

„Na aber sein Gegenanwalt, der Doktor Tyrpus auch. Der kostet den Deitels ein Heidengeld."

„Der Deitels hat's."

„Is er übrigens da, der alte Deitels?"

„Er ist gestern von Frankfurt angekommen und im Palais Bensberg-Deitels abgestiegen bei seinem Pflegesohn, 's steht in der Zeitung. Sie wissen ja, der alte Herr lebt in Berlin und Frankfurt, der junge hier seit zwei Jahren. Das Palais und das große Jagdgut

Oberrain hat ihm der Geheimrat gekauft, damit er ein einheimischer Kavalier bleibt und die Fühlung hier nicht verliert. Das war gleich nachdem die beiden von Amerika zurückgekommen sind vor zwei Jahren. Aber der Junge ist nicht selbständig, der Alte hat seine Hand auf allem."

„Man merkt's."

„Jawohl. Vielleicht wären wir sonst heut nicht da."

„Geklagt hat die Zeitung, wegen Vergehens gegen seine Ehre der Junge, ohne den alten Deitels zu fragen. Kurzweg auch in seinem Namen, hab' ich gehört."

„Beide sind Kläger?"

„Ja."

„Die Sozialdemokraten werden sich wieder freuen."

„Ich bitt' Sie, warum? Wer kaufen kann, der kauft."

„Hm. Eigentlich kommt's mir wie eine große Eselei vor von dem Kurt Bensberg, daß er sittlich entrüstet reagiert auf einen Zeitungsartikel, daß er sogar klagt."

„Vielleicht ist es ein Trick?"

„Ich weiß es nicht; so oft ich diesen Bensberg, der ein Deitels geworden ist, anschau, kommt mir die Idee, der ist nicht ganz so wie die andern. Es ist was in seinem Gesicht, was Fremdes, Trauriges möcht ich sagen. Äußerlich hat er ja ganz den g'wissen zugelassenen Typus, arrogante Hundeschnauze, Amerikaner auf Eis g'stellt, kosmopolitischer Geldmensch. Aber irgendwo fehlt's und das Ganze kommt einer Maske gleich. Sie rennen ihm nach wie besessen, sogar in der Hofgesellschaft, die Mädchen, die jungen Herrn. Er gibt Feste in seinem Garten, um die sich alles reißt. Er ist die Mode bei uns, seit den zwei Jahren, und so oft er herkommt, laufen's

ihm 's Haus ein. Zu was rührt er so eine Sauce auf und reagiert auf eine Zeitung, die bekannt kapitalsfeindlich und bösartig ist. Keine Seel' nimmt's ihm übel, wann das gemacht worden ist, was ihm das Morgenblatt zur Last legt. Zu was posiert der steinreiche Kerl so und entrüstet sich?"

„Ja, zu was?"

Dieses „zu was" ging mit naiver Ehrlichkeit durch alle Schichten, die sich da zu einem kleinen Skandalprozeß der bevorzugten Kreise gierig als Zuhörer versammelten.

Kurt Bensberg-Deitels hatte das Unglück, von der Masse nicht begriffen zu werden. Eine Zeitung mochte sich sittlich entrüsten, ein Fürst des Kapitals? Lächerlich! Munter und temperamentvoll schwirrte das Geplauder in der typischen Art, die am reizvollsten bleibt, wenn sie alle Lebensschwere als leichtes Spiel nimmt. Die Tragik steht dieser Art nicht wohl an, sie hat gelächelt in den ernstesten Tagen, das Lachen ist ihr Lebenselexier. Und dieses Lachen, es war heute da, man las es auf allen Gesichtern, ein bißchen heimlich, ein bißchen diskret, ohne Gehässigkeit boshaft, wie man boshaft ist in einer satten, die Jagd nach dem Erfolg begreifenden Welt.

„Da kommt dem Jungen seine Schwester, die schiache Resl."

„Is das wahr, daß sie heimlich mit einem Juden verheiratet sein soll?"

„Man redt' so viel; ein g'scheiter Kerl ist die! Einen Geschäftsgeist hat's! Wissen Sie, ist im Kohlensyndikat. Jawohl! Hat Sitz und Stimme, das Frauenzimmer, und was für eine! Alles in der Geschäftswelt, an der

Börs', kennt die schiache Theres'. Sie macht's Wetter mit. Schaun Sie's an, wie's dabei ausschaut! Wüst! Aber g'scheit, g'scheit."

Therese Bensberg war jetzt achtundzwanzig Jahre alt, Kurt dreißig. Seit einigen Jahren färbte sie ihr Haar rot und neigte zu einer Fülle, die ohne Reiz war. Am Tage ihrer Großjährigkeit war sie offiziell und mit einem geräuschvoll öffentlichen Prunk vom katholischen Glauben zum Judentum übergetreten in der Synagoge. Ihre Familie schrie Zeter, nur Kurt verhielt sich stumm. Therese bewohnte das Palais ihrer Großmutter als Herrin, sie hatte es der alten Frau abgekauft und große Geschäftsräume angebaut, an die sich noch ein Laboratorium zu chemischen Versuchen schloß, in dem bedeutende Gelehrte und Arbeiter aus und ein gingen. In ihrem Salon verkehrte die ganze internationale Welt des Verstandes und rastlosen Schaffens, aber auch die Kunst. Jedermann von Bedeutung kannte sie. Ihr Auftreten gab ihr eine Art bespöttelten, aber doch respektierten Frauenranges.

Sie kam herein, klein, mit rundem Rücken, alt und altmodisch angezogen, nicht sehr sauber, den Hut schief auf dem Kopf. Im Gegensatz zu ihrem schroffen Wesen als Kind, floß sie jetzt über von devoter Freundlichkeit, die sich durch ein Winken und Nicken nach allen Seiten bekundete. Ein kleiner, unglaublich schmutziger Pudel in bestandenen Jahren wandelte ihr nach und es kam niemanden bei, das zu hindern. Therese hatte ihre Position. Neben ihr gingen zwei Damen, die ihr sehr schön taten und viel betrachtet wurden.

„Das is die Broklmayer, nicht,?"

„Ja, die Bankiersfrau mit'n großem Herzen, die sie aufs Theater gebracht haben und sie is mit ihrem Liebhaber selber drin g'sessen in dem Stück. Es heißt, sie hat die Proben dirigiert und die Schauspieler abg'richtet."

„So was macht Reklame und sie wird alt, die Lolly! Ich kenn' ihre Anatomie und ihr Getu und ihre Wohltätigkeitsg'schichten, mit denen sie alles zudeckt jetzt schon seit Dezennien."

„Die andere ist die Baronin Ried, nicht?"

„Die Witwe von dem Sekretär im Auswärtigen, die geborene Domba."

„Eine reizende Person! Diese diskrete Eleganz, diese schönen, sanften Augen, und so jugendlich! Sie hat doch im Generalstab den Sohn."

„Hubert Ried, das ist doch ein superber Mensch. Große Karriere vor sich, von Kindheit an war das ein Prachtbub. Und diese Liebe zwischen Mutter und Sohn. Er adoriert die Frau ja!"

„Es gibt doch auch noch so was. Ein entzückendes Haus bei Ried. Alles geht hin."

„Alles. Sagen Sie, hat sich der Papa eigentlich nicht erschossen?"

„Ach was! Das Gewehr ist ihm losgegangen auf der Jagd."

„Die Witwe fand sich damals in sehr verwirrten Verhältnissen."

„So?"

„Und jetzt ist seit Jahren großer Betrieb bei ihr."

„Tadelloses Haus, sag ich Ihnen. Alles geht hin."

„Ja, wie macht sie das?"

„Das werden sie und ihr Sohn wissen. Hubert von Ried, der, wie gesagt, seine Mutter anbetet, ist in Ehrensachen krankhaft empfindlich. Ich sehe ihn heute nicht.“

„Nein, er ist nicht da. Er mag solche Sachen nicht, sie widern ihn an.“

„Ach, ein Idealist trotz der Großstadtatmosphäre, wie macht er das?“

„Er lebt seinem Dienst und sieht die Welt durch die Augen seiner Mutter. Eine selbstlose Liebesgeschichte, pardon Heiratsaffäre, hat er auch. Scharmantes Mädl, knapp die Kaution.“

„So, will der heiraten?“

„Er will. Er sagt, er sieht bei seiner vergötterten Mutter, was man auch mit beschränkten Mitteln leisten kann.“

„Ja, aber so sagen Sie, wie macht aber die Frau das?“

„Wer fragt danach? Sie macht's. Basta. Heutzutage, bei den wilden Luxusansprüchen, ich bitte Sie, wer hat die Courage, zu fragen, wie leben die meisten Menagen, wie machen die Leute so alles, alles mit in der Atemlosigkeit der Zeit. Man ist heute nie zu Hause und man will alles genießen. Es muß Mittel und Wege dazu geben. Das ist doch klar. Wenn vor zwanzig Jahren ein junges Paar mit zehntausend Kronen, wie hieß es damals: fünftausend Gulden, jährlich seine Existenz begann, so war in Durchschnittskreisen das eine freudig begrüßte Partie.

Es ging tadellos. Versuchen Sie's heute! Und die Leute, die oft nicht einmal so viel haben, heiraten doch,

machen mit, wollen noch was vorstellen. Es muß neue Hilfsquellen geben, die im Schatten fließen, und man wirft eben vielleicht alles, was früher als heilig galt, auf den Tagesmarkt. Sie sehen die teuersten Konzerte überfüllt, der Vergnügungsstätten sind noch immer zu wenige. Früher trank man Tee zu Hause bei seiner Frau, jetzt geht sie ins Tearoom und man ins Cafe. Jeden Festtag ziehen die einfachsten Spießbürger alle ins Restaurant aus, die feinen Leute schmücken Hotels und Bars. Nachmittags bildet das Kino die Vernunft und lehrt den richtigen Blick ins Leben. Abends ist in Theatern und Cafes kein Plätzchen frei. Das geht, das wächst noch. Wer will noch auf dem Lande leben? Wo genügt sich selbst noch ein Familienkreis? Vor etwa zwei Jahrzehnten hat es so angefangen, Hochbetrieb, Druck auf alle Nerven, Reichwerden, rasch durch wahnsinnige Industrien. Langsame reelle Gewinne, Landwirtschaft? Unsinn! Alles will genießen. Auch ein Volk, das die Fabriken zu gesteigertem Leben und Arbeitsdrang, zur Ausnützung des Momentes peitschen. Blicken Sie um sich in allen Staaten. Auf verbissene Arbeit und wütendes Genießen ist der Nerv der Menschheit eingestellt und stramm gespannt bis aufs äußerste. Herz, Gemüt, Charakter ausbilden, ist eine Privatsache geworden, eine kleine Eigenart, Detail. Die Nerven machen's, die Nerven sind alles. Das geht ein paar Generationen lang. Aber wer, der sich selbst ganz aufbraucht, wird kommenden Geschlechtern bald noch etwas mitzugeben haben? Man fragt sich's. Ja, wie machen's die Leute?"

„Also diese Rieds sind noch Idealisten, Mutter und Sohn?"

„Der Sohn — ist wirklich einer. Er fragt sich — frug sich bis heute noch nie, wie macht es meine Mutter? Ihre Suggestion, die ihn erzogen hat, wirkt noch, er ist lebensblind. Er hat eben täglich auch zehn Stunden mindestens Arbeit und abends Gesellschaftsdienst. Die Mache seiner Welteristenz liegt der Mutter ob."

Die schöne Frau, von der die Rede war, Margarethe von Ried, sah etwas blaß aus. „Ich bin nicht gern gekommen", sagte sie zu einem fetten, salbungsvollen alten Herrn. „Es ist eine häßliche und peinliche Sache. Aber man mußte ja kommen."

„Natürlich, zu diesem flammenden Protest eines Ehrenmenschen gegen die Verleumdung und sozialistische Hetze einer gewissen Presse muß sich die Gesellschaft solidarisch einfinden."

„Ja, die Gesellschaft muß."

Die sanften und tiefen Augen der Frau senkten sich und glitten dann langsam über all die Gesichter einer ihr seit mehr als zwanzig Jahren vertrauten Welt. „Man muß", wiederholte sie mehrmals wie unter einem Banne. „Und man tut's."

„Auch die Uniform sollte vertreten sein. Ihr Sohn?"

„Hubert hat Dienst, Exzellenz. Er steht auch all diesen Dingen so ferne, so ferne. Wenn er frei hat, ist er bei mir oder er reitet hinaus in die Grünau zu den Dobbern. Mary Dobbern, Sie wissen ja."

„Er könnte eine glänzende Partie machen, Ihr Sohn. Ich würde ihm eine verschaffen."

„Exzellenz, leider zu spät."

„Sie erlauben also diese kleine Heirat, Sie sind mit ihr einverstanden?"

„Ja."

„Sie sagen das stark, beinahe trotzig. Ich kenne Sie so lange. Was sind Sie für eine sonderbare Frau. Sie hätten ein eigenes Leben leben können und haben das nie getan."

„Mein Sohn soll es tun. Dafür — hab' ich verzichtet. In einer Familie muß das so sein, damit es aufwärts geht. In bestimmten Abständen muß immer wieder ein Mitglied sich persönlich ausschalten, das Dunkle auf sich nehmen, an dem alle Existenzen kranken, das Schwere, die Last, Wegmacher sein und zurücktreten für einen anderen, ihm den Aufstieg ermöglichen mit dem Opfer der eigenen Person. So denke ich mir den Begriff Familie. Quellen und Kräfte, Existenzmöglichkeiten müssen von Zeit zu Zeit zugeführt werden, einerlei, was es kostet. Das Talent, das Wollen allein setzen sich nicht durch."

„Nein", sagte der alte Herr. Er sah die Sprecherin an mit seltsamen Ausdruck. „Sie haben Ihren Sohn sehr gut in Szene gesetzt."

Dann begrüßte diese unscheinbar aussehende, aber in mancher Hinsicht hochmögende Exzellenz aus Handelskreisen Therese Bensberg, die, von einem Hofstaat umgeben, ihren Platz einnahm, den Hund zu ihren Füßen auf einem kostbaren Kissen. Damen der Aristokratie nickten ihr beflissen zu, Herren, die bei ihr köstliche Mahlzeiten aßen, dienerten, alle Augen ruhten auf ihr.

„Der Herr Onkel angekommen?"

„Jawohl, Exzellenz, aber ich hab' ihn noch nicht gesehn. Er fuhr gleich zu Kurt."

„Sehr richtig gehandelt, der junge Herr, daß er mit seiner Klage gleich den Stier bei den Hörnern gepackt hat. Teufel, man muß der Sozialistenbande von Verleumdern die Zähne zeigen. Heute wird das Morgenblatt einmal anständig eingetunkt. Hetzpresse, nichts als Hetzpresse, gegen die erwerbenden Klassen. Davon leben gewisse Leute heute."

Therese nickte zustimmend und kummervoll. Aber in ihren Augen war eine gewisse Unruhe.

„Der Onkel hätte in Frankfurt bleiben können, was geht ihn die Sache an? Wir sind vollkommen imstande, uns selbst zu vertreten."

„Sie sind es, Baronin Resi, ja, Sie! Aber der liebe, gute Kurt, reizender Kerl, der — hm — der hat's nicht so mit der Wetterfestigkeit. Er ist zu spät in das Milieu gekommen. Er hat Weichheiten, Sensitivitäten in sich zu überwinden, der selige Papa spukt in ihm."

Therese lächelte. Sie dachte zurück an ihren Vater, der vor zehn Jahren halb bewußtlos von Kognak in einem Hotelfahrstuhl verunglückt war. An dies schmähliche Ende, an die mitleidlosen Härten, die sich hinter der äußeren Schmiegsamkeit seiner Natur versteckt hatten, die nicht zu besiegenden Härten eines schlappen, verweichlichten Menschen mit dem Ichbewußtsein und dem Selbstmitleid als Religion. Dann dachte sie einen Augenblick an die Mutter, die in Italien lebte, reinlich ausgeplündert, an einen welschen Glücksritter mit hochtönendem Namen verheiratet, der den Begriff der Ehe romanisch und mittelalterlich verstand. Diese Eltern! Schatten einer Vergangenheit, die tot war. Was sind Eltern im späteren Leben gewisser Existenzen?

Leute, die das Leben gegeben haben ohne Gedanken über das Verantwortungsgefühl, das damit entstehen soll. Leute, die nur für diese Leistung verlangen, ein Dasein lang verehrt und hochgestellt zu werden für die zweifelhaften Anlagen und Vorzüge, die ihre Natur den erblich Belasteten mitgibt, Hemmschuhe. Lato und Dolly waren das nicht mehr. Ihr eigener Egoismus hatte sie, lange vor der Zeit, aus der Existenz ihrer Kinder ausgeschieden ins Uferlose. Für die Mutter würde man vielleicht noch einmal eine Rente aussetzen müssen, wenn sie bettelnd zurückkam, ausgeraubt. Resis Lippen schlossen sich dünn und schmal. Sie liebte das Geld, gab es nur aus, wo es sich gut verzinste. Eine Dolly Bensberg aber trug keine Zinsen mehr.

Therese sah sich um in dieser großen Welt des Tages, von der sie ein integrierender Teil geworden war; man rechnete mit ihr da ganz anders als mit ihrem Bruder Kurt. Sie machte sich ein enormes Geld, sie hatte Macht durch ausgedehnte, geheimnisvoll nach unten und oben verzweigte Beziehungen. Gefährlich konnte sie sein, sie, in der tief diese alte jüdische Rachsucht lebte, die nie verzeiht und nie vergißt. Gütig konnte sie sein, wie sie es einst gegen Anne Imkes gewesen, die sie wirklich mit raffiniertem Geschick den Händen der Blutsauger entriß. Anne war glücklich verheiratet und hatte sich selbst gefunden. Sie führte in der Beschränkung ein reines, harmloses Leben und lehrte ihre Kinder für ihre Retterin zu beten. In ihrem trotz des Reichtums einfachen Hause wehte eine lautere Luft, in der Therese manchmal ihre Seele badete. Dann dachte sie daran, daß sie, ein kleines Mädl, die Tat gewagt hatte, zu

der der alte ehrenhafte Advokat, der Freund des Hauses Imkes, zu feige gewesen, den Vorstoß gegen das Kapital in Judashand. Es war die beste Erinnerung ihrer Jugend, in der vieles so häßlich gewesen und weiter häßliche Triebe hineinwachsen ließ ins Leben. —

Der Exminister, der sein Erscheinen als Zeuge in dem Verfahren zugesagt hatte, weil sich die Sache kurz vor seinem Sturz unter seinem Regime abgespielt, war jetzt erschienen und vielfach begrüßt worden. Er trat verbindlich an Resi heran, diese „liebe, gute, grundg'scheite, originelle Reserl", wie sie in der Aristokratie genannt wurde, diese „schiache, mit alle Wasserln g'waschene Resl", wie der Volksmund sprach. Der große Herr küßte ihr die Hand mit einer inbrünstigen Verehrung. Es hieß, er schulde ihr viel Geld. Denn er hatte verschwendet, allerlei Hilfsquellen suchen müssen, er war der Mann, der an der Zeitungskrankheit litt und nur um eine Zeitlang bestehen zu können eine ungeheure Presse brauchte, die bezahlt sein wollte. Momentan war er ohne Portefeuille, aber seine Zeit kam wieder. Er hielt sich die Leute, deren er bedurfte, warm. Unter seinem System hatte sich, so wurde gedämpft erzählt, ein seltsamer Schacher mit Titeln und Auszeichnungen entwickelt, wohlorganisiert in offiziellen Kreisen, mit Hilfe weiblicher und männlicher Vermittler jeden Ranges durchgeführt. Er war plötzlich gefallen, aber er fühlte sich nicht erledigt und stand auch heute mit kühlem Blick und ruhiger Stirne da, die ihn und seine Regierungsepoche betraf.

Mit ihm waren andere Männer erschienen, die man in der Öffentlichkeit die Stirnen nannte. Denn ihr

Leumund besagte, sie hätten die ruhige und eherne Stirne, alles zu wagen, zu unternehmen, zu vertuschen und alles zu ertragen. Jeder Ansturm heißer Entrüstung, wilder Anklagen prallte hoffnungslos an ihnen ab. Da war Stirne Numero Eins, Doktor Wilfred Harter, ein Mann, aus dem Nichts rätselhaft zu Rang und hoher Gewalt avanciert. Ein kleiner hagerer Mann, unscheinbar grau, wie im Gedicht die heimlich schleichende Sorge verkörpert wird, mit den aufhorchenden Augen, die nie schlafen, dem wohlbewachten Mund, der für sich zur rechten Zeit spricht, sonst nie. Harters Karriere hatte etwas Lichtfremdes und Geheimnisvolles .Aber er war unentbehrlich, namenlos gefürchtet und unter den Stirnen die bedeutsamste. Dann war da Grünchen, der Geldmann, die heitere und überzeugte Stirne, die an das Leben glaubte, nur in gute Stücke ins Burgtheater ging, ideal von den Menschen dachte, auch wenn sie ruiniert werden mußten. Und Minski war da, der große Arzt, Agitator einer gewissen deutschfremden Politik, die Apostelstimme. Er arbeitete doppelt, war Besitzer riesiger Sanatorien mit neuen Heilmethoden, besonders für Schwachsinnige und reiche Frauen, dann Politiker einer bestimmten Richtung. Beides arbeitete einander in die Hand. In fachlichen Medizinerkreisen galt er als blutiger Dilettant und Schwindler. Aber die Welt des Geldes glaubte an ihn und hob ihn hoch.

Eine vierte bedeutsame Stirne unter der Fülle der kleineren anderen war noch da, der neugeadelte Graf Bernhart Rotter. Der galt als kommender Mann, einer Familie von Emporkömmlingen aus der Provinz entsprossen, in der jedes Kind schon von der Wiege an für

die Karriere und nur für sie gezüchtet ward. Sie trugen eigentlich einen kleinen, unbedeutenden Militäradel und hr Ursprung hatte mit Vornehmheit nichts zu tun. Aber der Vater, der strebsam in Kornspekulationen gewesen, hatte eine Gräfin gefreit, worauf er seine Kinder Grafen und Komtessen nannte. Man lachte darüber, aber es wurde zur Gewohnheit; er trat frech auf, glitt in die etwas hungrigen Kreise des Provinzadels, der langweilig dahindämmerte, mischte die stagnierenden Elemente auf und machte ein Haus. Man aß gut bei ihm. Er war noch nicht Graf, aber die Gräfin war da mit den gräflichen Kindern, die seinen Namen und ihren Adel präsentierten mit der kühlsten und unverwüstlichen Arroganz. Der Vater hatte zum verbreiteten Geschlecht der großen Schreier gehört, die der Legion der Leichtverblüfften das Unsinnigste hineinbrüllen können, der Sohn wurde für die Karriere zugestutzt. Seine Schwester heiratete in Kreise, denen durch Stellung die Macht, Existenzen und Überzeugungen zu knebeln, gegeben war. Er selbst wagte keck den Aufstieg in Regionen, der nur einem Skrupellosen gelingen konnte. Er gelang. Er trat im schweren inneren nationalen Kampf der Heimat auf Seite der tschechischen Partei und terrorisierte ganze Körperschaften. Er stieg dabei, er kam zu Geld und Ehren, wurde Graf durch diesen geheimnisvollen Titel- und Ordensbetrieb, gegen den es heute losging. Bernhart Rotter war ein hübscher, arroganter Mensch. Er ahmte einige wirklich große Herren des alten Erbadels nach, die ihm gefiehlen, und unterhielt diese feinen, hochmütigen, gegen die Öffentlichkeit mit ihrem Wohl und Weh eisig gleichgültigen Menschen famos damit. Er war

ihnen eine Quelle unauslöschlicher Heiterkeit und hielt sich daher bei ihnen für sehr beliebt. Ihr „das sagt man", „das tut man" wurde von ihm, der sonst nicht töricht war, mit blinder Hast kritiklos angenommen. Und derart verfiel er in die Manie, ihre Art zu gehen, zu sprechen, sich zu geben nachzumachen, daß es ein bekannter Kaffeehauswitz war: „Hast den Rotter begegnet? Heut ist er der Prinz Soundso!" Aber hinter diesen äußerlichen Schwachheiten lagerte ein skrupelloses Zielbewußtsein, das kalt und berechnend vorwärts schaute.

So waren die Stirnen. Sie marschierten auf mit der starren Geschlossenheit einer Phalanx im Antlitz, das ehrenwert und bieder dem Tagesleben ins Auge blickte. Ihre Wäsche war blütenweiß, wie ein edler Charakter, ihre Hemdenbrust so starr gestärkt, als wolle sie von dem Herzen sprechen, das darunter seinen starken Überzeugungen schlug. Es verbreitete sich eine Atmosphäre von ganz feinem Parfüm, diskret, wie vornehmes Diplomatentum, von außerordentlicher Glattgebügeltheit, von glänzendem Schwarz. Und diese Stirnen erster Qualität nickten ihren Schülern und Trabanten zu, wechselten gemessene Grüße, nahmen feierlich Platz, als die Auslese ihres Landes. Es waren ihrer sehr viele. Ihre Zahl wuchs immer noch. Denn es ist gut, eine Stirne zu sein und steht dem Verstand eines Strebenden wohl an. Kopf — nicht Herz ist die Losung des Klugen.

Sehr schöne und sehr vornehme Damen huschten eilfertig herein — en passant zwischen Modistin, Kirchenbesuch und einem kleinen Tratscherl — um die Tagessensation mitzunehmen auf ihrem Weg. Denn alle hatten für den superben Kurt Bensberg ein Faible. Er war

so großzügig, und ein besonderer Mensch im großen Rahmen seines Riesengeldes. Zwei Kreise, die einzigen, die ja doch eigentlich in Betracht kamen, hatten um ihn gekämpft, und nun vereinigte er beide. Der alte Deitels war geschickt, was machte er nicht aus diesem letzten Bensberg? Einen König der Welt! Noch stand die Heirat aus, die alles krönende Heirat, es wurde Zeit dazu. Der Geheimrat hatte das gesagt. Darum brachte man Komtessen mit, allerliebste, kleine Komtessen, die schlank und rassig waren, die unschuldig um sich blickten, ob ihr Auge keinen Rudi, Karl oder Pieps erspähe, als sei ein Schwurgerichtssaal für diese kostbaren Bubis aus der Gesellschaft der gegebene Sportplatz. Aber die Bubis schliefen noch oder sie mochten Kurt Bensberg nicht, so kameradschaftlich sie sich von ihm auch Geld entlehnten und mit ihm intim waren, so lange es reichte. In ihnen war ein dunkles Ahnen. Der Kerl ist doch ein Fremder, er paßt nicht zu uns und er blamiert sich noch amal. Zu was jetzt diese G'schicht? Das hab' ich schon gern, sittliche Entrüstung! Da müßt' man am End' auch noch mit tun! Besser weit vom Schuß!

So waren heute diese reizenden Damen von ihrer natürlichen Umgebung im Stiche gelassen, sie, die mit ihrem Schick, ihren Pelzen und Spitzen, ihrem weltfremd intimen Getue, ihrer unverfrorenen Selbstherrlichkeit und Grazie, ihren anmutigen Skrupellosigkeiten und Zerstreutheiten immer für den Outsider aufregend und lockend sind. Sie, die mit Aplomb über so vieles reden, von dem sie keine Ahnung haben, und die so reizend versprechen, was zu halten ihnen gar nicht einfällt. Die aufheben, ausnützen und dann lächelnd wegwerfen,

durch deren kleine Hände ein Massenverbrauch von Menschen und Dingen gleitet, sie, die keine Ahnung haben von den wirklichen Werten des Lebens. Sie gehen ein wenig verheerend ihren Weg und hinter ihnen wächst nichts mehr. Sie konsumieren fremde Zeit, fremdes Geld, fremde Empfindungswelten und machen das so herzig. Es ist ein besonderes Menschentum. Alle hatten sie für Margarethe von Ried ein Nicken und Lächeln, aber ein noch wärmeres für Therese Bensberg. Und es entstand diese einzigartige Atmosphäre von zarter vornehmster Intimität, gelassener Behaglichkeit, Abgeschlossenheit, Sichlebenlassen, wie nur ein Land sie kennt. Entstand selbst hier in einem Schwurgerichtssaal.

2.

„Die beiden Bensberg."

„Deitels und Bensberg."

„Oder Bensberg und Deitels. Na ja, egal."

Ein Rauschen im Saal, gestreckte Köpfe, das Klirren der Lorgnetten an kostbaren Ketten, ein Raunen.

„Wie brillant sieht er wieder aus! Der arme Lato, hundertfach veredelt!"

Man sprach über den armen Lato jetzt sehr mild. Er war im Tode, nach seinem schrecklichen, aber harmlosen und standesgemäßen Verscheiden im Fahrstuhl eines ersten Hotels, jetzt wieder ganz — „einer der Unseren. — Vornehm halt doch. Is gegangen zur rechten Zeit."

Kurt Bensberg und der Geheimrat traten durch eine Seitentür ein und nahmen Besitz von ihren besonderen

Plätzen. Ihr Anwalt, Doktor Typrus, begrüßte sie. Der alte Deitels sah ruhig, jovial, vollkommen unbewegt aus, er stahl einen Blick in den Saal nach der Qualität der Anwesenden. Das hatte er immer noch, das krankhafte Streben nach guter Gesellschaft, es war eine Manie, sie ließ ihn nicht los. Überhaupt erschien die Exzellenz aus Frankfurt unverändert für den gewöhnlichen Blick, in Anzug, Gepflegtheit, Auftreten eher jugendlicher. Die zwölf Jahre hatten Deitels von seiner Elastizität nichts genommen, wenigstens äußerlich. Es hieß, er laboriere an einem Leiden, er pflege seinen Körper mit aller typischen Angst und Hingabe unter der Aufsicht erster Professoren, aber der Welt zeigte er nichts davon. Vielleicht, daß in seinem künstlich geglätteten Gesicht mehr Härte war als früher, lauernde Härte, mehr Brutalität, daß das unedle Kinn sich massiger vorschob. Therese dachte das. Sie, die in Gesichtern solcher Art zu lesen gewohnt war, sie wußte auch sofort, daß der Geheimrat mit Kurt einen jener Auftritte gehabt, wo hinter knirschend festgehaltenen Formen die äußerste Wut getobt hatte, eine Wut, die würgend in der Kehle saß, den Atem raubte, die Sätze abgerissen herausschleudern ließ:

„Du, du, wie hast du dich unterstehen können, einen solchen Eklat zu machen? Eine solche Klage in die Öffentlichkeit zu schleudern, die Minister zittiert, unantastbare Personen verdächtigt, du klagst eine infame Zeitung, du machst zugleich aber mit ihr gemeinsame Sache. Schweige, Bursche! Ohne mich zu fragen, über mich hinweg klagst du, auch in meinem Namen, beleidigt soll ich worden sein. Ich bin nicht beleidigt! Ja, ich wollte

den Pairsrang für dich. Ich habe verhandelt so gut wie andere. Und du mischst dich da drein, mit plumpen, blöden Dilettantenhänden."

Es war Therese als ob sie der Szene beigewohnt hätte. Sie wußte das alles so genau. Hundertmal hatte die goldene Kette scharf geklirrt in den Jahren, an der der alte Mann den Jungen hielt. Da war, zäh und erstickend, würgend, ein Ringen, tief geheim, schrecklich, unter korrekter, ja liebevoller äußerer Form. Und manchmal graute es Therese, so hart ihre Natur war. Wenn die Geschwister sich trafen, da, dort. Deitels suchte jetzt Resi und war sehr devot gegen sie, wenn Kurt vor ihr saß, wortlos, schmal, steif wie ein Automat, mit hölzerner Verbindlichkeit und leerem Blick, der über sie hinwegging, hatte sie Angst, eine dunkle Angst. Sein glänzendes Leben war geformt worden, er stand darin, aber er lebte nicht. Er war Doktor philosophiae, Reserveleutnant in einem vornehmen Regiment, Mitglied der besten Klubs im In- und Ausland, Aufsichtsrat von dreißig Banken und Gesellschaften, sein Name stand überall, wo Geschäft, Sport, Lebensgenuß mit Hochdruck arbeiteten, war verantwortlich für alles, was da geschah. Der Onkel hatte Vollmacht, ihn zu zeichnen, ohne zu fragen. Kurt schloß so Geschäfte ab, deren dunkle Häßlichkeit er erst erfuhr, wenn sie gemacht waren, unter seiner Flagge segelten sie. Etwas konnte Therese nicht vertragen: wenn er so dasaß, wie er es jetzt öfter tat, und wortlos auf seine Handflächen niederstarrte, als ob er an ihnen etwas kleben sähe, das da festsaß, fest. Dann schrie sie ihn an. Und er hob den glasigen Blick, zuckte auf, wie unter altgewohnter Peitsche, zuckte auf, lächelte

leer. Dann haßte sie ihn, weil ihr Gewissen schlug. Denn sie war bei dem Schacher auch dabei gewesen. —

Ja, es hatte zwischen Deitels und Bensberg eine Aussprache gegeben. Resi fühlte es. Ihre Blicke gingen bange zu dem Bruder hinüber, suchten, baten, er übersah sie, saß starr aufgerichtet da. Sie hätte durch den ganzen Saal zu ihm laufen mögen, ihn packen, schütteln, wie in Kindertagen die Arme um seinen Hals legen: „Kurt, wach auf, lache, rede!“ Aber zwischen ihnen türmte sich, was sie selber aufgebaut, die Welt. Hatte er in zwölf Jahren gelitten, furchtbar gelitten? Seine Stirne war schon unjugendlich. Ein schönes Menschenbild mit einem Schleier von Frühlingsfrost und Reif darüber; gezeichnet, war er das? Er sprach sich niemals aus. Er hatte ein verbindliches, ödes Lächeln und blinzelte mit getrübtem Blick seine Hände an.

„Die Angeklagten, Besitzer und erster Redakteur des Tageblatt, Doktor Karl Beerstein und Doktor Wilhelm Mellenthin.“ Zwei Herren, die die ganze Stadt wohl kannte, vor allem den ersteren, der einen Sudermanntypus hatte, rasch und glatt in seinen Bewegungen war und mehr als Weltmann denn als Mensch der Arbeit wirkte. Der andere sah wie ein Professor aus. Er hatte helles Haar, durchdringende blaue Augen, in denen eine Art melancholische, weltabgewandte Schärfe war. Beide im Gehrock, in der Hand den Zylinder, korrekt, unbefangen, Mellenthin sogar herausfordernd, Beerstein nicht ganz ohne Nervosität, die sich im Flackern des Blickes ab und zu flüchtig verriet. Er lächelte in die gedrängte Masse, machte hin und wieder eine kurze Verbeugung,

während sein Kollege und erster Angestellter unbeweglich dasaß, als kenne er hier keinen Menschen, als ginge ihn kein Mensch etwas an. Mit seinem abwehrenden, fremden Blick schien er Schranken zwischen sich und dieser Menschheit aufzubauen. Es war zehn Uhr fünfzehn Minuten vormittags, die Verhandlung begann. — Vorsitzender: Hofrat Doktor Embler, Vertreter Landesgerichtsrat Doktor Schädl und Gerichtssekretär Doktor Bierlinger, Schriftführer: Doktor Hanse.

Klage.

Die Herren Seine Exzellenz Geheimrat von Deitels, Frankfurt, und Baron Doktor Bensberg-Deitels durch Herrn Doktor Tyrpus gegen die Herren Doktor Karl Beerstein und Doktor Wilhelm Mellenthin durch Herrn Doktor Anton Herbst wegen Vergehen gegen die Sicherheit der Ehre.

Vorsitzender: „Die Verhandlung ist eröffnet. Ich ersuche den Herrn Schriftführer nm den Aufruf der Sache."

Schriftführer: „Gegenstand der heutigen Verhandlung ist die Privatklage der Herren von Deitels und Kurt von Bensberg wegen Vergehen gegen die Sicherheit der Ehre."

Vorsitzender: „Ich bitte den Herrn Doktor Mellenthin vorzutreten und seine Personalien anzugeben."

„Wilhelm Mellenthin, geboren in Graz Oktober 1865, zuständig nach Wien, ledig, Chefredakteur der Zeitung Tageblatt, VI. Bezirk, Altmühlstraße Nummer 12, gerichtlich unbeanständet."

Vorsitzender: „Achten Sie auf die Anklageschrift und den Gang der Verhandlung. Herr Doktor Karl Beerstein, treten Sie vor.“

„Beerstein, Karl, geboren am 6. Dezember 1859 zu Prag, zuständig nach Wien, verheiratet, Privatdozent der Universität Wien, III. Bezirk, Wallergasse 18, gerichtlich unbeanständet.“

Es erfolgte die Beeidigung der Geschworenen.

Als Zeugen sind vorgeladen: Seine Exzellenz Baron Piatti, die Herren Doktor Minsky, Doktor Harter, Direktor Feil, Franz Beeg, Baron Seckl, Graf Trauheim, Doktor Fritz Katzky; ferner die Privatkläger von Deitels und Baron Bensberg.

Vorsitzender: „Herr Doktor Mellenthin, in Nummer 610 des Tageblattes vom 10. Februar ist ein Artikel erschienen, über den Sie sich zu äußern haben. Wir erwarten Ihre Rechtfertigung.“

Doktor Melenthin: „Meine Herren! Der inkriminierte Artikel hat keine persönlich beleidigende Tendenz gegen den Freiherrn Kurt von Bensberg gehabt. Sein Zweck war ein Angriff gegen eine bestimmte Sphäre und ein Regime, gegen das ich in Opposition stehe, weil ich darin eine ungeheure Korruption und somit eine Gefahr für staatsbürgerliche Freiheit und Volkswohl erblicke. Wir sehen auf ein vor zwei Monaten plötzlich gestürztes Ministerium zurück, das, um sich so lange zu halten, als es sich hielt, einer ungeheuerlich bestochenen Presse bedurfte, für die jene hunderttausend Gulden ein Tropfen waren, über die der Minister für Presseagitation verfügt. Er hat zwei Millionen im Jahre für diese ausgegeben. Woher kamen die? Eingeweihte Kreise haben

darauf vielfach geantwortet. In den letzten Jahren ereignete es sich auffällig oft, daß Leute, von deren Verdiensten um Staat und Öffentlichkeit niemand wußte, plötzlich einen Orden erhielten, einen Titel, eine staatliche Auszeichnung. Es waren nur reiche, sehr reiche Leute, und es verlautet, sie hätten Hunderttausend gezahlt. Ein Ordens- und Titelsystem ist usuell geworden, das nicht mehr der übliche Anreiz zu gemeinnützigem Wirken ist. Wir haben für den Vertrieb dieser Ehrenzeichen Generalagenten, Hauptagenten, Subagenten, weibliche Subagentinnen. Die laufen ins Haus, wo sie Geld wissen, rennen dieses Haus ein, lassen sich hinauswerfen, kommen wieder. Es ist soweit gekommen, daß selbst Staatsbeamte an diesem Schacher teilnehmen — teilnehmen müssen; die Ehrenhaften unter ihnen weigern sich, kommen in die Redaktion, beklagen sich. Sie fürchten die Rache ihres Gebieters, die Belege herzugeben wagen sie nicht. Wir sollen die Sache publizieren, wir selbst uns die konkreten Daten suchen. Wir haben das getan. Hoher Gerichtshof, es fand sich da im letzten Jahre die ehern immer wiederkehrende Behauptung, daß selbst die Berufungen ins Herrenhaus mit einer Steuer belegt seien. Also selbst der Eintritt in die gesetzgebende Körperschaft des Reiches, diese höchste staatliche Ehre, die man einem Bürger verleihen kann, wird um bares Geld verkauft, ist demgemäß nicht dem Verdienstvollen, ist dem Reichen in erster Linie zugänglich. Die Anklage lautet: Die beiden Angeklagten haben einen Artikel erscheinen lassen: Eingekaufte Pairs, fünfhunderttausend Kronen das Stück. Es wurde ein Name genannt, Kurt Baron Bensberg, für den sein Oheim Geheimrat von

Deitels, so heißt es, den Kauf hinter dem Rücken seines Neffen für diesen betrieb. Dieser Pairsschub für neu zu kreierende Herrenhaussitze unter Begleitumständen war ein Tagesgespräch der Stadt. Ich habe diese Dinge, die ich eben besprach, bis auf den letzten Vorfall, seit Jahren gewußt. Der loyale Journalist wird, wenn er eine Nachricht von Bedeutung bekommt, trachten, sie zu verifizieren. Die Vorgeschichte des Pairskaufs Bensberg ist vollkommen klar. Es wird öffentlich in informiertem Kreis geäußert, daß der Geheimrat von Deitels von Frankfurt aus die Pairsernennung für seinen Neffen betrieb.

Sektionschef Harter teilt mit, daß die Regierung beschlossen habe, den Baron Bensberg ins Herrenhaus zu rufen. Für welche Verdienste? Herr von Bensberg lebte bis vor zwei Jahren zumeist in Amerika, wo er für den Geldbetrieb im großen abgerichtet wurde. Er ist ein junger Kavalier ohne Leistungen bis heute. Er ist durch seinen Onkel unermeßlich reich. Er selbst hat den Gedanken, Pair zu werden, entrüstet als eine Zeitungsmachenschaft zurückgewiesen und uns geklagt, auch gleich im Namen seines Onkels. Also wußte er nichts von dessen — geschäftlichen Umtrieben. Wir bedauern, daß sein Name in diese Sache kam. Aber die Sache bleibt. Sie ist nicht aus der Welt zu schaffen und ein gesunder, tapferer Journalismus hat im Interesse der Öffentlichkeit die Pflicht, über sie zu reden, gegen eine solche Korruption zu Felde zu ziehen. Das System solcher Geschehnisse wird von jedem ehrlichen Patrioten verachtet. Ich bin mit meiner Verantwortung zu End."

Vorsitzender: „Sie halten aufrecht, daß der Baron Bensberg ins Herrenhaus eingekauft werden sollte?"

Mellenthin: „Ich halte es aufrecht."

Doktor Tyrpus: „Und Sie nennen die Leute, die Sie informiert haben sollen, nicht?"

Mellenthin: „Ich bin als Journalist darüber zu schweigen streng verpflichtet."

Doktor Tyrpus: „Man darf also einen Privatmann ungestraft beleidigen?"

Mellenthin: „Die Verantwortung für den Artikel liegt auf mir. Ich bitte, sich an mich zu halten."

Doktor Tyrpus: „Haben Sie — wir wollen von der altabgedroschenen Phrasenmanie über Korruption absehen — haben Sie Beweise dafür, daß unter dem verflossenen System von Personen, die in unmittelbarer Nähe des Ministers wirkten, Titel und Orden gegen Geld angeboten, Geld dafür bezahlt und Schacher getrieben wurde?"

Mellenthin: „Jawohl. Ich werde Tatsachen erzählen, wenn es die Gegenseite wünscht."

Schweigen.

Vorsitzender: „Ich muß ersuchen, sich streng auf den Straffall selbst zu beschränken."

Mellenthin: „Ich habe dem Verteidiger eine Fülle von Material übergeben, Korruptionsgeschichten, vom Sektionschef bis zum Bezirkshauptmann."

Vorsitzender: „Nehmen Sie wieder Platz. Ich bitte Herrn Doktor Beerstein vorzutreten. Wollen sie sich gegen die Anklage verteidigen?"

Doktor Beerstein: „Ich stehe keinen Augenblick an, zu erklären, daß ich die moralische Verantwortung für

den Artikel in meinem Blatt übernehme. Die Tatsachen lagen auf dem Markt und man wußte sie, seit Monaten. Die Sache ist wahr, die zunehmende Korruption des öffentlichen Lebens, die mit dem wachsenden Reichtum gesellschaftlich zum Teil ungünstiger, zu Kapitalisten nicht reifer Leute zusammenhängt, ist eine ganz unbestreitbare Tatsache. Sie alle kennen und verehren mit Recht den unbestechlichen Senior unseres kommerziellen Handelslebens, den greisen Herrn Ritter von Manners, der auf eine lange Laufbahn von Arbeit und Ehren zurücksieht. Im August vorigen Jahres hat dieser verdiente Mann in einem langen Gespräch sich bitter über die zunehmende Korruption im Staate durch das Geld beklagt. Er teilte mir mit: Nun werden schon Herrenhaussitze ausgeboten. Mein eigener Neffe Karl ist zu mir gekommen und hat mir gesagt: Onkel, der Hofrat Beeg ist von seinem Schwiegersohn, dem Doktor Harter, beauftragt, dir mitteilen zu lassen, du wirst ins Herrenhaus berufen, wenn du fünfhunderttausend Kronen bezahlst. Dazu gehören zwei, habe ich erwidert. Ich kaufe einen Sitz im Theater, aber keinen Platz im Herrenhaus."

Vorsitzender: „Meinen Sie wirklich den Franz Ritter von Manners, der das geäußert haben soll?"

Doktor Beerstein: „Jawohl, den. Seine Aussagen stehen über allem Zweifel, wie ich denke. Ich erwiderte ihm darauf: Unter den Leuten, die solchen Verleumdungen nicht Widerstand geleistet haben, befindet sich ja Ihr Neffe Karl selbst. Sie wollen, daß ich über diese Sachen in meinem Blatte rede? Wollen Sie das trotzdem? Er gab zur Antwort: Ja. — Sie entbinden mich der Pflicht der journalistischen Verschwiegenheit in diesem

Falle? — Das tue ich — im höheren Interesse einer nur allzuernsten Sache."

Vorsitzender: „Was geht das uns an? Ich muß auch Sie ersuchen, streng bei der Sache, der Verleumdung im Falle Bensberg-Deitels zu bleiben. Angriffe auf ein Regime gehören hier nicht her."

Beerstein: „Sie gehören hierher und sind unvermeidlich. Der Fall Bensberg ist nur der letzte in einer Kette von Fällen, wo von der Seite Deitels über den Kopf Bensberg hinweg gehandelt wurde."

Doktor Herbst: „Ich muß mir als Verteidiger zu bemerken erlauben, daß bei aller sachlichen Beschränkung auf den einen Fall man doch das Milieu kennen muß, in dem diese Sachen sich abspielen, um überhaupt urteilen zu können. Ich verweise auf die hier als Mittelpunkt zu betrachtende Gestalt des gefürchteten, in unaufgeklärter Weise allmächtigen Herrn Doktor Harter, der als die Seele des besprochenen Schachers betrachtet werden muß. Dieser Herr hat seinen eigenen Schwiegervater zum Mitglied des Herrenhauses gemacht und ihn dann mit dem Mandat betraut, zum Preise von fünfhunderttausend Kronen neue Mitglieder für das Haus zu suchen. Es war ein Geschäft. Warum übrigens hält sich der auch in dem Artikel erwähnte Herr Karl von Manners fern? Er ist heute nicht hier. Als ein intimer Freund den Kreisen Bensberg-Deitels angehörend, wäre er doch wohl hier am Platze. Er fehlt. Es scheint, daß man diesem Saale so manches mit nervöser Ängstlichkeit fernhält und den Anschein erwecken will, als ob privater Haß, Neid und eine Rache, nicht die Erfüllung einer journalistischen und

sozialen Pflicht hier am Werke seien. Dagegen muß ich scharf protestieren."

Doktor Tyrpus: „Ich bitte um das Wort. Ich ersuche den hohen Gerichtshof, ein für allemal die Behauptungen, die sich auf andere Personen beziehen, vollständig abzuschneiden, alle Anträge in dieser Richtung abzulehnen und zwar nicht im Interesse der Privatanklage, sondern des Rechtes und aller jener Personen, die sonst hier schutzlos angegriffen würden."

Doktor Beerstein: „Hoher Gerichtshof! Ich habe es weder nötig, noch kann es in meinem Interesse liegen, mich verhaßt zu machen und mir mehr Feinde zu erwerben, als meine Tätigkeit mit sich bringt, ich handle aus einer unauslöschlichen Überzeugung. Meine Herren, ich bin im Wohlstand aufgewachsen, in glücklichen Verhältnissen und in geistiger Helle zu einem Menschen von klaren, geordneten Rechtsbegriffen erzogen worden. Mit vierundzwanzig Jahren verheiratet, habe ich elf Jahre lang ein sorgloses Dasein geführt und hätte es weiterführen können, aber ich litt am klaren Urteil und diesem Blick für das öffentliche Leben mit seinen Unterströmungen, der die Korruption um sich her fühlt und an ihr seelisch krank wird. Ich sah in den Händen dieser Korruption die Presse, machtvoll und unheilvoll. Da kam mir, der ich die Mittel besaß, eine große Zeitung zu gründen, der Gedanke, zu kämpfen gegen diese Korruption. Ich war Privatgelehrter gewesen, das ist ein ideales Streben, schweren Herzens gab ich meine Existenz der Öffentlichkeit preis. Damit habe ich seit Jahren auf jedes ruhige Glück verzichtet. Ich erfülle eine Mission. Ihr Ziel ist, meinem Vaterlande und der Menschheit zu dienen.

In diesem Sinne vertrete ich auch den Artikel, der erschienen ist."

Vorsitzender: „Wir schreiten zur Zeugenvernehmung. Ich bitte Seine Exzellenz Herrn Dr. Baron Piatti."

Zeuge Baron Piatti: „Franz Anton Piatti, siebenundfünfzig Jahre alt, geboren in Pola, ledig, Ministerpräsident außer Dienst."

Es erfolgte die Beeidigung zur Aussage reiner Wahrheit.

Vorsitzender: „Die Anklage wurde von dem Herrn Baron Bensberg-Deitels erhoben in Ansehung des ihn berührenden Teiles und ich ersuche nun Eure Exzellenz, über das Tatsächliche Auskunft zu geben. Es wird behauptet, daß die Berufung des Klägers ins Herrenhaus bereits eingeleitet worden und dafür fünfhunderttausend Kronen zu Zwecken eines Pressefonds geboten worden seien."

Piatti: „Diese Behauptung ist absolut unwahr. Ich gebe die Erklärung, daß ich alle auf diesem Gebiete gegen mich oder meine Umgebung vorgebrachten Verdächtigungen als krasse Unwahrheiten bezeichne."

Die Stirnen gaben das Zeichen zu lebhaftem Beifall im Auditorium.

Vorsitzender: „Ich ersuche um Ruhe!"

Doktor Tyrpus (mit Salbung): „Volkesstimme!"

Vorsitzender: „Sind Exzellenz in der Lage, Personen zu nennen, die in Ansehung des Baron Bensberg an Sie herangetreten sind? Mittelspersonen?

Zeuge: „Ich erachte mich nicht berufen, dritte Personen hier zu nennen."

Doktor Herbst: „Haben Herr Zeuge Kenntnis davon, daß Doktor Harter sich mit Herrn von Deitels wegen Entgeld betreffs Berufung seines Neffen ins Herrenhaus in Verbindung gesetzt hat?"

Zeuge: „Nein."

Doktor Herbst: „Ist Ihnen auch unbekannt, daß Doktor Harter an zahlreiche Personen das Ansinnen gestellt hat, gegen Erlag von Bargeld zu Regierungszwecken ihnen Titel, Orden zu verleihen. Auch der frühere Präsidialchef von Schrotten soll das getan haben."

Zeuge: „Bedaure. Meine Enthebung von der Amtsverschwiegenheit bezieht sich nur auf einen einzigen Fall, den heutigen. Ich bin nicht in der Lage, über andere Dinge auszusagen."

Doktor Herbst: „Es hat mit der Amtspflicht des Herrn Zeugen nichts zu tun, wenn er erfährt, daß Beamte außerhalb des Amtes Bestechungen organisieren, darüber zu schweigen, dagegen nicht vorzugehen bindet ihn kein Amtsgeheimnis. Ich richte an ihn die Frage, ob ihm außer jenen zweihunderttausend Kronen, die ihm budgetmäßig als Dispositionsfonds zur Verfügung stehen, Geld von Leuten gegeben wurde, die Auszeichnungen erhielten?"

Vorsitzender (schnell): „Ich lehne diese Frage ab. Der Rahmen des heutigen Prozesses ist eng begrenzt. Ich bitte, sich ruhig zu verhalten! Der Gerichtshof zieht sich zur Beschlußfassung zurück."

3.

In dem Stimmengeschwirr, das den Saal durchtoste, stand nur Kurt Bensberg wortlos, wie unbeteiligt da. Der Geheimrat sprach eifrig und atemlos auf seinen Anwalt ein, Kurt aber mischte sich nicht in ihre scharf und abgebrochen geflüsterten Reden. Er hörte ihnen auch nicht zu. Seine dunklen Augen, die in den Jahren einen seiner Natur fremden Ausdruck angenommen hatten, glitten langsam hinüber zu den Gegnern. Doktor Beerstein war in ein Gespräch mit Doktor Herbst vertieft. Über ihn hin ging der Blick Bensbergs zu dem anderen, zu Wilhelm Mellenthin. Der Mann, der so gleichgültig dasaß mit ruhigen Augen, hatte den Artikel geschrieben. Ein ganzes Stück Menschheit hatte er herausgefordert, die einflußreiche Gesellschaft, die Macht, das Geld. Ein Fehdehandschuh lag da, furchtlos hingeworfen von einem, der unbemittelt, unbekannt, der nur er selber war. Nur ein Kopf — nicht eine Stirne. Gab denn die Armut solche Kraft? Gab sie solchen Mut, den Mut zur Offensive? Wer war er, dieser Mellenthin? Ein Journalist von einer Tageszeitung, kleinbürgerlichen Verhältnissen entsprossen, vielleicht der Not. Es war etwas Festes, Helles an diesem Menschen. Er mochte noch nicht vierzig Jahre alt sein. Etwas Professorenhaftes überwog in seinem Wesen, er sprach gut, sachlich und stark, so wie nur unabhängige Menschen reden. Der andere, sein Vorgesetzter, schlug menschlich weichere Töne an. Glatter, weltmännischer, selbst in der Attacke versöhnlich blieb er, die persönliche Note fehlte nie bei ihm. Mellenthin aber gab sich, persönlich ausgeschaltet, jugendlich kühn, ohne

jede Kompromißmöglichkeit. Sie ergänzten sich und gaben ihrem Blatt Farbentöne, diese beiden. Verstanden sie sich? Kontraste waren sie. —

Kurt starrte zu Mellenthin hinüber unter gesenkten Lidern. Das war der Feind. So sah er aus. Der nahm die Feder und trug in die Massen, was den heimlichen Haß schürte gegen die zu viel Besitzenden. Der hatte ein freies Heer hinter sich, nicht nur bezahlte Kräfte. Der hatte Fühlung tief mit seiner Zeit. Er war, was er zu sein dokumentierte, war es geworden aus sich, innerlich. Nicht zu ihm, aus ihm strömte das Leben dem Leben zu, schloß sich mit dem zum Strom. Er fror wohl nicht — er hatte heiße Stunden, ihn wärmte und trug das eigene, festgefügte Selbst, jenseits von den Lockungen, die beherrschten, was heute diesen Saal erfüllte. Frei! Reden, schreiben, sich auflehnen dürfen! Gab es das?

Er saß und las im Gesichte dieses Fremden, des Feindes seiner Zeit und seiner Welt. Er fühlte nicht die Blicke, die alle auf ihm ruhten. Sein Onkel stieß ihn an: „Grüße endlich den Minister." Es klang rauh. Eine gewisse Ängstlichkeit lag doch dahinter. Fürchtete ihn sein unerbittlicher Tyrann zum letztenmal? Er verbeugte sich kalt, stumpf ins Leere. „Hochmütiges Aas, der Bensberg", konstatierte das Publikum achtungsvoll. Und wieder starrte er hinüber auf diesen Menschen, dessen Haar sich um die gedankenvolle Stirn schon leise lichtete, während in seinen Zügen noch ein später Schimmer von Unverbrauchtheit, Jugend lag und Ideal. Ein Ungekaufter mit reingebliebenen Händen. Ein Reicher — der? War er das? Oder nur — ein Narr?

4.

Der Gerichtshof kehrte zurück. Er hatte den Beschluß gefaßt, den Antrag der Verteidigung auf Zulassung der von dem Vorsitzenden abgelehnten Fragen zurückzuweisen mit der Begründung, der Rahmen des Prozesses sei eng begrenzt. Auch die an den Minister gerichteten Fragen gelten daher als unstatthaft.

Stimme im Saale: „Knebelung!"

Vorsitzender: „Ich bitte den Zeugen Herrn Karl Feil."

Feil: „Sechzig Jahre alt, in Brünn geboren, mosaisch, verheiratet, Prokurist der Firmenfiliale Deitels."

Vorsitzender: „Wollen Sie Auskunft geben über Verhandlungen, die sich beziehen auf das Bestreben der heutigen Kläger, eine Berufung ins Heerenhaus zu erlangen? Was ist Ihnen in dieser Sache bekannt?"

Feil: „Nur allgemeine Gespräche."

Vorsitzender: „Haben Sie je mit den Klägern darüber geredet?"

Feil: „Der Herr Baron Bensberg hat mich in großer Erregung gefragt, ob ich etwas von so einer Sache wisse. Er sagte, daß er eine solche Würde nie anstreben werde."

Vorsitzender: „Und der Onkel?"

Feil: „Darüber ist mir nichts bekannt."

Doktor Tyrpus: „Meine Herren, Sie wissen, daß das Tageblatt eine Kommanditgesellschaft ist, die mit zwei Millionen gegründet wurde. Das Geld war verbraucht, daher gab die Zeitung Prioritätsaktien heraus. Ich frage nun, hat sich Herr Doktor Beerstein an Sie gewendet, damit sich die Firmen Deitels an der Zeitung beteiligen?"

Feil: „Vor Jahren — ja."

Doktor Tyrpus: „Hat er Geld erhalten?"

Feil: „Nein."

Doktor Herbst: „Sollte Ihnen nicht bekannt sein, daß bei der Gründung des Blattes seinerzeit der Sohn des Herrn Geheimrats von Deitels, er ist nun gestorben, dem Blatte einen Beitrag von fünfhunderttausend Kronen versprochen hatte?"

Feil: „Darüber hörte ich Andeutungen."

Doktor Herbst: „Und wurde in ihren Bureaus nie von einer Herrenhausberufung geredet?"

Feil: „Ja — vielleicht, ich weiß nicht mehr recht."

Doktor Herbst: „Bitte erinnern Sie sich."

Feil (nervös): „Ich kann mich nicht erinnern."

Doktor Beerstein: „Ich bitte zur Kenntnis zu nehmen: Ich bin von dem jungen, nun verstorbenen Herrn von Deitels vor Jahren aufgefordert worden, eine unabhängige Zeitung zu gründen, er war mir befreundet von der Hochschule her. Er bot mir selbst fünfhunderttausend Kronen, ein Blatt von einer Million zu gründen. Er starb, sein Vater erkannte die Verpflichtung an und gab hunderttausend Kronen auf Kommanditanteile. Auf die Führung des Blattes hatte dies keinen Einfluß. Mehr als dieses Fünftel der zugesicherten Summe wurde nicht gegeben."

Doktor Tyrpus: „Hoher Gerichtshof! Ich habe einen Antrag zu stellen und zu begründen. Die Herren Angeklagten haben nicht mit einem Wort eine konkrete Behauptung in der Richtung vorgebracht, daß ihre Anschuldigungen wahr seien. Ihre Beweise zeigen auf den guten Glauben, bona fides hin, der bekanntlich nicht

exkulpiert. Seine Exzellenz der Herr Minister bezeichnet die Behauptungen im Falle Deitels, **von dem wir allein zu reden haben,** als unwahr. **Durch die Einvernahme des Zeugen Feil haben wir Einblick in das Motiv des Artikels bekommen.**"

Doktor Mellenthin (heftig auffahrend): „Herr! Das ist eine . . ."

Vorsitzender (scharf): „Ich ersuche um Ruhe!"

Doktor Tyrpus: „Unsere Absicht ist es nicht und es ist uns gleichgültig, die beiden Herren für ihren Artikel, der zu ihrem Geschäfte gehört, zur Rechenschaft zu ziehen. Im Namen meiner Klienten ziehe ich daher die Anklage zurück."

Sensation im ganzen Saale. Heftige Zwischenrufe Beersteins und Mellenthins, der vom Sessel auffährt.

Auch Kurt Bensberg war aufgefahren. Mit entfärbtem Gesicht, in drohender Haltung stand er da, in den auflodernden Augen eine rasende Revolte. Einen Atemzug lang setzte der Pulsschlag aus im Saale. Alles sah ihn an, erwartete etwas Erlösendes, Starkes, das in die unreine Atmosphäre niederstieß, Dunst und Nebel zerteilend, ein: „Nein! Das dulde ich nicht!" Seine Lippen zuckten, formten Worte. Drüben stand Mellenthin. Der sah ihn an, groß, gebieterisch, als wolle er ihn tragen, mitten hinein in diesen Kampf, ihn, endlich einen aus dieser Welt des Geldes selbst. Der Geheimrat legte seine Hand auf den Arm des Neffen, leise, begütigend, er lächelte, wie man angesichts stürmender Jugend nachsichtig lächelt, ein wenig verstimmt, aber einsichtsvoll. Es war eine Minute lang ein Schweigen.

Dann wiederholte Doktor Tyrpus: „Ich ziehe die Anklage zurück."

Kurt hatte keinen Laut von sich gegeben. Er saß jetzt wieder und starrte vor sich hin. Seine Schwester atmete auf. Es war viel geschehen in dieser kurzen Spanne Leben. In Mellenthins Augen erlosch ein kampffroher Glanz.

Vorsitzender: „Im Namen Seiner Majestät des Kaisers! Nach gegen Doktor Beerstein und Doktor Mellenthin heute durchgeführter Schwurgerichtsverhandlung wird über Rücktritt des Privatklägers zu Recht erkannt: Beide Angeklagten werden von der gegen sie erhobenen Anklage freigesprochen und wird zugleich der Beschluß verkündet, daß die Privatkläger die Kosten des Strafverfahrens zu tragen haben. Die Verhandlung ist geschlossen."

In dem Sturme hin und her flutender Meinungen und Parteien, den Reden, Händedrücken, Gratulationen zu dem hervorragenden Takt, mit dem die Partei Deitels diese Sache durchgeführt hatte, stand Kurt Bensberg hölzern und apathisch da. Er blickte Mellenthin nach, der an Doktor Beersteins Seite langsam den Saal verließ, im Gesicht einen Ausdruck des Ekels und der Verachtung. Der Geheimrat begrüßte seine vielen Bekannten, die herandrängten, in der jovialsten Weise, als sei er auf einem Fest. Er schob seinen Arm in den Kurts, freundschaftlich, väterlich, und hielt mit diesem Arm den von seiner Seite Wegstrebenden in eisernen Klammern fest. „Ich habe deine große Taktlosigkeit gutgemacht", sagte ein harter Blick seiner Augen. „Und jetzt pariert du." Er begrüßte Therese mit Respekt. Sie sah bittend,

beinahe schüchtern auf ihren Bruder: „Kurt!“ Er beachtete sie nicht.

Die Stirnen drängten heran, sie gaben in ihrem Klub dem Geheimrat und seinem Neffen ein Frühstück. Demonstration. Das war schon früher ausgemacht. Kurt sagte kurz: „Ich gehe nach Hause.“

„Kopfschmerzen?“

Er gab keine Antwort. „Adieu Resi.“ Den Arm seines Oheims fallen lassend, grüßte er knapp und ging.

Deitels lachte: „Junger Heißsporn, er ist verstimmt.“ Er sagte es gutmütig und die Stirnen lächelten. „Sturm- und Drangperiode!“ Dann besah man diskret seine Uhr. „Ins Imperial!“

Kurt Bensberg trat aus dem Palast hinaus in den munteren, lichten Apriltag. Die Wagen fuhren noch langsam einer nach dem anderen ab. Die elegante Welt, seine Welt, kehrte von einer Sensation mit befriedigten Gefühlen nach Hause zurück. Er hatte ihr den Stoff dazu geliefert und man hatte ihn sachte, gutmütig, lächerlich gemacht. In einer Sache, wo er mit heiß aufflammender Entrüstung nach gutem Glauben gehandelt, griff eine brutale Hand über seinen Kopf hinweg und entschied. Die Hand des Herrn, den er kennengelernt hatte, der Großfinanz.

Vor dem Portal hielt das hübsche kleine Coupé des Doktor Beerstein, er selbst stand noch da und ärgerte sich über Mellenthin.

„Fahren Sie doch mit, Kollege, jedesmal machen Sie es so und lassen mich im Stiche. Ich werde schließlich mal beleidigt sein.“

„Tun Sie's nicht", sagte der andere mit einer gewissen Heiterkeit. „Es steht Ihnen nicht. Immer hübsch freundlich. Sie sehen, wohin man kommt, wenn man protestiert."

„Doktor, wir haben ja so viel zu besprechen."

„In der Redaktion um drei, Herr Chef."

„Ich bitte Sie!"

„Ich betone Ihre Autorität. Und nun hinein, Sie werden beim Prinzen Waldstein erwartet."

„Herrgott, ja! Also nicht, Sie Eigensinn!"

„Nein! Ich gehe zu Fuß."

Das Coupé rollte ab. Kurts Wagen fuhr vor und Mellenthin ging an ihm vorbei. Er sah den jungen Bensberg an, mit einem kurzen, seltsamen Blick seiner scharfen Augen. Es war etwas Aufpeitschendes in diesem Blick. Kurt schickte seinen Wagen fort und plötzlich war er an der Seite des Journalisten.

„Herr Doktor!"

„Herr Baron!"

„Ich möchte, ich bitte Sie ..."

„Es ist wohl besser, Sie werden heute nicht mit mir gesehen."

„Ich werde Sie aufsuchen. Ich muß."

Mellenthin schwieg. Er stand ernst da und jetzt gewahrte der andere das Traurige und Einsame in seinen Augen, das da hinter dem stählernen Glanz der Tagesmaske lag, ihm selbst so vertraut — verwandt. Der Abscheu des verständigen Mannes vor dem Leben, an dem er doch in eherner Tretmühle mitschuften muß. Bruder Mensch! fühlte Kurt.

Er wiederholte, unbeholfen wie ein Knabe: „Ich komme zu Ihnen."

Der Redakteur sah ihn nachdenklich an, dann hob er den Hut gegen zwei Personen, die vorbeiritten. Bensberg tat mechanisch das gleiche, sah auf und verfärbte sich. Er preßte die Lippen fest zusammen, einen Augenblick wie atemlos. Dann sagte er heiser: „Auf morgen." Sie grüßten und trennten sich.

Hinter den beiden Reitern wirbelte feiner Staub auf den Asphalt, Herr und Dame waren es, im Dreß, auf schönen, edlen Tieren, sehr korrekt. Leute, die heute bei der Sensation nicht dagewesen, in solchen Dingen nicht mitmachten, der alte, konservative Majoratsherr, gewesene Minister Graf Bodlwing und seine jüngste Tochter Marie. Auch eine bittere, mehr als das, eine schmerzende Erinnerung. Sie lag zwei Jahre zurück, aber sie brannte noch. Kurt war hierher gekommen als ein neuer Stern am Himmel des Reichtums und als junger Kavalier maßlos gefeiert worden. Auf einem Wohltätigkeitsfest lernte er den jungen Bodlwing kennen und durch ihn die Gräfin Marie, später kam er mit anderen jungen Herren in das altmodische Herrschaftshaus, das in einer der Vorstädte träumte, an einem großen Garten angelehnt. Es war ein liebes Haus und die darin wohnten waren liebe Menschen einer vornehmeren, stilleren Zeit. Kurt, der wund in der Seele aus Amerika kam, packte ein Gefühl, als hätte er sich heimgefunden. Quellen, die versandet waren, sprangen in ihm auf, tote Sehnsucht wurde wieder lebendig und heißes Lebensweh um Dinge, nach denen er sich verzehrt hatte, die er nie besessen. Hier waren sie, diese Dinge.

Hier lebten Menschen ein wundervoll zartes Familienleben: Naturen, von christlichem Empfinden durchtränkt, weltabgewandt in manchen Anschauungen, erwiesen einander und denen, die zu ihnen kamen, Gütiges, gaben sich einfach, vollkommen natürlich, blieben dabei sehr vornehme Leute, große Herren. Alles, was Kurt sich in freudloser Kindheit und hastenden Knabenjahren von einem Heim je erträumt, das fand er hier. Die nie endende, sanfte Liebesautorität von Eltern, zu denen man aufsah, die treue Sorge, das freundschaftliche Verstehen, Sonne im Hause bis in den kleinsten Winkel, alles so hell, ehrenhaft bis ins Mark. Eine Frömmigkeit ohne Dogmenhärte, die Religion der Liebe und die feinen Formen der Herzenshöflichkeit. Lasen sie das Heimweh in den Augen dieses Fremden, der halb zu ihnen gehörte, halb einer ganz anderen Welt, dem Adel und dem modernen Großjudentum, dem Herrn der Erde? Seltsame Mischung.

Der Sohn des Hauses Franz Bodlwing hatte ihn gebracht. Erst behandelte man diesen jungen Löwen des Tages, von dem die Stadt redete, mit Zurückhaltung, aber das dauerte nicht lange. Es war Verwandtes in ihm, Blut vom eigenen Blute, und in seinen Augen lebte eine Sehnsucht, eine Traurigkeit. Marie Bodlwing begann sich mit ihm zu beschäftigen. Sie war ein feines, ruhiges Geschöpf mit klugem Blick und einer weichen Stimme, die ihm wohltat. Alles an ihr erschien ihm Harmonie. Die schlichte Art, in der sie ihr schönes braunes Haar trug, ihre einfachen Kleider, an denen schmale, kostbare Spitzen Hals und Ärmel säumten, die edle Form der feinen festen Hände, die sichere Anmut der

Bewegungen. Nach den Schönheiten von Neuyork mit ihren rauhen, nasalen Stimmen wirkte die junge Gräfin Bodlwing auf Kurt unbeschreiblich stark und tief. An der Seite Jay Deitels war er noch zu keinem Liebesleben gekommen, der Mann brutalisierte alles, alles wurde bei ihm Geschäft. Ein paar Heimlichkeiten, einige Lumpereien, der Unterton einer vagen Beunruhigung durch Benedikte Estrieses schönes Bild, das war alles, was seinem jungen Mannesleben Farbe gegeben, Farbe, keine Wärme. Wärme war hier. Die griff mit zartem Glanz nach seiner Seele. Wie ein Frühling ging es damals um ihn auf. Er glaubte überall Veilchen zu atmen und ging als ein Träumer durch den steten Festesrausch der Stadt. Ihn lockte nur das stille Palais in der Vorstadt. Er wußte bald, wann Maria zur Kirche, zu ihren Armen ging, wann sie ausritt, ins Burgtheater durfte. Dann war er immer da. Ein schüchterner Gruß, ein Aufleuchten in zwei Paar Augen, er durfte sie nicht anreden, wenn sie allein war — ein kleines Lächeln, und der Tag war hell. Er lebte es mit, in tiefen Atemzügen, das Leben eines reinen, vornehmen Mädchens in behütetem Haus. Die oft sehr schönen, eleganten und gewandten Kandidatinnen auf dem Heiratsmarkt der großen Welt, die Überbildeten, Flotten, Emanzipierten, die Oberflächlichen, sie alle sagten ihm nichts. Er haßte alles Laute, Grelle, stark Aufgetragene, noch von seiner Mutter her.

Und er begann sich zu verlieben, tief und gründlich, sein ganzes, zages Herz hob ein Blühen an. Marie! Manchmal durfte er mit in den Prater reiten, der alte

Graf kam dann mit, selige Stunden waren das. Träumerische Abende am Kamin im kleinen Kreise, einer dunklen Mädchenstimme weicher Ton, die alte Lieder sang. Ihm war das alles neu und er hatte doch immer darauf gewartet, davon geträumt, als Erfüllung seiner Wesenheit kam es nun. Daß man reich und vornehm war und dennoch einfach lebte, nur fürstlich im Geben an Arme. Daß die Welt einen lockend rief und man doch daheim blieb. Er betete Marie Bodlwing an, zärtlich, hingebungsvoll. Und plötzlich schien er knabenhaft jung zu werden, der bittere Ausdruck künstlicher Härte, den er mitgebracht, verschwand. Jay Deitels war nicht da, störte ihn nicht, griff nicht ein mit seinen auch bei Förderung einer Sache gefährlichen Händen. Kurt Bensberg lebte auf.

Die Augen des Grafen begannen nachdenklich auf ihm zu ruhen, mit einer gewissen Scheu, in der Bangigkeit lag. Eine kurze Zeit wurde man zurückhaltender und Kurt litt heftig. Aber er hatte die alte Gräfin ganz für sich. In dieser Frau war eine Mütterlichkeit ohne Grenzen, die ahnte seine ganze Natur. Allmählich begann er um Marie zu werben. Langsam, mit stummer Inbrunst und Innigkeit. Er war so sympathisch dabei, daß die Stimmen gegen ihn leiser und leiser wurden. Es war eine wundervolle Zeit, er lebte zum erstenmal. Eine Welt tat sich auf, friedevoll und festlich, eine Blüte lächelte am Lebensbaum für ihn.

Und plötzlich war es aus — all das Herrliche zu Ende. Ausgelöscht.

5.

Jay Deitels hatte ein Geschäft gemacht. Eines seiner verblüffend wilden, gewissenlosen Geschäfte, vor denen jedesmal die Börse zitterte und die Zeitungen voll waren. Es ging über Existenzen, die man geprellt hatte, war eine blutige Sache, die auch unter dem Namen Kurt Bensberg geschah. Ungefragt. Das entlastete den Alten in Frankfurt und würzte ihm das Leben. Sein Blitzableiter, seine Maschine, sein Ding war der junge Erbe. Häßlich klangen die beiden Namen auf dem Weltmarkt, das Geld sprach von ihnen mit verbissenem Respekt. In den Liebesfrühling schlug die Sache ein, zerstörend. Es war aus. Ganz aus. Kurt begriff's. Er las es im Gesicht Franz Bodlwings, im erstarrten Antlitz des alten Grafen. Er schrieb der Gräfin einen langen Brief. Darin stand, daß man ihn verkauft hatte als Knaben. Er käme nicht mehr frei, die Seuche war in ihm. Marie antwortete: Ich werde für Sie beten.

Sie heiratete nicht, es hieß, sie denke daran, ins Kloster zu gehen. Ihr Bild verblaßte in Kurts Dasein, wie ein Luftzug verweht, der nicht stark genug war. In Gesellschaft streiften sie noch manchmal aneinander vorbei. Eine Zeitlang hatte Kurt geglaubt, wahnsinnig zu werden. Er schloß sich ein und raste gegen Gott und Welt. Dann kam ihm die ungeheure Ironie seines Schicksals, ein innerer Hohn, eine Selbstverspottung über ihn. Er peitschte sich mit vernichtender Selbstverachtung. Als der alte Jay erfuhr, was da gescheitert war, die Allianz mit einem der ersten Namen des Landes, verlor er die Fassung, sein Blut regte sich stärker als

alles in ihm. Er lief den Bodlwings das Haus ein, Schadchen spielen wollte er. Er verlor jeden Takt, jede Mäßigung. Davon wußte Kurt, der schmerzversteinert in seinem Palaste saß, nichts. Schließlich reiste der Oheim mit ihm ab, nach Deutschland, er zitterte innerlich vor Enttäuschung und Wut. Er schleppte den Adoptivsohn nun in die Industriekreise der Stahl- und Eisenkönige mit den unsinnigen Gewinnen, dem jährlichen Umsatz von Millionen. Es war eine schwerfällige, gemessene Welt von unerhörtem Luxus, oft mangelnden Manieren und wenig Geschmack. Aber der Geist der Arbeit stand hinter allem, schwerer Arbeit, die dröhnte hinter dem vergoldeten Portal. Die spielte herein in alle diese neuen Fürstenexistenzen von Menschen, die gestern noch Schlosser gewesen waren, selber Arbeiter. Kälte und Ernst lag auf ihren Stirnen über den Furchen, die die Arbeit gezeichnet hatte, sie machten Riesengewinne, aber sie leisteten auch viel. Die Heere Arbeiter waren hoch bezahlt, als Menschen gewertet, gut umsorgt, vielleicht glücklicher als sie selbst.

Bei diesen großen Herren der Industrie fand Kurt einen kalten, kritischen Hochmut, vor ihren Kindern schrak seine sensitive Natur zurück. Diese Kinder waren ohne Tradition und Illusionen. Sie standen durchschnittlich mit wenig Ausnahmen fest im realen Leben, hatten ruhige, kühl berechnende Anschauungen. Die Söhne mußten viel lernen, auch die Mädchen lernten. Die hohe Schule der Wohltätigkeit im großen Stil allein war fast eine Wissenschaft. Durch sie zahlte diese Menschheit ihre Schuld an die Verkürzten ab, achtlos dafür, daß Legionen eben der bedürftigsten Kreise, die

gebildeten Menschen des Mittelstandes, von dieser Wohltätigkeit gar nicht berührt wurden. Durch sie kam eine neue Welt ohne Stammbaum und Ehrenüberlieferung in die höchsten Kreise, sah sich darin um, prüfend, kalt. Sie waren fest entschlossen, nur mit dem Besten, das es da gab, fürlieb zu nehmen. Zu diesen Besten, das fühlte Kurt Bensberg bald, wurde er nicht gerechnet. Sein Adel stand eine, zwei Stufen zu tief, war gemischt mit Judenblut. Er hatte nicht die zwingende Persönlichkeit, die Schweigen befehlende Arroganz, nach der diese starken Leute von Amboß und Hammer instinktiv verlangten. Er war — keine Macht. Nur ein ringender Mensch, gepeitscht von Stürmen und Einflüssen, vom Leben gefoltert. Ja, gefoltert. Großer Gott! Was erlebte, was litt er in sich selbst! Was hatte er immer, ja als Kind schon gelitten. Er war nicht gewissenlos und nicht gemein veranlagt. Die rohe Lust am Gelde, die wilde Gier danach, hatte er nie begriffen, er. Nur sich tragen lassen vom Geld. Das — ja — es lag in degenerierten Anlagen, die er selber schuldlos ererbt. Jene harten Menschen, die großen Gewinner, waren etwas Ganzes. Sie flößten Respekt ein und vor allem Furcht. Wenn sie nach jenen feinen, tief geistigen Dingen griffen, Natur, Wissenschaft und Kunst, wenn sie das kauften, wofür man nicht bezahlen soll — nicht bezahlen kann — welkte das Heilige und Herrliche in ihrer Hand. Wie die zarten, vornehmen Frauen, die sie manchmal wählten, wie die Männer einer anderen Sphäre. Wenn die nicht selbst brutal wurden, verkamen sie.

Ein würgendes Ringen zwischen Geld und Kultur, Besitz und Tradition war es, ein dumpfer, dunkler

Kampf. Leidtragende, die Kämpfer beide. Denn ohne Brücken und gesunde Übergänge wird keine Religion, keine Gesellschaft und keine soziale Reform. Entwicklungsperioden können nicht übersprungen werden. Die Not von gestern kann nicht heute schon Überfluß, das geistige Dunkel, die Unfreiheit nicht blendende Helle noch Ungebundenheit sein. Ein langsam sicheres, eisernes Verdienen — ein heiliges Verdienen ist gesundes Leben. Wohlstand, Seelenfreiheit, Völkererlösung — alles muß erst verdient werden durch treibende Kraft.

Kurt sollte sich um eine dieser jungen Geldköniginnen bewerben. Er näherte sich ihr freudlos und gleichgültig. Sie war hübsch, tadellos erzogen, sehr unterrichtet, hatte studiert und Prüfungen bestanden. Ihre kühlen, herben dreiundzwanzig Jahre waren wie ein frostiger Frühlingstag. Hochmütig schätzte sie vor allem ihre eigene Persönlichkeit. Sie hatte kleine Geschwister, die ihre Vergangenheit und Entwicklung erzählten, die unkindlichen Kinder des Reichtums und unermeßlichen Selbstbewußtseins. Sie, die schon wußten, was alles kostete, die die Menschen nach Dingen abschätzten. Das junge Mädchen hatte Interesse für Kurts schöne Erscheinung und eigentümliche Persönlichkeit. Wäre es ihm gelungen, dieses Interesse in Wärme zu verwandeln, hätte er sich bemüht, so lag ein Erfolg im Bereiche der Möglichkeit. Denn die Kontraste in seiner Natur lockten eine denkende Frau, erweckten einen gewissen Reiz, ein gewisses Grauen, das nicht ohne Verlockung war. Wäre er als Mensch Herr über sie geworden, hätte sie sich vielleicht mit seiner Freiherrnkrone begnügt. Das Geld lockte sie nicht, sie besaß es selber. Auf seiner Basis war ihre ganze Existenz

aufgebaut. Sie wandte ihre kühlen, prüfenden Augen dem jungen Mann zu und wartete. Er saß neben ihr bei endlosen Essen, tanzte mit ihr auf steifen Festen, fuhr sie im Schlitten hinaus in das Schweigen schneeatmender Wälder, in denen sie darüber nachdachte, ob er ihren Zobelmantel als Kenner würdige, und er an das verlorene Neuhagen dachte, das verkam und verfiel. Er lief mit der Stahlprinzessin, die von Freiern aus allen Kreisen umlagert wurde, durch die Riesenbetriebe mit den Arbeitermassen, diesem stummen, organisierten Riesenheer. Und er sagte sich, daß hier Menschenkraft und Gesundheit am Eisen zerbrach, der lebensverjüngenden Erde, der frischen Luft, dem Landbau entzogen, militäruntauglich in der dritten, fertig in der vierten Generation. Gut bezahlt, umsorgt, gewürdigt und dennoch preisgegeben. Einen Wall von Waffen baute sie auf; wofür? Um unerhört anwachsenden Reichtum zu beschützen vor Neid und Gier. Würden nicht einmal, in Tagen, die grau am fernen Horizonte dämmerten, Schätze da sein, Riesenvermögen aufgespeichert liegen in der Hand von wenigen? Dazu furchtbare Waffen, um sie zu verteidigen? Aber kein Heer mehr. Keine starken, frischen, frohen Menschen. Der Mensch tötete sich selbst in seiner Gier nach dem Augenblicksgewinn. Wo war ein ruhiges, freudiges Genießen? Das Geld machte nervös, grausam und freudlos.

Das reiche Mädchen beobachtete Kurt Bensberg allmählich mit einer gewissen Unruhe. Er fühlte das, es amüsierte ihn. Unwillkürlich zeigte er sich unter diesen harten Leuten von der schlappsten Seite, er nahm die Allüren des toten Cato Bensberg an. Er machte seine

Umgebung böse, seinen Oheim wild, aber dessen Zorn blieb ohnmächtig. Interesselos, arrogant, nie etwas anerkennend, die Augen halb zugekniffen, die Hände in den Taschen bummelte er herum, kam zu spät, wenn er eingeladen wurde, verletzte salopp die steifen Formen dieser Welt. Ganz betroffen beobachtete ihn der Geheimrat. Er selbst wurde hier als einer der Wettermacher und Geldgeber auf dem Markte, ein Mann, den Amerikas Erbarmungslosigkeiten geschult hatten, anerkannt. Aber es war eine kalte Anerkennung. Die Leiter ungeheurer Arbeitsbetriebe sahen auf seine Art zu erwerben herab. Noch mehr reizte sie der Dünkel seines Neffen, dieses kleinen österreichischen Barons. Die Stahlprinzessin ließ sich endlich hinreißen, ihm zu sagen: „Wozu sind Sie hier? Ihre Innenwelt ist anderswo, Sie mißbilligen uns. Warum machen Sie sich nicht frei von uns?" Es klang halb verächtlich, halb gereizt. Er warb nicht um ihre Hand. Er fuhr nach Wien zurück, durchkältet, öde in tiefster Seele. Der alte Deitels hatte ihn erbittert verabschiedet.

Aber seine Hand lag weiter schwer auf ihm, wie sie heute gelegen im Gerichtssaal. Trieb Mißbrauch mit seiner ganzen Existenz. Kurt verbrauchte große Geldsummen, konnte unkontrolliert über diese jedoch nicht verfügen. Vom Vater hatte er nichts geerbt, die Mutter konnte nichts mehr geben, er hing von seinem Onkel völlig ab. Und da war Doktor Giesecke, der Advokat und Vertrauensmann in Frankfurt, Deitels zweites Ich, wachsam, gewitzt, mitleidlos. Der paßte auf, der wußte und berichtete alles, er hatte seine Quellen überall. Kurt

fühlte sich unerbittlich geschoben im Sinne Deitels'schen Geistes. Der war mit schwerem Dunstkreis über ihm.

Er stand da im aufwirbelnden Staub der Ringstraße, den der lustige Wienerwind vor sich hertrieb, und starrte den grauen Wölkchen nach. Der Hufschlag der Bodlwingschen Pferde war längst verklungen. Er fühlte eine große Leere um sich her.

6.

Resi Bensberg saß allein in dem kleinen Salon ihrer Wohnung und sah hinaus in den grau gewordenen, melancholischen Frühlingstag. Sie hatte vor sich einen Brief ihrer Mutter liegen, die bat kläglich um etwas bares Geld. Ihr schöner Mann hatte ihr wieder einmal alles fortgenommen, schloß sie in Castel Portico unter der Aufsicht seines Koches ein und amüsierte sich in Rom. Man solle ihr das Geld, das sie nötig brauche, sie sei schon ganz abgerissen, aber um Gottes willen nicht ins Haus, sondern an die Adresse ihres Beichtvaters Don Gelvante in Val Cassino schicken. Der gefällige Don nahm da jedenfalls Zinsen. Sie sei sonst sehr glücklich, nur an Bargeld fehle es immer. Ach, la bella Italia! Jawohl!

Die Großmutter klopfte an, die nun als Pensionärin im Hause lebte, unter Theresens, der Herrin, eiserner Hand. Sie brachte einen Schmuck zum Ansehen, den sie unter der Hand gekauft hatte. Sie kaufte immer unter der Hand. Daß sie ganz heimlich mit Passion schlimme kleine Wuchergeschäfte machte, wußte jedermann. Sehr wohl situiert, obwohl ihr Resi viel abgenommen, konnte sie

das nicht lassen. Es war ihre innerste Natur. Therese sah die Alte streng an.

„Es ist Besuchsstunde, geh fort!“ sagte sie. Schmuckbeladen, aber mit zerissenen Hausschuhen, fettig, schlampig, war Frau von Deitels widerlich.

Sie schmeichelte: „Ach laß mich doch schon hier, bloß'n Momenterl. Ja? Bis jemand kommt.“ Und saß auch schon. Ihre Blicke gingen unermüdlich umher, prüfend, ob etwas Neues da sei. Der schäbige Hund, der auf den Namen Bijoux hörte, rieb sich an ihrem Rock.

Therese musterte sie mit kalten Augen: „Wasch dir wieder einmal den Kopf.“

„Die Babett' hat nie Zeit für mich.“

Sie hatten zusammen nur eine Jungfer. Therese sparte heimlich, sie knauserte. Nicht nur triebhaft aus anererbten Anlagen, mit einer strengen Freude sparte sie. Da ihr der Luxus nicht stand, war er ihr verächtlich. Nur Macht wollte sie haben, wie einst schon als Kind. Sie sah jetzt besser aus als vormittags, trug ein anständiges Seidenkleid mit guten Spitzen, war frisiert und hatte alten Schmuck an sich. Um sie waren schöne Kunstsachen, wenig Bücher, keine Blumen, zwischen Meisterwerken unglaublich kitschige Bilder, schöne und geschmacklose Möbel. Nichts Einheitliches, ein Magazin. Es paßte zu ihr.

Die Alte, die nicht mehr in Salons ging, ließ sich völlig gehen. Es tat ihr diese Ausspannung sichtlich wohl.

„Na, der Kurt also, der hat sich blamiert,“ sagte sie.

„Was meinst du?“

„Der Geheimrat, was 'n Zorn der wird gehabt haben. So 'n Jüngelchen, bringt ihn hinein in eine Geschichte! Er muß noch viel lernen, der Kurt."

„Er lernt es nie." Therese sagte es stumpf und dunkel, in einer Art Verzweiflung. Die Alte erschrak.

„Ist's so schlimm?" fragte sie feig.

„Schwach und renitent, die Art zweier Rassen. Es ist schlimm, ja."

„Verheiratet ihn. Ich wüßt 'ne Menge Partien. Laßt mich das machen, mich."

„Nein."

„Warum nicht?" fauchte Frau Deitels böse.

Resi zuckte die Achseln.

„Geh jetzt, Großmama, es läutet, du bist nicht einmal gekämmt."

Als sie allein war, seufzte sie ein paarmal tief und schüttelte dann ärgerlich den Kopf.

„Resi!" Kurt stand in der Türe.

„Du?" rief sie froh. „Ich dachte, du bist eingeladen."

Er antwortete nicht. In dem trüben Halblicht kam er langsam näher, schleppenden Schrittes, setzte sich. Er sah zerfahren und müde aus,

„Ich habe draußen gesagt, du empfängst nicht."

„Wenn der Geheimrat kommen sollte, Kurt, muß er herein."

„Du machst Geschäfte mit ihm?" Resi schwieg. „Er respektierte dich — dich, ja." Die Schwester grübelnd ansehend, verfiel er in ein langes Schweigen. Dann sagte er plötzlich leise, wie tastend: „Wer bist du eigentlich? Sie reden von dir böse und seltsame Sachen. Also bist du vielleicht ein sehr guter Mensch. Sie sagen auch,

du seist verheiratet oder hättest eine Liebschaft. Resi, warum hast du keine große Partie gemacht?"

„Frage ich dich nach deinem Leben, Kurt?"

„Mein Leben!"

„Du bist voll Bitterkeit. Es wäre besser, wenn du dich resignieren könntest, wenn du mit dem Geheimrat auskämst."

„Hast du dich heute nicht geschämt, Resi?"

„Nein", sagte sie ehrlich. „Unsere Begriffe von Schande, Menschenrechten, Pflichten sind verschieden. Es ist ja auch alles gut ausgegangen. Du hast dich sogar interessant gemacht."

„Ich habe vorhin Marie Bodlwing gesehen und an das Leben gedacht, das hätte sein können, wenn ich nach Neuhagen gegangen wäre."

„Dann wäre sie dir vielleicht nie begegnet."

„Aber ihresgleichen. Ihre Welt wäre die meine gewesen."

„Tut das wirklich noch weh, Kurt, die Ablehnung dieser hochmütigen, altmodischen Leute?"

„Es sind anständige Leute, das sind wir nicht. Es ist nicht anständig, was wir vom Leben nehmen. Therese, tut dir wirklich nie etwas weh? Du sitzest so da, wie aus Stein gemacht, kalt, zufrieden, und warst doch ein heißes Kind, warst einst wild, ungezügelt. Wo lebst du dich aus?"

Ihre Züge nahmen einen Ausdruck starrster Verschlossenheit an. „Mich interessieren die Geschäfte."

„Wie öde, o, wie öde ist deine Welt!"

„Ich bin Herrin in ihr. Keiner ist über mir." Das Wort war unglücklich.

„Wohl, und weh dir! Ich kann noch immer die Schuld auf einen anderen schieben."

„Das war so echt, Kurt, das war Lato Bensberg," sagte sie.

Er empfand es tief, daß sie recht hatte, daß sie stärker, darum doch besser sei als er.

„Sei doch ganz, was du nun einmal zu scheinen hast. Du schuldest dem Frankfurter Haus deine glänzende Existenz, du mußt aufgehen in seinen Interessen, Bestrebungen, Zielen, du mußt! Ich, an deiner Stelle, ja ich!"

„Beneidest du mich?"

„Dich nicht, nur deine Möglichkeiten."

„Du weißt ja nicht alles, Therese, du hast mein Leben nicht gelebt. Als der Onkel mich damals mitnahm, war ich ein träger, willenlos gewordener, zum Lernen schwach befähigter Bursche. Er stellte mich ohne Übergang in den Mittelpunkt eines Luxuslebens im größten Stil und trieb alle Ansprüche in mir aufs äußerste. Ich hatte Lehrer — aber meine notwendigen Studien absolvierte, das weißt du ja doch, an einem schäbigen, ungarischen Gymnasium, dann an einer kleinen Universität ein anderer Student. Ein armer begabter Teufel ohne Gewissen, der für eine kleine Lebensrente sich unter meinem Namen einschrieb und meine Papiere vorlegte. Ich habe also glänzend absolviert. Ich bin Doktor — damals vor Jahren erschien mir das grenzenlos spaßhaft. Der Onkel fand es unnötig, daß ich mich sechs Jahre und mehr den gewöhnlichen Studien widme. An ihrer Stelle lernte ich Tricks, Börsenkunststücke, Ausbeutung und Übervorteilung der Schwächeren, rücksichtsloses, geschäftliches Gebaren, Raffinements. Die Männer,

meine Lehrer, hatten keine reinen Hände, sie hätten über Skrupel nur gelacht. Und schon damals, noch berauscht vom Luxusleben, ein junger, blöder, hochfahrender Kerl, hatte ich Stunden des Abscheus vor diesen Leuten des Geldes. Der Jude in mir rang mit dem Aristokraten und blieb nur äußerlich Herr. Im Innern meiner zerrütteten Seele ist die Empfindung immer lebendig, daß der Mensch, der nach mehr Macht und Gütern strebt, als zu seiner Existenz notwendig sind, zum Verbrecher an jenen wird, die in verdienter Arbeit zum Wohle der Menschheit leben und dabei darben, weil ein einzelner zu viel besitzt."

Therese hatte ein kaltes Lächeln.

„Ich sage mir demnach, daß der Staat die Pflicht hat, dem uferlosen Reichtum Opposition zu machen, und daß der anständig denkende Mensch ihn verachten muß. Denn er schädigt das gemeinsame Wohl der Bürger, das durch ihn nicht zur Entfaltung kommt. Therese, des Nachts liege ich wach und dann kommen mir Gedanken, wie Spinnen kriechen sie heran. Ich sage mir, daß das Geld nach allem Besten greift, was wir sind und haben, daß es die Psyche des Menschen verändert und aus warmblütigem Leben ein Scheinleben macht. Sieh mich an — an mir ist alles Schein, ich bin nichts, meine Hände greifen ins Leere, ich bin kein froher, strebender, junger Mensch, mein Blut beflügelt nichts. Ich fühle nur ein innerliches Stumpfwerden, eine Verrohung in der Seele und weiß, ich war einmal anders. Ich habe Heimweh nach mir selbst, bis zur Verzweiflung. Warum habt ihr das getan, mich verkauft? Ich fürchte mich selbst, meine Weiterentwicklung. Man kann von

dem einzelnen Menschen, der nicht auf hoher Stufe steht, nicht verlangen, daß er auf den fremden Nebenmenschen Rücksicht nimmt, wenn er so viel Möglichkeiten hat, ihn zu knechten. Besitz ist Faustrecht. Entweder ich verkomme oder ich muß den anderen tun, was mein Onkel mir tut. Dagegen empört sich meine weichere Seele. Ich bin ein sehr unglücklicher Mensch."

„Kurt, das alles ist selbstquälerischer Wahnsinn."

„Sage mir, du, Blut von meinem Blut, Schwester, fühlst du von dem allen denn gar nichts? Bist du zufrieden und ruhig, du?"

„Ja."

„Sie reden von dir, daß du häßliche Geldgeschäfte machst, die Menschen ohne Mitleid schädigst."

„Nie einen Juden. Die Christen haß ich."

Das Wort war heraus, etwas aus Tiefen und Dunkelheiten. Beide erschraken davor. Beide verstummten. Es war wieder etwas Trauriges an diesen Geschwistern, wie sie da beisammen saßen wie einst. Endlich sagte Kurt:

„Du also besitzest etwas, liebst etwas. Ich nicht. Ich glaube, jeder Mensch verträgt je nach seiner Natur ein Maximum von Wohlhabenheit, Reichtum. Wird dieses überschritten, so kommen innere Katastrophen. Ich glaube viel zu brauchen und vertrage wenig. Wenn ich heute mein elendes Leben von mir würfe, was sollte ich anfangen, ich bin erschlafft und für eine normale Mittelexistenz verdorben. Wenn ich den Mut hätte, den Onkel in Neuhagen aufzusuchen. Aber ich habe mich damals zu feig benommen. Ich bin aus seinem anständigen Denken gestrichen."

„Der Neuhagener ist ruiniert, weißt du das nicht? Sie haben ihn eingekreist, die Geldleute, es wird wohl von Frankfurt ausgehen, Güterschlächterei in großem Stil, ich weiß, wie man das macht. Keine Namen werden genannt, Banken arbeiten, Boden wird aufgekauft, Hypotheken werden übernommen. Der Neuhagener ist fünfundsiebzig Jahre alt, in Geldsachen ein Kind. Er geht nicht mit der Zeit, sie mäht ihn nieder. Sie ist hart, unsere gierige Zeit."

„Therese! Du willst sagen, das der alte Mann es erleben soll, obdachlos zu werden?"

Therese schwieg. Kurt wurde sehr blaß. Er stand auf, griff sich an die Stirne, seine Lippen bebten.

„Hunde, Hunde sind wir! Denn das ist nur ein grausames Spiel, da ist von Gewinn keine Rede. Da zeigt der Jude dem Adligen, dem Christen seine Macht. Und ich habe nichts gewußt und diese Sache geht auch vielleicht unter meinem Namen."

„Kurt, aber Kurt!"

„Hätt' ich nur eine Ahnung gehabt! Ich hatte heute mit dem Onkel einen wütenden Auftritt. Er kam an wie ein Rasender."

„Das habe ich mir gedacht!"

„Ich riß an meiner Kette, er lachte in zornigem Hohn und sagte mir: ‚Meine Taten sind deine Verantwortungen.' Ich hätte ihn niederschlagen können und hatte mich zu beugen vor ihm! Wohin soll das führen? Wie muß das enden?"

„Kurt, du mußt heiraten, du bist zu allein."

„Wen?"

Jetzt lächelte Therese. „Kindskopf, das fragst du? Was wollen Sie, Franz?"

Der Diener meldete den Geheimrat an. Kurt griff nach seinem Hut.

„Ich gehe."

„Aber Kurt!"

„Ist da kein anderer Ausgang?"

„Nein."

Der Geheimrat trat sehr aufgeräumt in bester Stimmung ein. Er brachte Resi einen großen Veilchenstrauß und küßte ihr die Hand. Auch sie war überaus beflissen.

„Na, Kurt, wollen wir uns wieder vertragen, mein Junge. Die Sache ist eingerenkt. Sie macht dir sogar Renommee. Also zu was stehst du wie Bankos Geist da?"

„Onkel, hast du die Pairswürde kaufen wollen oder nicht?"

„Ich nehme sie auch geschenkt, mein Sohn, aber dir schenkt man ja nichts."

„Und was ist das mit Neuhagen?"

„Neuhagen geht in meinen Besitz über, vielleicht schenke ich es dir, dann kannst du dem alten Baron dort das Gnadenbrot geben. Na, wohin denn? Übrigens, die Herren im Klub waren alle scharmant. Sehr portiert für dich. Dein Freund, der Prinz Eschingen, hat Karten abgegeben. Ich finde das gerade heute tadellos."

„Der Prinz ist nicht mein Freund."

„Ich bin der Bankier für seine verschwenderischen Passionen, dem er prinzlich einen Brocken Liebenswürdigkeit hinwirft. Er ist uns schon über eine halbe Million

schuldig und das Fürstenhaus, dem er weitläufig verwandt ist, wird nicht bezahlen. Gut angelegtes Geld trotzdem. Man muß verlieren können, wir sind in der Lage, uns einen Prinzen zu halten. Er geht nach Nauheim übrigens, und da will ich dann mit dir auch hin." Er wechselte mit Resi einen Blick.

„Vorher werde ich in Neuhagen meinen Onkel aufsuchen und ihm sagen —"

„Was?"

Kurt biß sich auf die Lippen. „Adieu, Therese." Er grüßte kurz und ging.

„Sturm und Drang, Resi, was? Für Menschen wie wir ein bißchen peinlich. Ja, warum warst du nicht der Junge? Mit dir wäre es ein Genuß, zu arbeiten. Er aber ist ein Narr, braucht Aufsicht, nicht einmal Amerika hat ihn vernünftig gemacht."

„Hast du in Nauheim mit ihm etwas vor?"

„Ja. Benedikte Estrieses, die Gräfin Graincourt, ist Witwe geworden nach ihrer tollen Ehe mit diesem Spieler der haute gomme. Er hat sich in Rom mit einem Österreicher erschossen, nachdem zwei Millionen verspielt waren. Benedikte steht pekuniär jetzt nicht gut und ihre Luxusbedürfnisse sind maßlos. Der päpstliche Hof unterstützt sie wohl und verwendet sie, aber was er gibt, ist ein Tropfen."

„Und diese reichen Eltern?"

„Die haben doch ihren Benjamin, den Spätling, diesen Sohn. Die Tochter ist ausbezahlt worden und zählt nicht mehr mit. Das Bankhaus schwächt sich nicht. Benedikte ist auf eine zweite Heirat angewiesen, sie lechzt nach Geld."

„Kurt!"

„Ja, er soll ihr Mann werden. Ich brauche eine Aufsicht für ihn und eine scheinbar lilienzarte, aber eiserne Hand, die ihn zwingt, in meinem Sinn. Ich werde einen Pakt mit ihr schließen. Scheinbar soll sie gegen mich stehen, seine Ideen teilen, bis sie ihn festgemacht hat. Er wird sich verlieben."

„Onkel Deitel!"

„Ja, mein Kind?"

„Es ist etwas — etwas Furchtbares in Benedikte. Sie ist so vollkommen mitleidslos, so lebensgierig."

„Nun, und?"

„Kurt aber, der ..."

„Er wird sich verlieben, sinnlos verlieben. Das soll er nur. Er ist mir innerlich viel zu frei."

„Es gibt noch andere Mädchen, Frauen mit etwas Herz, und er braucht Herz."

„Aber Thereschen, bist es wirklich du, die ich reden höre?"

„Er dauert mich oft."

„Mich nie. Es ist ein Widerstand in ihm, den werd ich bezwingen, durch seine Frau. Sie wird mein Werkzeug sein müssen und es gerne sein, ich zahle gut, ich kann mir Prinzen halten. Komm du auch nach Nauheim, sei mein Gast."

„Nein — nein, das nicht, ich komme nicht", sagte sie.

7.

Nicht einmal Amerika hatte ihn vernünftig gemacht! — Dreiundzwang Jahre war er alt gewesen und stand einem Leben, das aus üppigstem Genuß und gemeinen Geldgeschäften bestand, hilflos gegenüber. Da hatte der Geheimrat gefunden, daß die deutsche Luft für ihn zu weich wehe, er entwickelte sich nicht befriedigend. Die Luxusbedürfnisse hatte er angenommen, aber das Geldausgeben verlor seinen Reiz. Das Geldverdienen, wie er es zu erlernen, gutzuheißen und zu personifizieren hatte, war ihm schrecklich, er empfand davor ein seelisches und körperliches Grauen. Der Geheimrat bewegte sich unter den Elementen, die ihm unentbehrlich waren, den dunklen Existenzen, Maklern, Börsenjobbern, zweideutigen Geschäftsvermittlern flott und mit einer gewissen Behaglichkeit. Er war der Herr, sie waren ihm angenehme Diener. Bei großen Coups, die Reihen von Existenzen zerschmetterten, hatte er, an der Spitze seiner geheimen Heerschar, ein Feldherrngefühl. Die schwarzen Tage an der Börse, die er verursachte, waren Feste, geglückte Coups, Siege über Rivalen wurden mit Humor belacht. Eine satte Atmosphäre befriedigter Raubsucht herrschte, ein immer Wachliegen auf der Beutespur.

Kurt saß dabei mit blassem Gesicht und starren Augen, er erlernte diese großzügige Gewissenlosigkeit nicht. Sein Oheim, der ihm damals herzlich zugetan war, machte sich über ihn ernste Gedanken. Als Mensch, im Zusammenleben, in der Gesellschaft hatte der vornehme junge Neffe alle Eigenschaften, die dem weltgewitzten Manne angenehm waren, aber zu wenig Subjektivität.

Er blickte mit den gedankenvollen Augen der allzu Verfeinerten, schon etwas müde Geborenen ins Leben. Auf dem Markt, im rohen Getümmel des Geschäfts versagte er ganz. Deutschlands reiche geistige Atmosphäre, sein junger gesunder Atemzug von schaffender Kraft, der abseits der Geldexistenzen ein innerlich reiches und riesenstarkes Geschlecht schuf, machte Kurt, den Grübler, auf seiner Bahn irre. Hier gab es Heerscharen von Menschen, denen der Reichtum absolut entbehrlich war. Des Deutschen geistige Schätze gehörten jedem, jedem Talent standen die Möglichkeiten offen, sich durchzusetzen. Eine geharnischte Arbeitskraft, ein Eisenwille überflügelten England. Und da war diese Armee, die ihresgleichen anf der Welt nicht hat. Alles das durfte einen Kurt Bensberg nicht locken, noch verwirren. Der mußte dort geschmiedet werden, wo nur die Massen irgendwie errungenen Geldes den Ausschlag gaben, die glänzende Existenzmöglichkeiten boten, wo dieses Geld alles andere kaufte. In diese Schule mußte er gebracht werden. Österreich nun gar, das, an so ungeheure Vermögen nicht gewöhnt, ihren Trägern das Leben zum Paradies machte, das weichere, genußfreudigere Land war für seine Entwicklung nichts. Als Kurt seine Zeugnisse und sein Doktorat hatte, als die kurze, stramme, aber hübsche Zeit des Freiwilligenjahrs vorüber war, in der er sich überanstrengt und doch glücklich gefühlt hatte, brach Deitels seinen Aufenthalt in Europa ab. Die Paläste, die er da besaß, versanken in Schweigen, seine resolute, unabschüttelbare Erscheinung belebte die Hotels der Luxusorte nicht mehr. Er ließ die Welt seiner Machinationen in den von ihm geschulten Händen abhängiger und groß=

zügig skrupelloser Leute. Die stimmten ihm alle bei, Kurt Bensberg müsse hinüber. —

Die Reise war noch ein Stück des alten, gewohnten Lebens. Sie regte den jungen Menschen an, erfreute ihn. Wenn die Möwen mit ihrem hellen Schrei den prächtigen Dampfer umspielten und die Luft scharf ging, pochte sein mattes Herz kräftiger, starkes Lebensbewußtsein wehte ihn an. Die internationale, üppige Gesellschaft, die die Luxuskabinen füllte, sagte ihm wenig. Aber er stand stundenlang und sah den nervigen Gestalten der Matrosen bei ihrer Arbeit zu. Allmählich stieg in seine schmalen Wangen ein leises Rot, sein Gesicht bräunte sich. Eine Sehnsucht nach Kräftebetätigung, gesundem, jungem Mannesleben ergriff ihn nach einer gewissen Knappheit und Disziplin. Aber nach den großen Mahlzeiten, in heißen, verrauchten Räumen bei Musik und Lärm wurde er wieder schlapp. Nachts lag er viel wach und hörte auf das raunende Leben der Wogen. Das löste eine Wehmut und Sehnsucht in ihm aus. Es war wie Stimmen der Natur, die bei ihm nie zu Worte gekommen und nun nach ihm fragten, wie nach etwas, das man ihnen vorenthielt. Dann dachte er daran, daß, wenn er in Amerika stürbe, niemand daheim tief um ihn trauern würde, niemand. So arm war er? Einmal schrieb er, aus diesem Gefühl heraus, einen wunderlich unklaren Brief an Benedikte Estrieses. Ein Bettelbrief der Seele war es. Er hatte das schöne Mädchen manchmal wiedergesehen. Es hatte einen Bruder bekommen, der es im Elternhause entwertete, und stand im Banne einer vielbesprochenen Liebesgeschichte mit dem wildesten Spieler europäischer Klubs, dem Grafen Graincourt, den es schließlich heiratete.

Benedikte war immer ein wenig in Kurt Bensbergs Gedanken, nicht nur durch ihren blendenden Reiz, auch durch ihre großzügige Persönlichkeit. Er war ihr gegenüber sehnsüchtig befangen und doch von einer dunklen Furcht erfüllt. Man sprach von ihr im ganzen reichen und vornehmen Europa, man hielt den Atem an, wenn sie vorüberging. Daß sie etwas Ganzes sei, wie in ihrer Art Therese, wie Deitels und andere seiner Art, ahnte er. Aber dabei von so berauschender Anmut und Verführung, mitten im Schmutz der Welt immer mit diesem reinen Glanz umgeben, der ihre Eigenart blieb. Sein Brief wurde nie beantwortet. Er hatte es auch nicht erwartet.

8.

Nicht in das Neuyork des Glanzes hatten sie sich damals zuerst begeben, das tauchte erst später vor Kurt Bensbergs Augen in seinem verwirrenden und doch vollkommen nüchternen Übermaß von allen äußerlich wertvollen Dingen der Erde auf. Jay Deitels führte seinen ungelehrigen Schüler zu den Erwerbenden, ehe er ihm die zeigte, die erworben hatten. Es war bald nach dem Advent des Jahres 1898 und eine ungeheures Aufsehen erregende Bewegung hatte eingesetzt zur Zusammenfassung und Zentralisierung des Besitzes an Eisenbahnlinien, Industriezweigen, Bergwerken und gemeinnützigen Betrieben. Die Trustperiode war in Gang. Nach einem Krieg mit den Gerichten, auf dem Felde der Industrie und Politik, der dreißig Jahre gedauert hatte, fanden sich die Mittelklassen plötzlich um jedes Recht im Staat und öffentlichen Leben betrogen, vom Gemeinwohl aus=

geschaltet. Es war eine Katastrophe von beispielloser Furchtbarkeit. Denn hier arbeitete alles anders wie in Europa, das war der erste Eindruck, den Kurt gewann. Er sah Jay Deitels vom ersten Augenblick an, da dieser den Boden der Staaten betrat, sich vollständig verändern. Aus dem eleganten, raffinierten Mann der Großfinanz deutscher Städte wurde ein Geschäftsmensch von unverhülltester, wuchtender Brutalität. Er stand sofort da, dieser Plutokratie angegliedert, die, unter dem neuen Präsidenten Mc Kinley mit seinem Kongreß, nach einer scheinbaren Niederlage des Zuckertrusts auf volksgesetzlicher Basis, nun den vollen Sieg der Trusts, den Ruin alles armen Volks und Erwerbslebens proklamierte. In Riesenbildern, in Riesenverhältnissen spielte sich hier alles ab. Der Millionenaufbau einer bestimmten Anzahl von unübersehbaren Vermögen, die schreiende Not der übrigen Menschheit, die da bunt zusammengewürfelt in einem grauenvollen Durcheinander von Rassen, Nationen und Klassen um die nackte, elende Existenz rang. Die Magnaten der lange vorbereiteten Trusts hatten von der Regierung keine Gegnerschaft mehr zu gewärtigen. Durch private Abmachungen bekräftigt, ging die Trustbewegung in voller Freiheit aufwärts, sie griff nach allen notwendigen Erzeugnissen. Fabriken, Elektrizitäts- wie Gasanlagen, Straßenbahnlinien, Eisenbahnen, Bergwerke und Telephonnetze gingen unter den Augen der Mittelklassen und des Volkes aus dem Zustande einfachen Gesellschaftsbesitzes in die Trustform über, wurden Eigentum einzelner Riesenkorporationen mit verblüffenden Summen an Privatkapital und absoluter Willkür über hilflose Arbeiterheere mit ihren Familien.

Zu diesem revolutionären Werk der Trustorganisation waren die beiden aus Europa richtig eingetroffen. Jay Deitels hatte sein geheimes Teil daran. Hier flossen ihm Quellen, die sein Vermögen speisten, wie es europäischer Erwerb nie tun könnte. Und hier sah Kurt zum erstenmal den Oheim sich verändern, sich unterordnen, zu Männern aufsehen, die stärker, furchtbarer waren als er. Er lernte sie kennen, diese gehärteten, gänzlich unbeugsamen Menschen mit ihrer besonderen unerschrockenen Hinterlist. Er sah ihre ungeheure Verachtung des Gesetzes und seiner Schützlinge, des schwerfällig konventionellen Mittelstandes. Grausame Zerstörer, rücksichtslose Neugestalter einer Welt, in der nur Raum war für sie und Sklaven ihrer Gewalt. Er sah es sich an, dieses Land der Freiheit. Deitels war an dem Anthrazitgebiet der Pennsylvania-Kohlengesellschaft beteiligt, wertvollen Gruben im Zentrum der reichsten Lager. Sie trugen sechzehn Prozent Dividende uud ihre Arbeiter hungerten. Es war eine Menschenausbeutung, wie man sie in Europa nicht kannte. Millionenüberschüsse lagen aufgespeichert als Kapital. Im erbitterten Kampf um den Besitz der Eisenbahnen sah Kurt die höchsten Herren dieser Welt der märchenhaften Gewinne, die Morgan, James Hill, Rockefellers und Harriman, die Vanderbilt, vor nichts zurückschrecken.

Der große Hill als Alleinherrscher der Great-Northern-Eisenbahn, die sich durch Kanada und den Nordwesten erstreckt, bemächtigte sich damals auch der Northern-Pacific, welche ein parallel laufendes Gebiet durchkreuzt. Deren Bau wurde mit einer solchen Fülle von Korruption, Bestechung, Diebstählen, ja Plünderungen durch-

geführt, daß man nur mit atemloser Verblüffung zusehen konnte. In einem wilden Konkurrenzkampf rasten sich Eigenschaften aus, die man wohl bei Strauchdieben und Raubvölkern, aber nicht bei der Blüte eines Kulturlandes gesucht hätte, das System der unbegrenzten Skrupellosigkeiten tat sich staunenden Augen auf. Der Kurs der Pacific-Aktien stieg in einem Tag von 58 auf 1000 Dollar, ein Spekulantenring ohne Beispiel bildete sich. Panik entstand und riß tausende über tausende von kleinen Inhabern anderer Eisenbahnpapiere in den Ruin. Denn mit dem schwindelnden Steigen der Pacific stürzten alle übrigen Aktien. Mitten in dem entsetzlichen Jammer zerstörter Existenzen schlossen die Magnaten versöhnt einen neuen Ring, die Standard-Oil-Clique, teilten den Raub in einer „Vereinbarung vornehmer Männer" und schlossen eine neue Interessengemeinschaft gegen den gesamten Markt. Sie gründeten die „Northern-Securities-Company" mit 400 Millionen, ein vernichtendes Monopol für alle arbeitenden und abhängigen Leute des Nordwestens. Ein Prozeß wurde von diesen zwar angestrengt gegen jede Beschränkung und Isolierung des Handels. Der Form nach löste das Gericht die Vereinbarung vornehmer Männer wieder auf. Aber sie blieb innerlich vollinhaltlich bestehen. Der Triumph der Trusts schuf sich sogar ein neues Gesetz.

Kurt Bensberg erlebte, im Schatten von J. Pierpont Morgan, dem Manne, der als übernatürlich und dämonisch in Geschäftssachen galt, die großen Kohlenstreiks mit, in denen Roosevelt Morgan schließlich zum Schiedsrichter anzurufen gezwungen wurde. Es war das düsterste Bild seines Lebens. Versengend fauchte der glühende

Atemzug eines verzweifelten Volkes ihn an. Fünf Stunden wurde auf Morgans Jacht Rat gehalten. Wenn der Riesenstreik weiterging, stand Aufruhr, Blutvergießen, ja Bürgerkrieg bevor. Stand dieses furchtbare Heer, die Armee von Neuyork einmal auf, dann hielt ihm niemand stand, auch nicht die Armee. Denn eine Armut gab es da, für deren Schilderung alle Worte fehlen. Kurt wagte sich, sie näher anzusehen. Er ging aus den Vierteln der Auserwählten, so oft es ihm gelang zu entwischen, stieg hinab in das Herz der schrecklichen Stadt. Das Elend von Welten und Nationen der ganzen Erde quoll ihm da wie ein Pesthauch entgegen. Er sah die zuchtlose Völkervermischung, die Übervölkerung durch krankes, vergiftetes Blut.

Er sah den Wohnungsmangel, an dem die Grundspekulationen der Milliardäre die Schuld trugen, die furchtbaren Seuchen der Armen, die Kindersterblichkeit, die ungeheure Wertlosigkeit des Menschenlebens, das die krasse Arbeitshetze, die Lohnerdrückung, die Existenznöte zerstampften wie wertloses Material. Unter dem Drucke der Trusts starb die Volksexistenz hin, in allem geknebelt; nur sie vergaben die Arbeit, regelten die Löhne, diktierten jedes Gebot. Die Faust des Stahltrusts lastete auf der Masse, der Brücken- und Röhrentrust schritt unter Konkurrenzkämpfen seinen Weg. Es ging um Hunderte von Millionen, die in einzelnen Händen lagen. Die Versicherungsgesellschaften verübten große Betrügereien. Sie arbeiteten mit dem Geld der kleinen Leute und diese waren die Geschädigten.

Kurt sah Pittsburg und andere Städte der Stahlfabrikationen. In Pittsburg hausten Legionen arbeitender

Menschen unter unglaublichen Verhältnissen. Rücken an Rücken lagerten die Häuser, ohne durchgehende Ventilation; die Keller, Küchen, Schlaflöcher hatten kein Trinkwasser, nicht eine sanitäre Vorrichtung fand sich vor, in Holzbaracken, die unheizbar waren, lebten die Leute zusammengepfercht. Ausländer bekamen nur die niedrigsten Löhne, in den Maschinenwerkstätten arbeitete ein Mann sechzig Stunden in der Woche; in den Hochöfen zwölf Stunden an sieben Tagen, zweiundsiebzig Wochenarbeitsstunden waren die Regel. An Sonntagen frei hatten höchstens sechzig Prozent der Familien. Handwerker arbeiteten bis zu sechsunddreißig Stunden. In glühender Hitze, beim Lärm der Maschinen, eng zusammengedrängt im ausströmenden Dampf, immer der Gefahr schwerster Verletzungen preisgegeben, so schaffte dieses aus allen Nationen der Erde zusammengesetzte Arbeiterheer. Die Verschwendung an Leben und Gliedern in den schlecht angelegten Fabrikbetrieben war eine stumpf im Volke besprochene Sache. Die drückend kleinen Löhne und langen Arbeitsstunden aber steigerten die Dividenden jener Geldfürsten, die sich Prunkpaläste bauten. Der Durchschnittslohn eines Pittsburger Stahlarbeiters war ein Dollar sechzig im Tage, ohne Kost.

Kurt betrat die Massenquartiere und sah das große schweigsame Sterben, das besonders unter den Kindern furchtbar war. Hier floß Lebensblut der schaffenden Menschheit für Menschheit, die verheerend zerstörte. Erschütternde Tragödien spielten sich ab. Er nahm als Führerin durch diese Quartiere des Entsetzens ein kleines Mädchen von vierzehn Jahren, das ein Bein in der Fabrik bei schwerer Kinderarbeit eingebüßt hatte und

nun hilflos herumsaß, Zündhölzer und schlechte Leckereien, Zigarren in einem Kasten feilbietend, der ihm auf den Rücken geschnallt war. Das Kind hieß Mary-Ann Webster, war deutscher Abstammung und hatte einen englischen Stiefvater, der wenig arbeitete, viel trank, aber trotzdem bei den „Masters“ in gutem Ansehen stand, weil er als Frömmler und Sektierer auftrat, Propaganda für die religiösen Versammlungen der großen Herren machte und die Besitzer der Etablissements als Wohltäter pries. Darauf wurde bei diesen Magnaten des Besitzes großer Wert gelegt, sie hatten nicht den Mut ihrer Taten. Sie gaben öffentlich viel, stifteten und hielten milde Reden, sie pflegten ängstlich den Nimbus, der sie umgeben hatte.

Hinter diesem armen, verprügelten Kind auf seinem Holzbein durchwanderte Kurt die Höllen der Arbeiterwohnungen. Er gab Geld und wußte, daß es keinen Zweck hatte. Er gab heißes, menschliches Mitleid und fühlte sich gehaßt. Aus den schreckensvollen Augen der armen Kleinen sah eine Welt unsagbaren Leides ihn hilflos an. Etwas, das da war, wie Pest und Krieg über die Erde ziehen, das nicht sein sollte und dennoch ist. Seine Seele litt Folterqualen.

In jenen Jahren sah Kurt auch viele kleinere, kapitalistische Cliquen, so die Heinze—Morse—Thomas-Gruppe, der auch Deitels angehörte, bei ihrer Wirksamkeit. Sie umfaßte zwölf Banken, zwei Trustgesellschaften, eine Küstendampfschiffahrtsgesellschaft, Kupferbergwerke und den Eistrust, der eine große Sache war. Der unscheinbare Bankier Morse hatte ihn inszeniert

bei Gelegenheit von Wechselgeschäften, deren Diskontierung er leitete. Er bekam dabei mit den Firmen zu tun, die Eis verkauften. Der Gedanke, in diesem so überaus nötigen Artikel einen Trust zu bilden und die kleinen Händler zu vernichten, kam ihm. Er sicherte sich die herrschenden Politiker Neuyorks. Eistrustaktien im Werte von fünfhunderttausend Dollar bestachen den Bürgermeister, zwischen dem Trust und den städtischen Beamten kam es zu so korrupten Vereinbarungen, daß der Eispreis für das ärmste Volk auf sechzig Cent pro hundert Pfund hinaufschnellte und die unentbehrliche Fünf-Cent-Abgabe von Eis für die Mittellosen ganz verschwand. Der verzehrende Sommer Neuyorks fand die Massen seiner Notleidenden ohne ein Stückchen Eis zur Erhaltung der Nahrungsmittel. Der Trust machte nicht die geringste Konzession.

Es war die kleine Mary-Ann, die Kurt die Konsequenzen dieser Vorgänge vor Augen brachte. Sie führte ihn in den glühenden Julitagen in die Tiefen der Volksnot hinab. Die Milch, sofort sauer, wirkte wie Gift auf die Kinder, sie starben reihenweise hin. Wie das Großkapital im Sommer den Eispreis, so trieb es im Winter die Kohlenpreise hinauf. Die Gewinner aber bauten Hospitäler und die Öffentlichkeit pries sie laut. Wortarm und scheu wies das kleine Mädel dem jungen Mann die Wege zu den einfachsten und vernichtendsten Bildern wirklichen Lebens. Es klagte nie. Es zeigte nur.

Auch diese Episode mit Mary-Ann endete finster. Bensberg hatte dem Kinde Geschenke gemacht, Nahrungsmittel, bessere Kleider, aber kein Geld. Da schlich sich der Stiefvater an den „Gent“ heran. Erst wollte

er betteln, dann erpressen. Er beschuldigte Kurt übler Absichten mit der Kleinen, dann bot er sie ihm an. Als er zur Tür hinausgeworfen, drohte er. Und eines Tages sah Deitels seinen Neffen von der Seite an: „Du amüsierst dich? Hüte dich davor, das im Pöbel zu tun. Es ist die gefährlichste Sache.“ Nach diesem Erlebnis wurde Kurt dem Volke gegenüber menschenscheu. Er litt nach wie vor mit ihm, aber er zeigte es nicht mehr. Furcht vor den Menschen packte ihn, der sich so brennend gesehnt hatte, Ehrfurcht zu empfinden.

9.

Er wandte seine Blicke zu der Welt zurück, in die er nun unerbittlich gehörte. Man nahm ihn besser auf in dieser goldenen Welt Amerikas, als die deutsche Großindustrie ihn empfangen hatte. Hier war Jay Deitels eine unbeanstandete Größe, ein geriebener Teufel von drüben, dem minderwertigen Land. Sein Erbe, stattlich, vornehm, zurückhaltend, nichts bewundernd, übte eine Suggestion aus. Er gefiel.

Die großen Häuser öffneten ihm ihre Pforten. Er sah das Geld ausgeben, das er verdienen gesehen. Er lernte die Söhne dieser Väter kennen, die an der Millionenkrankheit litten, freud- und genußlos zusammenschauernd. Kluge junge Männer, oft sehr begabt, fand man da, und sonderbare Ausgeburten des Besitzes. Eiserne Strenge, Geiz bis zur Krankhaftigkeit gegen die Kinder, dann wieder eine Nachsicht ohne Grenzen. Enterbungen, deren Gründe unklar blieben, Ungerechtigkeiten, die nur der verstand, der sie beging. Kalte Familienleben voll

Hast und Leere, in denen ein Fieber die Empfindungen ersetzte. Nach außen eine große Heuchelei. Ein System, elende Taten mit Glanz und Würde zu umkleiden, groß dazustehen vor der Welt. Die Frauen und Töchter dieser Menschen hatten unabänderlich etwas, das Kurt frösteln machte, er begriff sie nicht. Ihr maßloser Luxus, die blendende Umgebung an Möbeln, Bildern, Kunstwerken, die sie Europa genommen hatten, ihre rauschenden Feste ohne innere Verfeinerung verletzten ihn, wie ihre rauhen, gebieterischen Stimmen, das männlich Harte ihres Auftretens, die schroffe Selbständigkeit. Wie glitt das Geld durch diese weißen Hände! Wie schloß man die Ehen, ließ die Kinder sich selbst erziehen. Trieb laute Abgötterei mit den Modesängern und Künstlern der Stunde, warf weg, was man satt bekam, spielte mit Menschen und Zeit. Alles erschien ihm unnatürlich unterstrichen, auch die Schönheit und der Geist, die Art der Lebensführungen. Barbarei war da, die zugriff mit knöchernen Fingern, alles zerbrechend, was zart und edel war. Das Volk und diese Menschen — Tiefen und Höhen lernte er kennen. Was dazwischen lag, blieb ihm verhüllt. Das ruhige Mittelmaß an Arbeit, Vermögen, das segenbringende Schaffen der Stille, ein gesundes Bürgertum. War es da? Er fand es nicht. Er fühlte sein Herz zu Eis werden unter diesen Menschen, heimwehkrank schleppte er sich unter ihnen hin. Als sein Oheim ihn mit einer Erbin verheiraten wollte, weigerte er sich rundweg. Schlug es mit einer Heftigkeit ab, die Deitels erschrecken und verstummen machte.

Er drängte fort von Neuyork, um im Lande die Verhältnisse kennenzulernen, ging nach Westvirginien,

Missouri, Baltimore, tief nach Ohio und Jersey, nach Kanada hinein. Nicht um Jagd und Sport zu treiben. Er ging mit offenen Augen, die Deitels peinlich waren. Nirgends erhellte sich für ihn das Bild. Ob ein Staat republikanisch oder demokratisch regiert wurde, in Wahrheit hatte die Vorherrschaft der reiche Mann. Der hielt sich Strömungen und Führer, auch Oppositionen, wie er Arbeiter bezahlte. Auf allem Werden lag des Reichen Hand. Ein erdrückendes Pachtsystem knebelte die Pächter, die den Boden aussaugen mußten, um zu bestehen. Die Besiedlungsepochen waren Tragödien an Menschenverbrauch und -mißbrauch. Agenten mit Verkaufsrechten überfluteten die Terrains, preßten das Land ab, aus den östlichen Staaten drängten Abenteurer, Schwindler, Kleinkapitalisten herbei zu einem wilden Hasardspiel. Ackerbauern, die den Grund billig erwerben und rechtlich bestellen wollten, hatten keine Zukunft. Grundstücksschwindler, Kaufleute übervorteilten sie überall. Die Luft war von Habgier erfüllt, die alles wagte. Wieviel ist er wert, bezeichnete den Mann. Die Bestechung der Kongresse, das betrügerische Ansichreißen von Holz, Acker- und Grubenland war selbstverständlich, die Käuflichkeit der Behörden jedem bekannt. Die riesigen Waldaneignungen in Minnesota brachten Verheerungen der Staatswaldungen. Kurt sah Hunderte von Millionen Fuß Nadelholz von Unberechtigten schneiden und fortbringen.

Am Black River wurden von Staatsländereien Dutzende privater Holzzurichtungswerke versorgt. Ein großer, vollkommen unkorrekter Floßholzhandel ging den Mississippi hinauf nach St. Louis, Sägemühlen lagen

an den Flüssen überall. Die Massen des Holzes wurden fast alle gestohlen und die Beamten schwiegen dazu. In den Städten aber toste wie ein Hexensabbat das wilde Treiben, hob Existenzen hoch, schmetterte sie wieder hinab. Kein Milliardär, der nicht seinen schmutzigen Prozeß gehabt hätte, aus dem er freigesprochen hervorging. Europäische Ehrbegriffe gab es nicht. Kurts Augen starrten in das wüste Jagen. Er fragte sich: Wird es bei uns auch einmal so sein? Wir beten die Fremden an, wir sehen auf zu der Fremde. Auch bei uns begannen die wilden Industrien. Die Gier nach dem raschen Reichtum sitzt auch uns im Nacken, der ruhige Erwerb, die Bodenarbeit lockt nicht mehr. Und jeder lacht, dem man von Selbstbeschränkung redet, in die Entwicklung stürmen fremde Elemente ein. Wir arbeiten nicht am Kultus des Bewußtseins der größten Religion aller. Der Schrei nach Beute übertönt die inneren Stimmen. Kommen nicht entsetzliche Krisen auch für uns?

Mit achtundzwanzig Jahren kam Kurt Bensberg nach Europa zurück, kein härterer, aber ein grüblerischer Mensch.

10.

„Wir hätten ihn nicht im Stiche lassen dürfen", sagte Marie Bodlwing leise. Sie saß am Abend nach der Gerichtsverhandlung mit ihrem Vater am Kamin. Vor ihnen lagen die Abendblätter mit den etwas ironischen Berichten über den Verlauf des Prozesses.

„Er ist rechtlich und hat das Beste gewollt."

„Wer, mein Kind?"

„Kurt Bensberg. Wie er sich in dieser häßlichen Geschichte benahm, zeigt doch sein korrektes Denken. Er hat die Initiative ergriffen und mutig an den Pfuhl gerührt, vor dem sich die meisten fürchten. Daß er unterliegt — er unterliegt nicht einmal. Sie ziehen sich feig zurück."

„Du politisierst, Marie?"

„Wer tut das nicht bei uns, Papa? Das alles greift so bitter zerstörend in unser Leben ein."

„Ja, leider. Du bist recht blaß und schmal geworden, Kind. Ist das mit dem Bensberg denn gar so tief gegangen?"

„Ja. Ich verwind' es nicht. Er hat mich auch so lieb. Papa, kann es nicht sein?"

„Nein."

„Kann ich nicht ein paar Zeilen schreiben?"

„Nein."

„Er ist ein Preisgegebener aus unseren Kreisen."

„Nur halb."

„Du warst doch nie engherzig."

„Ich bin das nicht. Ich halte nur auf reine, starke Hände. Er kann sich nicht freimachen und du würdest an ihm zugrunde gehen."

„Du bist reich genug, ihn ganz aufzunehmen, Papa!"

„Ja, aber er hat andere Ehrbegriffe als wir, Marie. Er weiß es selbst nicht, aber er hat sie. Du würdest es furchtbar empfinden. Sein guter Name ist für uns befleckt."

„Ich werde also nicht heiraten."

„Das ist sehr traurig. Ich möchte dich auch nicht im Kloster sehen, mein liebstes Kind. Wir sind zu wenig exklusiv gewesen, man bereut das immer."

„Du bist hart."

„Bin ich das?"

„Nein, doch nein! Verzeih!"

„Siehst du, du würdest selbst vor ihm zurückschrecken, die Psyche des Geldes, unrechten Gutes ist in ihm. Du kämst zurück, vielleicht mit einem Kinde, das auch nicht so wäre, wie du es wünschen mußt. Arme Marie!"

Sie erhob sich sehr bleich und küßte ihren Vater mit zitternden Lippen. Er zog sie fest in seinen Arm.

„Ich möchte anders, aber — ich kann nicht anders. Glaube es mir. Das Vaterrecht, ein Kind zu beschützen, hört nimmer auf. Wollen wir verreisen, mein Liebstes?"

„Nein, Papa, wir bleiben. Da ist Mary Dobbern. Sie wird auch seit einiger Zeit so ernst. Und sie ist doch meine liebste Freundin, die mich braucht, weil ihre Mutter nicht mehr lebt. Sie klagt, der Oberst, ihr Vater, werde gegen die Rieds auf einmal so zurückhaltend, wo sie doch mit Bernhard schon heimlich versprochen ist. Im Herbst soll die Verlobung ja öffentlich werden. Was hat der Onkel Dobbern plötzlich?"

Der Graf schwieg ernst.

„Warum gehen wir auch nicht zu Rieds? Sie geben so hübsche Abende."

„Wir gehen ja immer wenig aus, Marie."

„In Grünau stimmt nicht alles, Papa."

Die Dobberns waren alte Freunde der Bodlwingschen Linie, durch die verstorbene Frau des Obersten ihr etwas verwandt. Als Kinder spielten Marie und Mary

zusammen, der etwas ältere Bernhard von Ried kam als dritter dazu. Hübsche Zeiten waren das in dem träumerischen alten Rokokoschlößchen Grünau, das in einen großen Park bei Atzgersdorff lag, von Wien leicht erreichbar. Ein Obst- und Weingut schloß sich daran, das der Oberst von Dobbern bewirtschaftete. Er war aus einem etwas verbitterten Soldaten ein heiterer Naturfreund geworden. Einfach und frohsinnig, aber sehr streng in Geld- und Ehrensachen, stand er dem modernen Weltbetrieb der Karrieren und Vermögen fremd gegenüber, erzog seine Kinder zu praktischer Selbständigkeit und größter Gewissenhaftigkeit. Sie lernten alle etwas Nützliches und blieben dem großen Leben ferne. Seine lachende Grünau war die Welt des alten Herrn. Er kam selten nach Wien, während die Bodlwings viel herausfuhren in das gemütliche und einfach vornehme Herrenhaus. Auch Kurt Bensberg war da eine Zeitlang aus und ein gegangen, von den Bodlwings eingeführt. Er paßte sich dieser vornehmen österreichischen Schlichtheit gewisser Kreise, die etwas Köstliches ist, sofort an und war hier überaus glücklich, Marie mit ihm. In dem alten Park, unter dem Schnee der blühenden Obstbäume hatte auch ihre junge Liebe geblüht. Das alles war nun tot. Hatte keine Frucht getragen ins Leben. Marie weinte viel im Park von Grünau.

„Willst du auf ein paar Wochen hinaus zu ihnen, Kind?“

„Ich weiß es nicht — Kurt war dort, Papa — es ist so traurig. Ich kann nicht vergessen.“

Bodlwing seufzte.

In den nächsten Tagen folgten seine Augen kummervoll der Tochter, die so freudlos im Hause umherging. Sie nahm sich zusammen, aber er sah wohl, wie sehr ihr Herz litt. Eine müde Hoffnungslosigkeit griff nach ihm. Urteilten seine Kinder nicht mehr wie er selber? Verstand ihn Marie nicht? Gehorchte sie nur aus der angeborenen, anerzogenen Disziplin, die Familiensache war. Sollte die neue, häßliche Welt zu Unrecht erworbenen Geldes wirklich hereinkommen in die Welt alter, reiner Tradition? Gutes Blut sich mischen mit unreinem? Ein neues Geschlecht die Erde überfluten, das wie Kain gezeichnet war? Und die reinen, stillen Winkel verschwanden, die blütenweißen Mädchen lieferte man aus. Drei Generationen, dann war ihre feine edle Spur getilgt in kräftigerem Blute. Es war wie ein Abschiednehmen vom Schönen der Erde, das den alten, vornehmen Mann tief ergriff. Und er, der immer ein stolzer, aber ein großzügiger Mensch gewesen, sagte sich mit tiefer Erkenntnis: Wir haben uns vor gutem Bürgerblut und frischer Nervenkraft der Welt hochmütig verschanzt. So haben wir das adlige Wesen verstanden. Nun überfällt uns eine andere, innerlich faule und befleckte Welt. Sie findet uns wehrlos, weil wir allein sind. Die siegende Kraft des gesunden Bürgertums ging über uns hinweg. Was nach uns greift, das sind beschmutzte Hände, unrechtmäßige Gewinne, die Korruption der Zeit.

Er saß trübe in seinem Arbeitszimmer, da meldete man ihm einen Besuch, Bernhard von Ried. Der Graf war etwas überrascht, der Verkehr mit den Rieds hatte nur in formellem Kartenaustausch bestanden. Aber er

schätzte den strebsamen jungen Offizier. „Ich lasse bitten . . .“

„Mein verehrter Herr von Ried . . .“

Bodlwing verstummte. Erschreckt sah er den Eintretenden an. Bernhard war in Paradeuniform und stand vor ihm in offizieller Haltung. Sein männlich hübsches Gesicht war leichenblaß. In den dunklen Augen, die noch viel Knabenhaftigkeit hatten, glomm ein fiebriges Leuchten.

„Ich bitte gehorsamst um eine Unterredung, Herr Graf.“

„Um Gottes willen, ist etwas passiert?“

„Wir werden nicht gestört?“

„Warten Sie, ich will zuschließen. Bitte nehmen Sie Platz. Sie — ich schließe, Herr von Ried, Sie kommen von Grünau?“

„Jawohl. Ich bin bei dem Herrn Oberst von Dobbern gewesen.“

„So förmlich?“

„Wir hatten eine Unterredung, Herr Graf. Sie verlief“ — Bernhards Stimme stockte — „sie verlief derart, daß ich durch eine dritte maßgebende Person um Aufklärung bitten muß und wenn diese nicht so erfolgt, wie ich es erwarte, die Konsequenzen ziehen und meinen Kartellträger ersuchen werde.“

„Das soll ich sein?“

„Jawohl, ich bitte darum. Ich kann dem Herrn Oberst von Dobbern keinen Leutnant senden.“

„Herr von Ried, ich stehe seit Jahren allen solchen Dingen vollständig fern. Duellgeschichten sind mir verhaßt.“

„Ich bitte Sie, mich anzuhören.“

„Gewiß, das gerne. Und dann wollen wir ruhig beraten, lieber Herr von Ried.“

„Es ist nichts zu beraten.“

„Beruhigen Sie sich.“

„Ich bin ruhig.“

Bodlwing sah den jungen Mann mit tiefem Mitleid an. Gar manche hatten so vor ihm gesessen, aber in derartiger seelischer Erregung doch nicht. Das war nicht jugendlicher Zorn aus heißem Blute, das war — mehr.

„Wenn ich also bitten darf?“

„Herr Graf! Zwischen den Häusern Dobbern und Ried bestehen enge Bande, sie reichen in meine glückliche Knabenzeit zurück. Meine geliebte Mutter ist wenig in der Grünau gewesen, sie hat zu viel zu schaffen gehabt für mein Wohlergehen. Während sie, der Engel meines Lebens, mir die Wege bahnte, genoß ich bei den Dobbern Heimatrecht. Ich wurde dort geschätzt, ich war dort glücklich. Die Luft wehte so rein in dem stillen Haus. Ich bin — ja ich bin eigentlich ein Mensch der Stille. Das weiß ich, so oft ich dort bin. Ich verehrte den alten Herrn, der sich so stolz und schlicht aus Enttäuschungen zurückgezogen. Ich habe keinen Vater. So sah ich zu ihm auf. Wenn ich ein Mensch von Wert geworden bin, habe ich es nächst meiner Mutter, dem Obersten zu danken. Denn in einem jungen Mannesleben sind Dinge, die kann eine Frau nicht verstehen. Er war mein Führer ins Leben, der Oberst von Dobbern. Seine Achtung, sein Wort gelten alles bei mir. Und dann, Herr Graf — es ist ja kein Geheimnis — Mary

und ich, wir haben uns lieb. Innig lieb. Sie ist mein alles, die Eine in meinem Leben. Sie versprach sich mir. Ihr Vater ließ es zu. In kurzem sollte unsere Verlobung proklamiert werden, Sie wissen es. Ich habe gearbeitet und hielt mich gut. Mein Weg liegt klar vor mir, ich habe weder Schulden noch Geschichten gehabt, ich hielt mich immer aller Wildheit, wie allem Schmutze fern. Ich sah mein Ziel. Ich bin still und tief glücklich gewesen, Mary war es mit mir. Das Leben blühte vor uns auf."

„Ja, Herr von Ried. Und dann?"

„Gestern hat der Oberst von Dobbern mich kommen lassen. Die Aufforderung war anders wie sonst, offiziell. Ich ritt hinaus. Er hat mich allein empfangen, Mary war zu Verwandten abgereist: Ohne Abschied, Herr Graf. Und man war schon einige Tage formell gegen mich gewesen. Der Oberst empfing mich fremd und kalt. Er sagte mir in einem dienstlichen Ton, dem ich ratlos, in der Seele erschauernd gegenüberstand, daß aus einer Heirat Marys mit mir nichts werden könne — knapp nur das. Und dabei blieb's. Keine Erklärung, wenig Worte. Kurze Entlassung. Das Haus, sonst so voll Seele, totenstill. Ich bin nach Hause gekommen wie in geistiger Verwirrung. Ich habe die Sache meiner Mutter gesagt. Sie verlor alle Fassung. Sie ist nach der Grünau hinausgefahren und als sie wiederkam, war sie eine andere Frau. Eine alte Frau mit erloschenen Augen, mit einem Blick ratloser Bewegungen. Auch sie hat mir nur gesagt: ‚Mit Dobbern wollen wir Schluß machen', sie war zum erstenmal in meinem Leben hart, ja, hart mit mir. Ein kaltes Entsetzen vor meinem

Schicksal hat mich angesichts dieser Dinge gepackt. Der Oberst von Dobbern muß mir Rede stehen, was ist es, das mich von seinem Hause trennt. Und so bitte ich Sie, von ihm formell und scharf volle Aufklärung zu verlangen, widrigenfalls — er sich mit mir schlagen muß."

„Gott im Himmel!"

„Er sich mit mir schlagen wird . . . Darf ich auf Sie rechnen, Herr Graf Bodlwing?"

Der alte Herr schwieg. Er sah außerordentlich erschüttert aus.

„Ich kann das nicht tun, Herr von Ried", sagte er endlich.

„Sie refüsieren mir?"

„Nein, ich refüsiere nichts. Aber was der Oberst von Dobbern mir sagen wird, das glaube ich zu wissen."

„Bitte."

„Es sind Dinge, die er wohl jetzt erst zufällig erfahren hat. Die Affäre Bensberg—Tagblatt wirbelt Sachen auf und macht sie publik, die man wohl im allgemeinen so ziemlich wußte, aber nie besprach. Nun gehören sie den Zeitungen."

„Was für Dinge?"

„Lieber Herr von Ried, fragen sie nicht so scharf. Sie persönlich betrifft das alles gar nicht. Wir sind gezwungen, in einer Welt zu leben, die — die nicht immer eine ideale ist. Um zu existieren, wie sie es verstehen, meinen manche Menschen, sie müssen . . ."

„Sie müssen?"

„Dinge tun — sich helfen durch Geschäfte."

„Die Anklage Bensberg—Tageblatt? Die schmutzigen Titel- und Ordensverkäufe, die Schiebungen? Was?

Wer? Bernhard sprang keuchend auf. „Wer wagt es? Herr! — Herr!“ Nach einer Pause stammelnd: „Mein Vater — er hat sich erschossen?“

„Ja.“

„Ja. Warum?“

„Vor einem ähnlichen, aber schlimmeren Prozeß. Der Tod hat alles zugedeckt.“

„Mein Vater — Aber das ist mehr als zwanzig Jahre her! Zwanzig Jahre! Und seitdem? Ich bin ja doch Offizier, makellos.“

„Sie sind es.“

„Ich? Nur ich? Was heißt das?“

„Still! Still!“

„Meine Mutter also — schmutzige Geschäfte, Schiebungen, Erpressungen. Meine Mutter!“

„Mein armer Bub! Haben Sie doch Mitleid mit ihr! Sie war mittellos und nur eine Frau.“

„Meine Mutter — die ich angebetet hab'! Mein Lebensglaube. Und ich? Ihr Sohn, Offizier!“ Er riß sich den Säbel ab und schmetterte ihn zu Boden, laut auflachend: „Ich, Offizier!“

„Ried! Sie hat getan, was heute viele tun — vornehme Damen, sie kaufen und verkaufen mit Profit. Sie vermitteln staatliche Lieferungen dem Fabrikanten, der am besten die Zwischenhändlerin bezahlt. Davon leben sie standesgemäß — die Judenkreise wissen's.“

„So haben wir gelebt?“

„Nehmen Sie den Säbel auf. Richten Sie nicht. Ihre Mutter tat es für Sie. Und wir wissen, daß Sie nichts ahnten. Kein Flecken haftet an Ihnen. Nicht alle denken so rigoros, wie der Oberst von Dobbern. Die Geschichte

verläuft im Sand. Dienen Sie ruhig weiter, sorgen Sie für Ihre Mutter, statt jetzt zu heiraten. Sie hat es doch verdient."

„Ich kann nicht weiterdienen. Mir steht der Rock zu hoch." Ried hob die Waffe auf, aber er schnallte sie nicht um. Die Hand, die sie hielt, hing wie leblos herab. „Leben Sie wohl, Herr Graf Bodlwing in Ihrer reinen Welt. Ich danke Ihnen — für die Aufklärung. Den versteh ich jetzt."

Er ging, schwer schleifenden Schrittes, aber schnell und fest. Der Graf sah ihn in dem Wagen, der gewartet hatte, vorbeifahren. Ganz verstört blickte er ihm hilflos nach.

11.

„Herr Baron Bensberg!"

„Ich bitte einzutreten."

Doktor Mellenthin stand von der Arbeit auf. Auf seinem Schreibtisch häuften sich die noch feuchten Druckblätter der Korrekturen, aufgeschlagene Bücher, Manuskripte lagen umher. Er machte sachte die Türe in das nebenliegende Bureau Professor Beersteins zu und holte dann aus einem Geheimfach sehr feine Zigaretten und ein Schnapsservice mit einigen Gläsern. Das tat er immer, wenn vornehme Herren kamen. Dann sah er sich in dem dämmerigen Raum mit der niederen Decke und den Fenstern, die auf einen Lichthof gingen, um. Es roch nach Tabak und Druckerschwärze. Er streifte noch den alten Lüsterrock ab, in dem er zu arbeiten pflegte, und fuhr in ein flotteres Jackett. Dann ging er dem Besucher ein paar Schritte entgegen. Kurt in seiner

tadellosen, spiegelnden Eleganz des ersten Schneiders kam befangen herein.

„Ich wollte vorgestern kommen, nun sind's drei Tage geworden."

„Das geht gewöhnlich so, Herr Baron."

„Und Sie wundern sich gewiß überhaupt, daß . . ."

„Ein Redakteur hat bald aufgehört, sich zu wundern. Nur daß Sie jetzt nach drei Tagen überhaupt noch an die Sache denken, Wien vergißt sie bereits."

„Die Sache war m i r ernst."

„Gewiß, Herr Baron. Wir haben es in der scharfen Anklage gegen uns gesehen."

„Und daß ich jetzt hier stehe, finden Sie . . ."

„Originell!"

„Ich bitte Sie, keine Ironie in diese Angelegenheit zu bringen, Herr Doktor. Sie wissen es genau, daß wir in ihr — Bundesgenossen, nicht Gegner waren."

„Ja, ich weiß das."

„Und ich habe Sie enttäuscht. Sie haben von mir etwas anderes erwartet. Eine Weigerung, die Sache so elend beilegen zu lassen, einen Protest gegen meinen Oheim."

„Erwartet habe ich so kühne Dinge nicht. Vielleicht leise erhofft."

„Und sind nun angeekelt, enttäuscht."

„Ich bin nie enttäuscht, ich lebe in der Welt. Sie taten, wie Sie wahrscheinlich tun mußten."

„Ich war feige. Ich bin es oft."

„Das war nie Bensbergsche Art."

„Gewiß nicht. Aber ich bin nur ein halber Bensberg. Mein Instinkt will richtig, meine Nerven versagen."

„Das muß hart sein."

„Es führt zum Debakel, zu moralischen Verzweiflungen."

„Sie — so bevorzugt." Mellenthin blickte ernst in das Gesicht Kurts.

„Haben Sie solche Stimmungen nie, Herr Doktor?"

„Solche nie."

„Haben Sie nie gekämpft?"

„Ich habe immer gekämpft."

„Aber andere Kämpfe, andere?"

„Harte?"

„Furchtbare."

„Sich selbst verloren Sie nie?"

„Nein. Ich bin wie jeder Mensch an inneren Abgründen vorbeigegangen. Aber nur vorbei."

„Ich beneide Sie tief. Ich kenne Sie schon lange, lese Ihre Schriften, weiß Ihren Werdegang. Alles."

„Weiß ein Mensch jemals alles von einem anderen Menschen?"

„Ich weiß, daß Sie zehn Jahre älter sind als ich, aus ganz armer Familie, nach Wien kamen, um zu studieren, Stunden gaben, um sich und Ihre Mutter zu erhalten, daß Ihre Talente stark und Ihre Jugend elend war. Daß der reiche und menschenfreundliche Beerstein aufmerksam auf Sie wurde an der Hochschule, wo Sie der Sache hingegeben in den Vorlesungen saßen, krank und verhungert, mit glücklichen Augen."

„Herr Baron Bensberg!"

„Ich weiß es — lassen Sie mich's sagen. Sie waren, was ich nie gewesen bin: wahrhaft ein Student mit

einem Aufblick. Sie waren jung. Beerstein, der im Glücke saß, gütigen und warmen Herzens war, wie Juden es sein können, Beerstein drängte sich an Sie heran. Er wollte Sie zum Freund und Ihnen helfen. Sie lehnten beides ab. Sie waren Sozialist. Ohne Haß, der eiserne Feind des Reichtums. Ganz ruhig, nicht aus Neid, aus Überzeugung. Beerstein las damals als Dozent an der Universität. Sie saßen in seinen Vorträgen, er las gut. Er sah Ihre Augen auf sich gerichtet, von innerem Licht erleuchtet. Plötzlich waren Sie nicht mehr da. Sie fehlten ihm. Er hatte lange nach Ihnen gesucht, vergebens. Endlich fand er Ihre Adresse doch. Und fand Ihre Mutter, die es nicht wagte, von ihm etwas anzunehmen, der Sohn wollte es nicht. Dann traten Sie viel später, als Sie sich zum angesehenen Journalisten durchgerungen hatten, bei Doktor Beersteins Blatt ein und hoben dessen Ansehen in hohem Grade. Und kämpfen Ihren Kampf, ehrlich, unbestechlich. Das muß schön sein."

„Wie kommen Sie, mein natürlicher Opponent, dazu, das zu finden? Ich bin der unerbittliche Feind der Anhäufung von Eigentum in einer Hand", sagte Mellenthin zurückhaltend. „Und Sie sind Geheimrat Deitels Erbe. Es ist seltsam, daß wir beide so zusammen sprechen. Daß Sie mich aufsuchen."

„Ich komme in zwei Angelegenheiten. Die eine ist eigentlich geschäftlich. Ich erachte es für richtig, dem Tageblatt die restlichen vierhunderttausend Kronen, die der verstorbene junge Deitels versprochen hatte, für Aktien zu hinterlegen, da ich sein Nachfolger geworden bin."

„Herr Baron, weiß das Exzellenz von Deitels?“

„Er mußte es erfahren. Alle meine Ausgaben gehen durch seine Hand.“

„Was hat er gesagt?“

„Er hat“ — Kurt zögerte — „gesagt: ‚Gut, kaufe das Tageblatt‘.“

„Nicht wahr? Ich weiß es. Das ist auch ganz natürlich. Wenn ich zu bestimmen hätte — würde ich dieses Geld refüsieren. Aber Herr Beerstein wird es annehmen müssen, er ist nicht allein. Nur als gekauft dürfen Sie das Blatt darum nicht betrachten.“

„Ich dachte nicht daran. Aber um etwas wollte ich doch hier bitten. Um Ihre Freundschaft, Herr Mellenthin. Ich habe keinen Freund.“

Es kam knabenhaft heraus, etwas schüchtern, traurig. Der Journalist, der Kurt so oft unter den eleganten jungen Leuten gesehen hatte, stutzte. Er errötete leicht. Eine starke Zurückhaltung trat in sein Wesen mit einer gewissen Verlegenheit.

„Auch ich — habe keinen Freund“, sagte er. „Und in Ihrer Welt kann ich keinen haben. Es geht nicht, Herr Baron. Ich besitze nichts als meine innere Freiheit.“

„Doktor Beerstein steht Ihnen wohl sehr nah?“

„Nein. Ich schätze ihn sehr, aber sein Haus betrete ich niemals.“

„Was?“

„Niemals. Er weiß von meinem Leben nichts.“

„Sie weisen auch ihn zurück?“

„Er ist reich, muß Konzessionen machen, in seiner Stellung. Ich muß das nicht. Es ist mein Halt.“

„Es tut mir leid, Herr Mellenthin. Ich brauchte einen Führer. Ich bin allein in einer — einer . . .“

„Gefährlichen Welt. Das sind Sie wohl. Ich habe großes Interesse für Sie, das Kind zweier Rassen. Manche sagen, daß dies die beste Mischung sei.“

„Sie ist es nicht.“

„Sie haben wundervolle Anlagen und etwas Bestechendes, fast etwas Rührendes.“

„Geben Sie mir einen Rat.“

„Es wird schon spät, Herr von Bensberg. Machen Sie sich zum Herrn. Es ist Zeit. Man kann nur der Knecht der Leute sein, unter denen Sie zu leben erwählt haben, oder ihr Herr. Die Welt der Bankiers, Kommerzienräte, Industriellen und Spekulanten . . .“

„Das ist die meine.“

„Ist heute eine große Welt. Dynastien beugen sich vor dem Glanz des Geldes, der Adel gilt wenig mehr. Opfern darf er sich in großen Zeiten, verarmen, sterben, das ist seine Mission. Die Industrie ist mit Recht, die Spekulation zu unrecht unentbehrlich — und furchtbar. Jede Gesundheit stirbt an ihr. Vielleicht ist sie der Übergang zu großen Reaktionen, zur Volksherrschaft — wer weiß. Aber was Sie sein müssen, seien Sie es ganz, wuchtig, oder machen Sie sich frei. Es kann nicht jeder ein Gewissen haben, nur halbe Menschen kann die Zeit nicht brauchen. Mir ist bange um Sie.“

Kurt sah vor sich hin.

„Sich losreißen vom Amboß, der Existenzen zermalmt, oder mit vollem Hammerschwung an ihm stehen — ein ganzer — Verbrecher.“

„Nun habe ich Ihnen weh getan. Das wäre immer so. Ich würde Ihnen fortwährend weh tun."

Sie schwiegen eine Weile, wie Menschen, die einander lange kennen. Der Bote aus der Druckerei trat ein, er brachte neue Zettel, nach denen Mellenthin mechanisch griff. Er sagte plötzlich erschrocken:

„Der junge Ried hat sich erschossen, der Offizier."

„Um Gottes willen!"

„Da steht's. Heute früh. Man hat die Mutter in eine Nervenanstalt gebracht. Die Großstadt mit ihren plötzlichen Zerschmetterungen."

„Warum? Warum?"

„Seine Mutter trieb ein häßliches Metier. Sie war ein Märtyrerin, die es für den Sohn tat, damit er glänzend lebe. Er starb daran."

„Das habe ich durch den Prozeß verschuldet, der an alle Dunkelheiten gerührt hat."

„Oder vielmehr wir haben es getan. Schade um Ried. Man trifft immer die Unrechten und das ist schrecklich, aber man muß es eben wagen. Opfer zeichnen die Wege zum Siege. Opfer und Giganten."

„Ried, armer Ried! Er war verlobt."

„Es hieß, daß er es nicht mehr war. Haben Sie Gewissensbisse, Herr Baron? Ich nicht. Ich trauere nur. Und nun — will ich Sie zu Doktor Beerstein bringen, der wird sich heftig über Sie freuen."

Eine halbe Stunde später betrat Doktor Beerstein Mellenthins Bureau. „Ich muß Ihnen die Hand schütteln, Kollege, das haben Sie glänzend gemacht." Aber der Belobte knurrte nur, er war in einer seiner bösesten Stimmungen. Beerstein schlich ergeben wieder davon.

12.

An jedem Sonnabend gegen sechs Uhr verließ Therese Bensberg zu Wagen allein ihr Haus. Dann war sie immer in schwere, helle Seide gekleidet und trug keinen Hut, sondern kostbare Spitzen und eine Blume im Haar, Schmuck funkelte an ihren Kleidern und sie duftete nach Rosen. Ein langer Mantel bedeckte diese Pracht, die ihr seltsam stand.

Samstags morgens war sie immer in der Synagoge und saß dort hoch oben stundenlang unter geduckten, betenden Frauen. Sie verstand fließend hebräisch zu lesen und lauschte dem schönen jüdischen Kirchengesang mit Hingebung. An Samstagen schloß sie nie Geschäfte ab, aber wenn man sie um etwas bitten wollte, mußte man es an diesem Tage tun. Da war ihre harte Natur weicher gestimmt, menschlichem Elend näher. Das fanden, die sie kannten, bald heraus. Die Frömmigkeit in ihrer Religion war etwas Ganzes und Heiliges in ihrem Leben.

Abends ließ ihr geschlossener Wagen die eleganten Viertel der Stadt hinter sich. Weit draußen stieg sie aus, damit niemand wisse, wohin sie gehe, verlor sich raschen Schrittes in Gassen und Gäßchen, die von ärmeren Juden bewohnt waren. Hier herrschte Enge, Dumpfheit, schlechte Luft, ein Geschäftstreiben hundertfältig im kleinen, hier wanderten heimatlose, seltsame Gestalten, um die es wie eine Stimmung des Orients wehte, geheimnisvoll. Sie blickten der Frau nach, die an ihnen vorüber eilte und Almosen fallen ließ, um die die Kinder sich gierig balgten. Im Schatten der Däm-

merung, wenn sich hinter den Fenstern vieler dieser Wohnstätten die Lichter zur orthodoxen Sabbatfeier entzündeten, glitt Therese in ein großes, etwas verfallenes Haus, das in einem düsteren Garten einsam dalag. Das Tor ging auf und fiel wieder unhörbar zu hinter der Eintretenden, die Fenster waren dicht verwahrt. Hier wohnte Simon Ray, der Privatgelehrte, der wissenschaftlich religiöse Werke schrieb. Er war ein reicher Mann, der armselig lebte. Es ging von ihm die Mär, daß dieser feinsinnige, kluge und gedankenvolle Mann von fünfunddreißig Jahren nie einem Christen die Hand reichte. Seine Welt, für die er arbeitete und lebte, war das Judentum in einem gewissen fanatischen, altbiblischen Sinn. Er war Philanthrop und gab alles für die Weiterentwicklung semitischen Geistes auf der Erde. Er spürte Talenten nach, ließ Knaben studieren, fundierte Unternehmungen, stiftete Ehen, die in streng jüdischem Sinn geschlossen wurden. Ein Stammesgenosse fand ihn immer hilfsbereit. Er korrespondierte politisch und wissenschaftlich mit den Vereinigungen der Hebräer in allen Ländern und trieb diese Politik der Heimatlosigkeit des Weltbürgertums, die die natürliche Geistesentwicklung einer über den Erdball gepeitschten Rasse geworden ist. Simon war nach den jüdischen Begriffen ein schöner, vornehmer Mann. Er hatte sanfte, dunkle Augen, weiße Hände, sein Haar fiel lang auf den schwarzen Samtrock herab, den er trug. Seine Stimme klang bestrickend, in ihrer ruhigen, von innen beseelten Überredung, es war etwas Adliges in seiner Art. Aber auch eine Unerbittlichkeit war da, der Wille und die Kraft, zu gebieten.

Wie er war, Therese lebte, ihm willenlos untertan. Welches Band sie beide verknüpfte, wußte niemand, die Öffentlichkeit erfuhr von ihren Beziehungen nichts. Er betrat nie ihr Haus, in dem so viele Christen verkehrten, ging auf der Gasse fremd an ihr vorbei. Aber er war ihr Herr, der sie festhielt in unerbittlichen Händen, durch sie Botschaft erhaltend von einer Welt, die seine Seele haßte, durch sie gebietend. Und sie diente ihm, wie jüdische Frauen dienen, ohne zu rechten, blind ergeben. Sie feierte mit ihm diese Samstagnächte, wie die Menschen der alten biblischen Zeit sie gefeiert haben mochten. Im Kerzenschein, festlich angetan, saßen sie an der weiß gedeckten Tafel, auf der die erlaubten Speisen und das Brot bereit standen, von dem sie genießen durften. Simon fragte Therese um nichts. Er hörte schweigend an, was sie ihm zutrug, oft mit einem Lächeln der Verächtlichkeit, in dem etwas war vom Stolze einer königlichen Seele. Sie sah das Bild der Welt als Weib, das sie war, nur in den Spiegelungen ihrer Zeit. Er aber hatte den großen Blick, der über Jahrhunderte hingeht, sie zusammenfassend in menschlichen Entwicklungen. Er arbeitete an einer Geschichte der Juden aller Zeiten auf tiefer historischer Basis. Von dem Werke selbst sprach er nie. Er suchte nur in starken Darstellungen aus dem Leben den Blick der Frau zu weiten, die, eine seltsame Verkörperung modernen, nicht mehr rassereinen Judentums, da vor ihm saß. Er wollte sie zurückgewinnen für seine Welt. Was sich Unedles an ihr offenbarte, schrieb er dem fremden Blute in ihr zu. Sie war — weil dieses Blut in ihr pulsierte — nicht seine Gattin. Er hatte seine eigenen Begriffe von

Moral. Sie waren großzügig und waren herrisch. Er befahl. Das Weib beugte sich.

Therese Bensberg als Dienende war ein sonderbarer Anblick. Aber sie liebte und darum fühlte sie es nicht. In der Stille dieser Feiernächte, in denen die Frau ihr innerstes Leben auslebte und der Mann mehr Tiefes dachte als empfand, aber sich dennoch einer Neigung willig hingab, redeten diese beiden auch ernste Dinge. Die betrafen das Judentum und seinen Vormarsch in der Welt. Die wachsende Macht, die Suggestion des Handels- und Erwerbsgeistes in allen Völkern, die aus Naturvölkern Handelsvölker geworden mit dem Gift der Habsucht im Blut. Dieses Gift auszusäen, seine Ernten zu bewachen war des jüdischen Weltgedankens große Rächermission, für seine Heimatlosigkeit auf dieser Erde: Seid ungenügsam und begehrt, kauft, verkauft, schachert mit allem in euren Händen, werdet atemlos im Jagen nach dem Besitze. Nehmt, raubt! Habet nie genug. Eine Peitsche sei über euch. Ihre Schläge sollen rächen, was wir gelitten haben.

Therese träumte von einem großen jüdischen Staat in der Welt, an dessen Spitze ein König stünde, klug und heimlich gewalttätig, hinter glatten Formen zugreifend mit geschickter Hand und eine Welt in Atem haltend. Simon aber sagte ihr: Wir werden nie arbeiten, wir wollen nur handeln, wir müssen heimatlos sein, es ist unsere Macht. Wir müssen überall sein, unser Blut, unseren Geist mischen mit dem der anderen, zu Gebietern werden in ihnen, ohne daß sie es wissen. Man greift uns nicht und wir sind überall. Die uns bekämpfen, sind uns längst verfallen. Uns gehört die Zukunft.

Nicht der nationale, nicht der Klassen-, der Rassenkampf entscheidet in der Welt. Dann saßen sie einander gegenüber in tiefen Gedanken bis die Lichter erloschen. Zwei Menschen — seltsam verbunden. —

Wenn Therese nach diesen Nächten ihres tiefsten Erlebens in das Tageslicht und die Großstadt heraustrat, sah sie bleich, ja verfallen aus. Die ungeheure Kraftnatur des Mannes schöpfte all ihre eigene Stärke aus. Oft blieb sie vor dem Hause, das sich hinter ihr geschlossen, noch lange stehen, stumm, tot lag es da. Es war nicht ihr Haus, dazu galt sie als zu unrein, ihre Seele zuckte verwundet auf. Grafen und Fürsten hätten sie geheiratet, Simon Ray verschmähte sie als Gattin. Nur Brosamen fielen aus seiner Hand. Eines Tages würde es zu Ende sein, was sie hierher zwang. Ein schönes Judenkind aus reinem Blut zog dann als Herrin hier ein. Oder er blieb allein, ein Messias seines Volkes, schritt über sie hinweg, die für ihn gezeichnet war. Mit hartem Ausdruck ging Therese jedesmal zurück ins Leben. Der Montag fand sie immer mitleidlos.

13.

In kühlen, träumerischen Maitagen, die ihn an die Zeit seiner Lebenswende erinnerten, fuhr Kurt Bensberg durch österreichisches Land. Er mußte in kurzem mit seinem Oheim in Frankfurt zusammentreffen und dann im Juni mit diesem nach Nauheim gehen, wo sich eine glänzende internationale Gesellschaft zusammenfinden wollte. Für ihn war sie interesselos. Sein Traum mit Marie Bodlwing, endgültig begraben, ließ eine große

Leere in seiner Seele zurück. Wien war ihm verhaßt geworden durch die letzten Ereignisse und er sagte sich, daß die Welt ihm vielleicht einmal zu klein werden könne, weil er sie, als reicher Mann, zu stark verbrauchte. Ein Begreifen dämmerte ihm von der typischen Ruhelosigkeit der Geldmenschen; sie jagten wie Verdammte über die Erde hin. Da und dort standen ihnen Erinnerungen auf, die sie zu fliehen strebten, lag totes Land für sie, Häßlichkeit, gelebtes Leben. Auch bei ihm kam das schon so.

In Neuhagen war er noch nie gewesen. Das Neue dieser Reise tat ihm wohl. Er fuhr an stillen, kleinen Landschaften vorüber, die im Frühlingsgrün standen, wie bescheidene Alltagsmenschen im Sonntagsschmuck. Überall wob der Mai des Nordens wie mit zögernder Hand seine zartgrünen Laubschleier, nichts war mächtig oder wundervoll, alles hübsch. Die Dörfchen an Flußbetten, die blaugrün über weißem Kiesel aufglänzten, Dörfer, in denen ruhiges Leben verrann. Gab es da große Schuld in den Existenzen, leidenschaftliche Trauer, verzehrende Wünsche? Der Rahmen war so eng. Wer wenig sah, konnte nicht viel begehren, denn auch das Begehren wuchs mit dem Horizont. Und diese altösterreichischen Provinzstädte, immer in anmutige Gegend gebettet, wußten von den Rieseninduſtrien draußen im Reiche noch nichts. Sie bewahrten sich kleine, feine Individualitäten, ein wenig Exklusivität und Vornehmheit. Sie ließen die Welt an sich herankommen. Landhäuser, alte, einfache Schlösser glitten vorbei. Kunstlose Bauten zumeist, aber nie ohne Stimmung. Wohnstätten alter Geschlechter bis ins äußerste verfeinerten

Bluts. Menschen stiegen aus und ein, die zufrieden aussahen, ein bißchen hochmütig, auf sich beschränkt. Aber mit lebhaftem Mienenspiel und regen Augen, Menschen, die man um etwas zu fragen wagte, mit denen man leicht ins Gespräch kam. Sie schimpften alle über irgend etwas, aber es war nicht so tragisch, sie lachten auch leicht.

Das Volk war durchaus sympathisch, ein ruhiger, fester Schlag. Vielleicht behielt es seine Kinder noch auf der Scholle, die es nährte, arbeitete der Sohn neben dem Vater dort. Ging nicht in die Stadt, um Kellner, Ladenverkäufer, Fabrikarbeiter zu werden, blieb gesund und der Herr einer Handvoll Erde. Vielleicht . . .

Die Namen kleiner Stationen erklangen lässig ausgerufen, denn man nahm an, daß hier doch nur Einheimische fuhren. Es war keiner der großen Reisewege, altmodische Züge gingen behaglich ihres Weges. Ihr Räderwerk surrte ein leises Lied: Lebensbehagen. Gleichmäßig und tief. Ahnungslos, daß es für Kurt Bensberg ein Erlebnis war. Und eine Offenbarung gesunden Kleinlebens, in dem jeder zu seinem Rechte kam. Er war von Kindheit an nur in Luxuszügen gefahren, hatte nur die Unruhen, die Üppigkeiten des Daseins gekannt. Die überheizten Räume, die zu starken Mahlzeiten, von allem das belästigende Übermaß. Heute empfand er Hunger, die primitive Gasthausküche an der Hauptkreuzungsstelle Löwenberg-Tepl mit ihrem zähen Rostbraten und den fetten „g'röstten Erdäpfeln" schmeckte ihm. Dann schlief er eine Stunde tief und traumlos, die frische Mailuft strich dabei zum Fenster herein über seine Stirn. Sie roch nach herber Baumblüte wenig

edlen Obstes, nach Wiesenblumen, Erde und Lebensdrang. Es war, als poche reine Jugend bei ihm an, der sich in Mannesjahren welk fühlte. Es tat unendlich wohl und — weh.

„Station und Schloß Neuhagen, 2 Minuten!"

Kurt stieg aus. Er hatte keinen Diener mit, wenig Gepäck. Ein alter, breitbeiniger Jäger mit einem Dachshund, der seinem Herrn vollkommen in Gang und Bewegungen glich, kam ihm entgegen, ebenso schäbig, als wetterfest in altes Loden eingekleidet."

„Der Herr Baron Bensberg?"

„Ja."

„Ich bin der Forstinger, Euer Gnaden. Der, wo immer beim Herrn Baron dient hat."

„Grüß Gott! Wie geht's meinem Onkel?"

„Haben Euer Gnaden a Bagage? I hätt'n Einspänner vom Bierwirt da."

Sie saßen auf, ein nicht ganz nüchterner Knecht kutschierte etwas wellenförmig eine außerordentlich schlechte Straße entlang, die unsanft anstieg. Der Dackel jagte daneben mit hängenden Ohren, Kurt wiederholte seine Frage.

„Wie geht's Ihrem Herrn?"

„O du mei! Es ist halt so, wir müssen alle sterben!"

Bensberg rief erschrocken: „So elend ist er?"

Der Alte sah ihn von der Seite an. „Soweit elend, wie ma sagt, wär er nöd, aber a Schlagerl hat'n troffen. Seitdem ist er konfus. Und wie ma sagt, man kann ihm das gönnen, weil do alleweil die vielen Brief keman. So was halt ja an urdentlicher Christenmensch nöd aus, a na! Da muß eins der Schlag treff'n."

„Was für Brief?“

„Von die Gläubiger, die Spek'lanten, die Wucherer, wo auf Neuhagen ein Aug' haben und ihm's abg'luchst haben, unsern armen, alten Herrn. Alleweil enger haben's 'n Ring um ihn zogen, alleweil enger. 's is wohl hohe Zeit, daß der junge Herr fürakimmt, 'n Alten b'schütz'n tut und Ordnung machen, daß unserem Baron do's Dach übern Kopf bis zum Absterb'n bleiben tut.“

Kurt fühlte bei diesen Worten einen bitteren Blick, der ihn streifte, einen Richterblick, hart, verständnislos.

„Das Gut ist ja doch schon verkauft“, sagte er heiser.

„A na, na! Kann das wirkli aso sein? Bringen's das z'samm', die Leut, an Absterbenden außerz'schmeißen? 's ganze Volk ist empört. Aber jetzt kommt ja der junge Herr, der wird sich schon als Schildwach vor den Alten stell'n.“

Wieder dieser streifende Blick, halb Frage, halb Mißtrauen. Dann ein Schweigen. Zwei Fremde saßen sie da nebeneinander, er und ein einfacher, ehrlicher Mensch, der nicht begriff. Köstlich hauchte die Nachtluft, Wasser rauschten, die Sterne funkelten auf. An kleinen Heimstätten ging es vorbei, in denen ein Hund anschlug: der Wächter wacht. Es klang so heimatlich. Kinderstimmen — ein Lied auf der Landstraße, der Duft wilder Veilchen im Walde, am Weg. Oben blinkten ein paar trübe Lichter im Schlosse. Und der Weg hinauf war schlecht, schlecht! Als hätte längst kein Mensch mehr, um den es sich lohnte, die Straße da hinauf gefunden, kein Herz.

Manchmal sagte noch der Jäger so hin: „Die Wintersaat ist schön aufgangen. — Sauber tuat's Obst abblüh'n, ohne Frost. A guat's Jahr wird's, mit Gott's Hilf."

Kurt blieb dazu stumm. Was ging es ihn an, was hier lebte und starb? Aus dem Frühlingsdämmern aber sah überall eine Pflicht ihn an, die er hätte erfüllen sollen. Eine unbeugsame, ehrliche, im kleinen große Pflicht. Der alte Mann hatte ihn gebraucht, der alte Name, der hier lauter wie Gold klang. Hier war sein Platz gewesen, seine Mission, die Einlösung ererbter Verpflichtung. Für die Aufgaben hier hätte er ausgereicht. Er wäre ein geachteter und geliebter Mensch geworden, eine einfache Herrengestalt des Adels, wie das Volk sie noch immer liebt. In der Begrenzung reich, mit dankbaren Pflichten. Heute vielleicht Gatte und Vater, durch ein harmonisches Glück vor der Welt beschützt. Wie eine Offenbarung kam es über ihn. Hier war die Stätte! Sie ist nicht mehr. Vorbei. Du hast dein Pfund verspielt.

Der Wagen hielt und ein paar Hunde kläfften, ein schweres, altersschwaches Tor ging auf. Ein Knecht stand da, es gab keinen Diener mehr in Neuhagen. Die Prozesse hatten allen Wohlstand aufgezehrt. Auf der großen Treppe flackerte ein Kerzenlicht trübe, ein zweites in den langen eiskalten Gängen. Neben den beiden kleinen Stuben, die der Baron nunmehr bewohnte, war für Kurt ein Zimmer oberflächlich zurechtgemacht, ein Feuer knisterte im Kachelofen, aber Bett und Wände waren feucht. Auf alten Möbeln und Bildern lag ein Hauch von Staub; Spiegel halb erblindet, blickten wehmütig unklar, hinter schlecht schließenden Fenstern raunte

der Wind. Auf einem Tischchen stand kaltes Wildbret, Obst, Wein und Brot, achtlos hingestellt, dabei nur beinerne Bestecke, zerrissenes Tischzeug mit dem alten Wappen. Niemand erwartete wohl, daß der Gast, der sich angesagt, lange blieb, die ganze Atmosphäre füllte nur eine Stimmung: Verfall und Sterben, ein Lebensende.

14.

Kurt trat zagenden Schrittes bei dem Oheim ein. Vor seiner Erinnerung stand der letzte Spaziergang vor zwölf Jahren lebendig, das feige Schweigen von damals, das abschiedslose Sichhinwegstehlen aus dem geplanten Leben. Das alles türmte sich gleich Hindernissen vor ihm auf, den Mann, der es ihm gut gemeint hatte, zu begrüßen. Aber er konnte furchtlos dem einst so ungezügelten Temperament dieses Greises gegenübertreten, der Neuhagener war auf der linken Seite völlig gelähmt. Aufregungen und Schrecken hatten die natürliche Arterienverkalkung beschleunigt, man mußte ihn füttern und ankleiden, sprechen konnte er noch, zeitweise deutlich, seine Gedankenwelt funktionierte sprunghaft. Er ignorierte das Eintreten des Gastes, der sich zögernd mit traurigem Blick und leise gestammeltem Gruß neben ihn setzte, zuerst und blieb ruhig in seinem Lederstuhl liegen. Ein altes Weib, die Leichenzenz aus dem Dorf, saß hinter ihm. Sie kleidete die Toten an und wartete Kranke. Wie ein vergnügter Raubvogel, der seiner Beute gewiß ist, sah sie aus. Im Ofen flackerte eine Reisigflamme, ein Topf Kaffee stand im Rohr und brodelte. Grau von eingenistetem Tabakrauch war alles im Zimmer, dumpf die Luft, nirgends eine Blume, ein Buch. Die

Einsamkeit der alten Junggesellen sah sich hier besonders trübe an. Als hätte der Mann, der hier abstarb, lange abgeschlossen. Wie eine schweigend bohrende Anklage war es.

„Schlafen tut er halt gar so weng, der alte Herr“, murrte die Zenz gähnend; „'s is alleweil, als ob er hinauslosen tat, ob nöd oans endli zu ihm käm! Aber's is nöd eins kommen, in all die Jahr nöd.“

Kurt schickte sie schlafen. Nun blieben sie allein, er und der gebrochene Mann. Die Petroleumlampe surrte leise, das Ofenfeuer gab Antwort, Mäuse raschelten im Täfelwerk. Der junge Mann sah vor seinen trüben und gewissensschweren Gedanken das Bild aufsteigen, wie hier alles so gekommen war, bis der große Reichtum seine Räuberhand um den kleinen Besitz des vornehmen, in seiner Vornehmheit wehrlosen Menschen schloß. Ein direktes Angebot, Neuhagen zu kaufen, war nie gekommen, nur indirekt untergruben Hände jedes Fundament, auf dem es stand. Es fiel wie eine haltlose Frucht vom Baume in diese gierig ausgestreckten wartenden Hände. Kein Geschäft, nur ein Triumph war das, sollte das sein, die Siegesbetätigung einer Macht, einer Macht, die im Staate die Kleinen enterbte. Und er, Kurt, sollte der Gewinner sein in dieser Transaktion. Konnte er jemals hier leben, wo Schatten umgingen, konnte er aus Ruinen aufbauen, er? Das nicht. Niemals wollte er dieses Haus wieder betreten. Gramvoll durchwachte er diese lange Nacht. Der Neuhagener schlief manchmal ein wenig, einmal zog in einem Traum ein krankes Lächeln um seinen Mund. Ein paarmal schluchte er auf wie Kinder, murmelte etwas, kroch in sich zusammen.

Als der Morgen dämmerte, schlief auch Kurt ein. Mit schmerzenden Gliedern erwacht, sah er den Alten aufgerichtet im Lehnstuhl sitzen und ihn ansehen. Um seine Lippen zuckte ein wenig der frühere, humoristisch trockene Zug.

„Na, Bub, bist kommen?“ sagte er mühsam, aber deutlich. „Bist endlich kommen, mein Bub? Ich hab' mir immer denkt, du kommst doch wieder, grüß di Gott, mein lieb's Kind! Spät sein tut's halt schon.“

Da legte der Junge seinen müden Kopf mit der heißen Stirne an die Lehne des Armsessels und blieb da still. Der Alte schien es wohlig zu empfinden. Stundenlang saßen sie so.

Kurt Bensberg begrub seinen Oheim, den letzten Neuhagener, feierlich und stand an seinem Grab. Nach der Feier reiste er augenblicklich ab. Die letzten Worte des Sterbenden waren gewesen:

„Bist halt doch zurückkommen, mein Bub. Hast dich heimg'funden, Kurtl! Schau, wir haben viele Fehler, aber 's lebt sich doch besser bei uns.“

Er verschied sehr sanft.

15.

Nauheimer Junitage. Über dem schönen Parke, der anmutigen Gartengegend, voller Sonnenglanz, das weiße Kurhaus, über seiner Terrasse thronend, immer festlich mit Flaggen und Bannerschmuck. Die Vorsaison der vornehm-reichen Leute aus aller Welt, elegantes Russentum, rücksichtslose herrische Engländer, laute Franzosen, auffallende Amerikaner, Deutsche als die bescheideneren

Hausherren. Darin, als Kern eine internationale, ausgewählte Gesellschaft, die alle Augen diskret und indiskret auf sich zog. Die wohnte im Grand Hotel Jeschke, in den vornehmen Sanatorien der Kurstraße, die gab das Geld aus und den Ton an.

Täglich, in spiegelnder Morgenfrühe, wenn die noch ausschliefen, die sich am Abend vorher im Kurhaus heftig amüsiert hatten, ging den Weg zum Teichhaus entlang und weiter noch eine schöne, junge Frau. Sie badete ihre Schönheit in der Morgenfrische gesund vom Brand der Welt, deren Mittelpunkt sie war. Erst ging sie spazieren, hinein in das ruhige, hessische Ernteland, immer zur Kirche. Benedikte Graincourt war fromm, wie Benedikte Estrieses es gewesen.

Sie wohnte im Sanatorium Grödel, und hatte in diesem glänzend geführten Haus eine ganze Reihe von Räumen inne, hatte ein Reitpferd mit, ein Auto und zwei edle Hunde, für die Quartier im Orte gemietet war. Ihre Halbtrauertoiletten aus Paris waren das Ereignis für die weiblichen Kurgäste, ihr Erscheinen machte Sensation. Sie, die der Graf Graincourt mittellos zurückgelassen hatte und die trotzdem wie eine Fürstin des Geldes lebte, war noch immer zart wie eine Blume anzusehen. Die gleiche Samthaut, der reine Glanz der Augen, die vollendeten Linien der Gestalt, wie einst. Das wildeste Weltleben in ganz Europa, die Ehe mit dem zügellosesten Spieler hatten die Klarheit ihrer Erscheinung nicht berührt. Um sie mochte Sturm gerast haben, maßlos war ihr Erleben, sie aber behielt ihr Ebenmaß, die faltenlose Stirn, das süße, erdenferne Lächeln. Ihre Verhältnisse berührten sie nicht. Sie

liebte den späten kleinen Bruder, dem sie ihre Enterbung verdankte, sie ehrte die selbstsüchtigen Eltern, die ihrer vergaßen, sie verzieh alles und begriff alles. Eine kleine Herzstörung war es, die sie hergeführt hatte, auf dem Wege von Rom ins Sommerquartier. Sie reiste und lebte wie eine, die nicht zu rechnen hatte und die Welt kniete vor ihr.

Benedikte ging langsam an gepflegten Wiesen hin, auf deren gemähtem Gras der Tau lag. Die ersten Rosen blühten, von Akazien schneite der Sommerschnee. Er fiel auf ihr weißes Kleid und den Spitzenhut mit den Veilchen, der breitrandig über ihrer Stirne lag. Sie trug ein Gebetbuch in altem florentinischen Einband, mit Edelsteinen besetzt, in der Hand. Ihr Gesicht hatte den Ausdruck eines jungen Mädchens am Lebensmorgen, unberührt und frisch. Fast niemand begegnete ihr, niemand, den sie kannte, ihre exklusive Welt war sehr klein. Die beiden Hunde sprangen spielend voraus, haschten nach den Sonnenflecken. Am Teichhaus war noch vollkommene Stille. Die Liebesinsel mit den hohen Bäumen, die sich breitästig im Wasser spiegelten, lag schattenvoll inmitten der ruhigen, kleinen Wellen, die so sachte atmeten wie eine Kinderbrust. Auch das große alte Haus schien kaum erwacht, als sie an ihm vorbei ging, den schmalen Kiesweg entlang ins Grün, den Golfplätzen zu. Das alles war jetzt unentweiht von Menschen, darum selbst in seiner Einfachheit schön. Auf einem tiefgelegenen Bänkchen mit der Aufschrift: „Nur für Fischer" saß ein alter Herr, der Geheimrat von Deitels aus Frankfurt. Schon tadellos für den Tag angekleidet, rauchte er eine leichte Zigarre von feinem

Duft. Neben ihm lag ein Bund rotgesprenkelter Orchideen, die Spezialität einer berühmten Frankfurter Gärtnerei, dabei ein leichter Reisestaubmantel. Benedikte blieb stehen, Deitels erhob sich und begrüßte sie mit einem besonderen Respekt, in den sich eine Nuance zarter, erfreuter Familiarität mischte. Er musterte sie dabei sehr scharf. Aber ihre Schönheit hielt ihm ruhig stand.

„Wollen wir vor Ihrer Abreise Milch trinken gehen?" sagte sie. „Ihr Zug fährt um zehn Uhr vierzig Minuten."

„Eine Frau, die so präzise alles weiß, ist wunderbar. Ja, ich habe Zeit."

Es klang nicht, als ob sie sich hier verabredet hätten. Gemächlich schritten sie dem Golfplatz zu. Er hatte die grausamen Blumen in ihren Arm gelegt, sie ruhten wie Blutstropfen an dem Kleide, das weiß und duftig war.

Nach einer Weile bemerkte er flüchtig: „Es ist besser, wir sprechen uns hier als bei Ihnen."

„Sicher. Aber ich wäre nach Frankfurt gekommen."

„Auch das fiele auf. Um mich sind immer Detektivs."

Deitels sagte es befriedigend. Benedikte verzog die Lippen.

„Hier, vor meiner Abfahrt sind wir ungestört. Ich kam gestern an und verlebte den Tag mit Kurt, ich habe Sie nicht gesehen."

„Ich war mit dem Auto in Wiesbaden."

„Allein?"

„Der Prinz fuhr mit."

„Vergeuden Sie sich nicht, Gräfin Benedikte."

Sie sagte spöttisch: „Mein Gott, der Prinz! Nimmt man das ernst, so etwas?"

„Er ist vollständig verschuldet. Trotz — hm — unserer Hilfe beträgt sein Defizit ein und eine halbe Million. Man wird ihn baldigst unter Kuratel stellen und standesgemäß verheiraten.“

„Sie zeigen sich gern mit ihm, Exzellenz.“ Es kam sehr sanft heraus.

„Ich, nein! — Es ist eine Schwäche von Kurt.“

„Oh, von Kurt!“

„Sie haben Kurt doch schon gesprochen?“

„Ich habe ihn flüchtig im Hotel Jeschke gesehen, als ich dort bei den Gontermanns zum Diner war.“

„Kommerzienrat Gontermann, Bernsteinfischereien, nicht?“

„Ja, die Tochter singt. Sie tritt aus Liebhaberei in Konzerten auf, wobei sie vorher alle Plätze aufkauft und verschenkt.“

„Weil sie alles hat, nur keine Stimme.“

„Ach, es ist eine kleine Manie! Wie ihr burschikoses Wesen bei ihrer für immer vom Spießertum gezeichneten Erscheinung. Sie möchte so gern einen schlechten Ruf haben, es geht nicht. Wer sie sieht, glaubt unerschütterlich an ihre Tugend.“

„Die Ärmste! Nichts zu wollen! Und bei diesen Leuten waren Sie?“

„Ich bin gezwungen, mir das Wohlwollen derer zu erhalten, auf die ich früher herabsehen konnte, es sind gute Menschen. Wenn man den Gesang der Tochter anhört und bewundert, erreicht man alles von ihnen.“

„Sie sollten das nicht nötig haben, Gräfin Benedikte.“

„Lassen Sie die Gräfin, Sie sind ein alter Freund.“

„Der bin ich. Ich habe Ihre Laufbahn immer verfolgt, von ihrer Kindheit an, Sie machten mir einmal einen Strich durch die Rechnung, Ihr Temperament, an das ich gar nicht geglaubt hatte, ging mit Ihnen durch.“

„Ich habe es nie bereut.“

„Sie bereuen nie etwas.“

„Nie. Das gibt zu viel Aufenthalt im Leben.“

„Darin haben Sie vollständig recht. Und Kurt also. Sie haben ihn schon gesprochen?“

„Wir wechselten ein paar oberflächliche Worte, das war alles. Er saß allein an einem Tisch, war in Trauer und sehr ernst.“

„Die Marotte, um diesen verrückten Neuhagener zu trauern! Übrigens es sieht gut aus! Es hat ihm wohl Eindruck gemacht, Sie wiederzusehen?“

„Hat er Ihnen nichts davon gesagt?“

„Kein Wort. Er erwähnte, zu meiner Verwunderung, die Begegnung mit Ihnen gar nicht.“

„So?“

„Und ich hatte doch die Empfindung, sie beschäftigte ihn. Aber — Sie wissen es ja bereits, ich darf ihm alles geben, genieße jedoch nicht sein Vertrauen.“

„Er hängt von Ihnen ab, aber er dient Ihnen nicht. Ist das nicht ein gefährliches Verhältnis?“

Der Geheimrat schwieg auf diese in vagem Tone gestellte, beinahe unpersönliche Frage.

„Wie fanden Sie Kurt?“ fragte er dann.

„Ganz verändert. Er ist ein anderer geworden, als der junge Mensch war, der mir vorschwebte. Man könnte Furcht vor ihm empfinden.“

„Sie — Furcht? Sie haben ein Leben an der Seite des Grafen Graincourt gewagt und überstanden."

„Es ist furchtbar, aber auch schön gewesen, er war etwas Ganzes."

„Eine ganze Bestie, ja."

Benedikte lächelte, und es lag etwas in diesem Lächeln, das frösteln machte.

„Wenn man, einer Bestie gewachsen, selber eine ist", sagte sie mit herausfordernder Munterkeit.

„Oh! Oh!" Auch der Geheimrat lachte jetzt. „Engel dürfen sich so etwas zu sagen erlauben."

„Herr von Deitels, Sie sind zu klug, um nicht zu wissen, wer ich bin, Vollblut in gewissem Sinne, eine reine Rasse. Ich habe Anlagen und habe alles gelernt, was die Welt zu lehren hat, was ich bin, werde ich immer vollkommen sein, etwas Ganzes. Sie haben mich angeworben, um eine Mission zu erfüllen. Wenn ich die durchführen soll, rechnen Sie mit meiner Wesenheit. Ich bin weder veranlagt, hemmende Furcht zu empfinden, noch zu leiden, noch mich zu bescheiden. Ich führe durch."

„Darum rief ich Sie. Ich wußte, daß es Ihnen schlecht ging und daß Sie das Leben neu zu beginnen hätten, ich setzte Sie instand, das zu tun. Ich gebe Ihnen erstklassige Möglichkeiten für eine frische, glanz- und machtvolle Existenz. Sie haben nichts zu tun, als einen Menschen zu bezwingen, der immer eine Halbheit und mir feind bleiben wird, ein fremdes Element in meiner geschlossenen Welt. Ich habe mich mit ihm belastet, ihn abstreifen kann und mag ich auch nicht mehr. Ich bin alt, mein Haus ist zu bestellen, er aber ist nicht

Geist von meinem Geist, er verrät mich täglich, stündlich. Er heißt mein Erbe, Sie aber sollen als seine Frau seine Herrin und meine Erbin sein, das habe ich beschlossen, Benedikte. Ich besitze viel, es muß erhalten, vermehrt werden in meinem Geist. Kurt soll nie mündig werden, nie frei darüber verfügen können, nie! Ich dulde es nicht, daß mein Geld, mein geliebtes Geld den Massen hingeworfen werde, die ich hasse. Verstehen Sie mich?"

„Ja."

„Wollen Sie?"

„Ich will — aber es wird schwer sein."

„Er muß sich verlieben, blind und toll verlieben! Dazu ist er fähig."

„Es ist etwas in seinem Gesicht, etwas, das mich an diese Massen erinnert, denen wir nichts abgeben wollen. Etwas, das, wie soll ich es ausdrücken, erschreckt. Und warnt — ja warnt."

„Er hat das einzige Erbteil einer verkommenen Rasse, von kranken Leuten. Ehrbegriffe statt Gehirnfunktionen. Er züchtet an einem engen Gewissen und foltert sich damit."

„Ja, in seinen Augen ist Qual."

„Sie haben sehr genau hingesehen."

„Scherzen Sie nicht, er macht mir kalt im Rücken, wie man bei uns in Frankreich sagt."

„Und Sie machen ihm heiß im Herzen. Gefällt er Ihnen gar nicht, er, der so begehrt ist?"

„Ich weiß es nicht. Es reizt mich, ihn niederzuzwingen, er stößt mich ab — er lockt mich."

„Alles, was wir brauchen. Treten Sie so glänzend auf, Benedikte, als Sie es für richtig halten, ich bin

unbedingt Ihr Bankier. Aber seien Sie klug. Feinheit im Luxus brauche ich Ihnen nicht zu empfehlen, Sie verletzen die Linie nie. Hier müssen Sie mit einer besonders sensitiven nervösen Natur rechnen, nicht rechten. Wir wollen Konzessionen machen, um später die Herren zu sein! Vollkommen die Herren dann! Das wird prachtvoll sein. Er liebt Sie und sinkt in Ihrer Hand zur Puppe herab. Sieger bleiben doch schließlich wir. Die reale Welt kann keine Idealisten brauchen, ihre Basis sind Schlauheit und Gewalt. Auf dem Volke muß die unbeugsame Hand der Besitzenden liegen, die es niederhält, Almosen erkenne ich an, die Pflicht, zu geben, nicht. Es sehe jeder selber, wo er bleibe, was er dem Leben abzwingen kann, zur Ausbreitung seines Ichs, denn Ichnaturen sind wir alle, verhüllt oder unverhüllt, mit dem Willen zur Gewaltherrschaft."

„Ich liebe die Wohltätigkeit sehr", sagte sie. „Ich gebe gern mit vollen Händen."

„Das können Sie als Baronin Bensberg tun, Benedikte. Es ebnet ja auch den Weg in die höchsten Kreise, es deckt Sünden zu und versöhnt. — Hier sind wir angelangt.

Sie saßen hinter den Milchgläsern auf dem kurzgeschorenen Rasen, vor den Golfhütten, frisch strich die Luft über die Wiesen und Feldbreiten hin. Sie sahen ruhige Leute zur Arbeit gehen, der Ton dieser Arbeit klang übers ganze Land. Er war wie rhythmische Musik, die die Seele in Frieden einlullt, er gab dem einfachen Horizont den Reiz schlichter, leicht gefärbter Alltagsbilder. Im nächsten Dorfe läutete es zum Frühgottesdienst. Da gingen Menschen, um zu beten, in die

Kirche, Menschen, die für Weniges noch dankbar waren, dankbar für ihr erarbeitetes tägliches Brot. Das gab es noch, es war sogar die Mehrzahl, die so fühlte, und darum ging die Welt noch ihren Gang.

Benedikte trank die Milch mit Überwindung, aber sie trank sie für ihren Teint. Der Geheimrat hinwieder genoß sie für seine Gesundheit, um die er sehr besorgt war. Er ließ sich wöchentlich genau untersuchen, gebrauchte mit ängstlicher Genauigkeit seine Kuren und hielt sich alle Aufregungen kategorisch fern. Er hatte eine wundervolle Herzlosigkeit in sich gezüchtet, die ihn wie eine Rüstung erster Qualität gegen alles wappnete, eine Meisterschaft, die Stunde auszuschlürfen, völlig zu genießen. Man sah ihm seine eiserne Widerstandsfähigkeit an.

„Es ist reizend, Benedikte, so mit Ihnen hier zu sitzen. Ich beneide Kurt, aber er ist ein Narr. Wird er genießen, wie ich genieße? Ich werde öfter kommen, um unauffällig nachzusehen. Es wird mir dies eine raffinierte Freude bereiten, ich bin Feinschmecker. Sie haben vier Wochen Zeit, länger kann ich ihn hier nicht halten. Es wird ein schöner Sieg sein."

„Vielleicht — vielleicht nicht. Dieser Gattung Menschen begegnet man in der Welt so selten."

„Sie ist doch da, wir Reichen fühlen sie, sie ist gemacht, uns zu stören und zu verwirren, sie tut das, wo sie kann. Zersetzung nenn' ich das. Die Massen empören sich nie, es ist immer ein einzelner, der sie aufpeitscht, selten ein wirklich Starker. Wenn wir beide die Herren geworden sind, werden wir Kurt heimzahlen, was ich durch ihn durchgemacht und eingebüßt habe. Rache ist

süß und wird kalt genossen. Ich freue, ich freue mich, Benedikte!"

„Sie setzen nie voraus, daß ich Ihren Neffen lieben könnte."

„Lieben? Sie? Benedikte! Würde ich dann verhandeln, dann vertrauen, Ihnen eine Mission aufgeben? Ich stelle Sie doch hoch."

„Ja" — es kam langsam heraus — „Sie haben recht. Sie beurteilen mich richtig. Aber — wäre es nicht einfacher, Deitels, Sie heiraten mich, ich schenkte Ihnen einen Sohn und Erben." Es kam frisch und keck heraus.

„Ich bin ein Siebziger, ich . . ."

„Einerlei."

Es zuckte ein wenig um die Mundwinkel des Geheimrats. „Sie sind ein Engel, zweifellos. Aber ich bin kein Egoist, vergreife mich an keiner Jugend. Ich bin ein religiöser, anständiger Mensch, liebe, schöne Gräfin."

Er umschloß die weiße Hand, die neben der seinen auf dem Tische lag, mit festem Druck.

„Führen Sie aus, was wir so gründlich besprochen haben. Schalten Sie mit mir Kurt aus, legen Sie ihn lahm und ich werde Sie zu einer Königin des Lebens machen."

„Ich will es versuchen", sagte sie.

16.

In Jeschkes Halle saßen junge Leute in weißen Tennisanzügen und unterhielten sich. Unter ihnen etwas abseits zwei Offiziere auf Urlaub, ein Herr von Mühlen und ein Leutnant Geberberg. Der letztere wohnte nicht

im Hotel, sondern viel bescheidener, „unmöglich", wie Mühlen, sein älterer Regimentskamerad, sich ausdrückte.

„Wenn Sie nichts vorstellen, wie wollen Sie's zu was bringen?"

„Zu was soll ich's denn bringen?"

„Na, Mensch, zu einer reichen Heirat. Dafür legt man doch was an."

„Ich nicht, denn ich suche keine."

„Was Sie nicht sagen! Sind Sie ein bißchen meschugge? Man hört doch allerhand Verlobungsgerüchte über Sie."

„Ja, aber besonderer Reichtum hat nichts dabei zu tun."

Mühlen sah den jungen, hübschen und überaus lebensfroh dreinblickenden Kameraden scheu von der Seite an.

„Sind Sie vielleicht ein Idealist oder wollen Sie sagen, daß Sie mit dem Ihren auskommen?" sprach er, unangenehm berührt.

„Ich komme aus."

„Sie sind ein kolossal ordentlicher Kerl, Mensch." Der andere lachte. „Von mir kann und will ich das gar nicht sagen. Ich komme nicht aus. Es ist mein Schicksal und meine Pflicht, mir einen reichlich vergoldeten Schwiegervater zu suchen."

„Darum wohnen Sie hier im Hotel, wo ja allerhand solches selbstgefällig herumläuft. Gefallen Ihnen diese guten Leute?"

„'s gibt ganz famose unter ihnen."

„Sicher."

„Ja, aber die Nachfrage ist auch enorm. Um diese Goldmädels ist ein Betrieb, ein Zustand! Das liegt

mir nun nicht. Ich lasse denn doch die Sache an mich herankommen."

Der junge Geberberg mußte herzlich lachen, Mühlen machte es immer so. Er lebte in der Garnison sehr sparsam und fing jedesmal seinen vierwöchigen Urlaub im größten Stil an. Er reiste vornehm, warf leger mit dem Kleingeld um sich, stieg nur in den teuersten Hotels ab, verschloß sein Auge und Herz der Schönheit und legte sich bloß auf die Lauer nach dem Gewinn. Eigentlich lag das auch ihm nicht, aber er redete sich unerbittlich eine Versorgungsehe ein. Einmal war er millionenwärts verlobt gewesen, die Sache zerschlug sich mit ziemlichem Krach seinerseits. Sowie es ernst wurde, saß ihm der peinlich anständige Mensch im Nacken, der vieles nicht hinnehmen konnte, nicht vertrug, es war fürchterlich. Er hielt sich selber ingrimmige Lehren, jeder Urlaub endete mit einem Defizit. Andere Kameraden, die dickhäutiger waren, fanden sich in die Eigenheiten der reichgewordenen Leute, zogen ab mit der Braut in das üppige Millionenmilieu, an dem die auf Bescheidenheit nun einmal aufgebaute militärische Laufbahn sehr oft scheiterte. Aber was machte das aus? Und wenn man dann im Leben diesen übersattgewordenen, situierten Menschen einmal wieder begegnete, die einst Gesinnungsgenossen, enge Freunde gewesen, dann stieß man bei ihnen auf gänzlich neue Gesinnungen. Die eigene Welt hatte sich hinter ihnen geschlossen, sie sahen ein wenig geringschätzig auf sie zurück. Sie verstanden die einstigen Kameraden kaum mehr, schmückten aber mit ihnen gern ihren Salon. Wenn einer etwas vermißte, das er einst besessen, er sagte es niemals. Das war eben so.

„Bin ich indiskret, Geberberg, wenn ich frage, ob Sie wirklich verlobt sind?"

„Ich bin es, ja."

„Fräulein von Wettin? Sie ist ein reizendes Mädchen."

„Ich find's."

„Und es stimmt alles?"

„Tadellos. Was wir brauchen, ist da."

„Sie haben's gut. Ich meine aber, es liegt in Ihnen, Sie verlangen nichts Überflüssiges vom Leben."

„Nein. Ich habe mich immer an weise Beschränkung gehalten in gewissen alltäglichen Dingen. In anderen bin ich anspruchsvoll."

„Also wirklich ein Idealist", sprach Mühlen tiefsinnig. „Und wann heiraten Sie?"

„Sobald meine Braut kochen kann."

Beide lachten über die prompte Antwort. Gerberberg sah strahlend aus.

„Hm, macht Sie das Beispiel dieses Leutnants von Gagern nicht irre? Denken Sie bloß: Zweiundzwanzig Jahre alt, ein ziemlicher Strick gewesen, nur geleistet, was ihm paßte, genial veranlagt bloß für den Lebensgenuß im größten Stil. Talentierter Kerl, ja, aber macht Geschichten, daß sich seinem Vater, dem Oberst, die Haare sträuben. Und dieses so harmlos wirkende Bürschchen, das in Zivil wie ein Magister aussieht, heiratet im August das reichste Mädel von Bremen, Senator Gregoris einzige Waise! Ist das nicht ein blödsinniges, ekelhaftes Glück, das der grüne Kerl hat?"

„Es kommt darauf an, wie sie ist."

„Das sagen Sie immer. Ich finde, von der zweiten Million an ist das egal."

„Mir wäre es immer die Hauptsache."

„Hören Sie, Geberberg, er liebt sie reichlich wenig, glaube ich, obschon ihr Bild nicht übel aussieht, nur etwas kantig, so'n grobknochiges, festes Geldmädel, das weiß, was es will. Gestern früh bekam er einen Brief von ihr, den trug er abends noch uneröffnet in der Tasche."

„Was Sie alles erfahren!"

„Gott! ich beobachte die Leute, die Karriere machen, um ihnen was abzulernen. Abends sitzen wir immer in der Bar beisammen, Gagern kann ohne Sekt nicht leben. Wenn er genug hat, dann rechnet er immer nach, wie lange seine Freiheit noch dauert."

„Aus Sehnsucht?"

„Na! — Sein alter Herr war's nämlich, der hat die Sache gedeichselt, kam bei Frau Gregori in Bremen dienstlich ins Quartier. Sah sich den blödsinnigen Mammon an auf schwerer Basis, sein Junge fiel ihm ein, wurde herkommandiert. Vater Gagern war vorher mit dem Fräulein schon im reinen, er warb eigentlich um sie. Hierauf fuhr das Geldmädchen nach Dresden, sah sich die Familie an, die Verbindungen. Alles paßte ihm. Zuletzt kam der Junge dran, der ergeben parierte. Sie nahm ihn denn."

„So wird's gemacht! Er sieht nicht unglücklich aus."

„Ach nee! Er sagt täglich, er freut sich, besonders nachts beim Sekt.

„Sie sind sehr boshaft, Mühlen. Mir mißfällt Gagern nicht. Er ist hell, geweckt, voll Talent, etwas fahrig zwar, aber eine ernste Schule könnte aus dem

Mann was machen. Das sind die Leute, die in die Kolonien sollen, wo jede Versuchung zum Wohlleben aufhört. Sie können, richtig eingestellt, Bedeutendes leisten. Das Spürchen Abenteurertum in ihrem Blut, die Revolte gegen die Schablone wird zum Körnchen Salz, das notwendig ist. Schade! Als der Mann der reichen Frau wird so einer zur Sektleiche!"

„Na, ich beneid ihn doch heftig. Hören Sie, bin ich nicht ein anderer Kerl, wie er, stell ich nicht mehr vor als er?"

„Sicher."

„Und wo sind meine Chancen? Na, wenigstens habe ich mich an die Gesellschaft hier 'rangemacht. Wir begießen uns alle fast allabendlich die Nase gründlich, dabei taut man auf. Gagern läßt kolossal auffahren — revanchieren muß man sich natürlich auch. Kommen Sie doch auch mal wieder 'ran, Geberberg."

„Ganz gern. Was ich von diesem Gagern habe beobachten können, war wirklich von Interesse. Ganz objektiv. Es hat auf mich gewirkt, tatsächlich. Eine merkwürdige Psyche, an der dieser Mensch krankt! Ehrenmann, stolz, jedenfalls korrekt im Denken, verliert er sich in einer gewissen Atmosphäre sofort. Das ist die Atmosphäre der großen Vermögen, die ins Uferlose gehen und kommen, man weiß nicht genau woher. Da wird seinesgleichen krank, beginnt zu zittern, verwirrt sich, ist plötzlich kritiklos. Seine Augen, in denen eine ganz unbewußte Gier auftaucht, haften an den Steinen und Spitzen, die eine Frau trägt, die Frau selbst sieht er gar nicht. Er schätzt nur ab, er rechnet, tastet nach dem Gefunkel, seine Seele stammelt: Wie wird's gemacht?

Wie mach ich Beute, auch ich? Und er wird wirklich krank, ihn ekelt sein vornehmes, anständiges Leben in der Beschränkung, die gesund erhält. Er leidet — bis er unheilbar geworden ist und dem großen Rachen verfällt, der Arbeitsexistenzen, die dem Vaterlande nützten, lahm legt. Das ist im Staate, der doch eigentlich jedes Menschen bedarf, die Ausschaltung der Kraft durch die Geldanhäufungen in einzelnen Händen, eine soziale Katastrophe. Gagern wird nie mehr ein guter Offizier sein. Wozu? Er hat's nicht nötig."

„Freilich, die Rackerei."

„Und sehen Sie, um dieser Dinge willen tut er mir in der Seele leid. Er erhält viel, aber er bezahlt mehr."

„Oho!"

„Er bezahlt mit den inneren Werten des Mannes, mit seiner Schaffenslust und Schaffenskraft. Wissen Sie, daß das schrecklich ist, Herr Kamerad, ja, schrecklich?"

„Sie sind ein Grübler, Sie."

„Ich? Alles eher als das. Ich bin stolz und glücklich in meinem Berufe, mit meinem kleinen Vermögen, meiner Heirat nach freier Wahl. Ich habe gute Nerven und einen starken Willen, in meiner Seele weht frische Luft. Ich dien' und bin dabei so frei! So frei in meinem Inneren! Das kauft mir keiner ab."

„Sie sind — Sie sind wirklich ein sehr ordentlicher Kerl, Geberberg. Ich muß es wiederholen, mich hat die verfluchte Seuche ja auch schon."

„Merkwürdig, Mühlen, im letzten Augenblick, vor der entgültigen Entscheidung sind Sie doch immer wieder kerngesund."

„Na! Na! Da kommt Gagern. Donnerwetter! Nun ist's ihm schon geglückt, was er sich so sehr wünschte, er hat sich an unseren Krösus 'rangemacht."

„Diesen Baron Bensberg? Den Bankier des Prinzen Eschingen?

„Haben Sie sich das neue Auto unten angesehen, das der Geheimrat Deitels aus Frankfurt geschickt hat? Es soll dem Prinzen zur Verfügung stehen. First rate, sag ich Ihnen."

„Die Leute haben's dazu."

„Schön ist ja die Geschichte dieses Deitelsschen Riesenvermögens nicht, das weiß jeder. Aber es regt keinen auf."

„Den kleinen Prinzen gewiß nicht."

„Wo wäre das Bürschchen, dieses Anhängsel großer Familien, ohne solche Leute?"

„Bescheiden auf der Hochschule, wo er hingehört, als Student, was ihm bedeutend besser bekäme als diese Lebemannexistenz."

„Sicher. Aber er hat Geldgeber gefunden, die für ihren offenen Beutel seine Gesellschaft beanspruchen. Sie bezahlen und er muß sich mit ihnen zeigen."

„Bis die Familie einmal dreinfährt."

„Dazu ist es reichlich zu spät. Der junge Kerl hat sich einen Renaissancepalast eingerichtet, blind drauflos gekauft, führt ein Haus im größten Stil. Er hält sich eine Hausdame, er gibt Empfänge, das Bürschchen, ich bitte Sie! Um zu diesen Empfängen Zutritt und damit das Entree in die Gesellschaft, die sich die gute nennt, zu verschaffen, machen es strebsame, reichgewordene, bis dahin noch nicht salonfähige Leutchen so. Die gute, alte

Hausdame, ein treues Luder, zu allem fähig für ihren jungen Herrn und Tyrannen, modelliert. Die Kunstwelt weiß ja nichts von ihren Leistungen, aber die sind auch hier nicht wichtig. Mistreß Sumerville, die lustige, alte Gouvernante, modelliert. Sie ist eine der Existenzen, die das Haus Eschingen unter vielen anderen konsumiert hat, harmlos wie diese Leute eben Menschen konsumieren. Die Sumerville, armes gesträubtes Huhn, verlangt für ihre Plastik bis zu zehntausend Emchen und mehr, wenn's einer gibt. Da war eine geschiedene Regenschirmmacherin aus der Provinz, dort anrüchig. Sie hatte im Laden gestanden und heiratete in zweiter Ehe einen unheimlich reichwerdenden Lieferanten großen Stils. Es hatte in ihrer Heimat niemand mit ihr verkehrt. Die Sumerville sah sie bei einem Fest, sie modellierte Madame Wertberger. Madame Wertberger bezahlte dafür mehr als zehntausend und erschien beim nächsten Empfang im Palais Eschingen."

„Üble Geschichten!"

„Auswüchse der großen, unreellen Vermögen. Blicken Sie sich um in dieser Welt, die das Geld regiert, dort ist keiner was, er hat nur alles, er kauft sich das Leben, er lebt es nicht. Da ist Blürstein, der jährlich eine Oper aufführen läßt. Die Oper ist nicht von ihm und schlecht ist sie auch noch, aber er kauft alle Plätze, bezahlt alle Auslagen, beschenkt die Kritik, die Oper hat Erfolg. Begabte Komponisten müssen zurücktreten. Da ist die erlauchte Fürstin Boitzenberg-Tracht. Sie hat als Fräulein Itzer eine halbe Million gezahlt für ihren Titel, war nie eine Frau, hatte ihren Gatten einmal gesehen. Er gab seinen Titel und sie schickte ihn

zum Teufel. Da ist der reiche Emmermann, der sich zu Tode ißt und trinkt. Seine Umgebung hungert, seinen Leuten setzt er die Löhne herab, so oft er sie besonders angestrengt hat, er schlemmt wie ein Falstaff und konsultiert täglich den Arzt. Er ist ein Aufgegebener und baut sich Paläste. Wir hatten einmal im Zug einen Unteroffizier, brav, bescheiden und anständig, auch ganz zufrieden, der Mann spielte in der Lotterie. Er macht einen Treffer, und wissen Sie, was seine erste Tat war? Er geht und nimmt sich im Hoftheater die ganze Proszeniumloge. Die ganze Loge für sich allein. Darin sitzt er Abend für Abend, bis der Gewinn alle war, ganz allein in den Wagneropern, die ihn zur Verzweiflung bringen. Sonderbar ist die Psyche des Geldes und von zweifelhaftem Wert, was man dafür kauft. Glauben Sie zum Beispiel, diese Leute Deitels und Konsorten wissen nicht, daß sie Schufte sind, Verbrecher an der Menschheit? Glauben Sie, es ekelt sie nicht an, als Wohltäter zu figurieren? Nein! Glücklich ist die Gattung Menschen nicht! Sie ist gezeichnet!"

„Dieser junge Bensberg auch, meinen Sie? Er sieht so anständig aus."

„Halb Aristokrat, halb Jude. Vielleicht ein ganzes Elend, wer weiß? Er ist sehr menschenscheu."

„Der gute Gagern! Wie er ihm schön tut! Sehen Sie nur! Gagerchen ist der geborene Höfling. Da kommt der Prinz im Autodreß. Aha, sie fahren aus."

Eschingen und Kurt Bensberg, der sich von Gagern verabschiedet hatte, gingen vorbei. Kurze Grüße wurden gewechselt, dann glitt der Mercedeswagen draußen

fort. Der Prinz wollte lenken und fuhr wie ein Rasender. Das Schrillen der Hupe verklang.

„Na, Gagern, Menschenskind, bei den Millionen angebiedert?"

„Er ist ein ganz scharmanter Mensch, sag ich euch, so gütig ist er und so bescheiden. Sie kennen ihn ja übrigens, Geberberg. Er hat ein Pferd von Ihnen gekauft in Berlin im Tattersall und öfter mit Ihnen da verkehrt. Warum sagten Sie das nicht? Sie hätten uns ja dann so leicht vorstellen können."

„Mir lag nichts daran."

„Hören Sie mal! Unglaublich ist das! So eine Bekanntschaft nicht kultivieren! Spielt da was mit? Sind Sie ihm vielleicht neidisch, alter Kronensohn?"

Geberberg lachte so herzlich auf, daß alle mit einstimmten.

„Justament so sieht es aus."

„Gott, Kinder, so was kommt vor, Mensch bleibt Mensch. Ich finde nichts dabei. Er bittet, Sie sollen heute mit uns sein Gast sein, Geberberg."

Der junge Leutnant verbeugte sich zögernd.

„Einmal also, ja. Aber nur dieses eine Mal."

„Lieber Freund, warum diese Zurückhaltung?"

„Ich kann's nicht so sagen, Gagern. Nur so viel: Er ist nicht einer von uns. Er ist kein Strebender, kein Mensch der ruhigen Arbeit. Er hat keine Wünsche, keine Ziele mehr. Er tut mir immer leid, aber das ist kein Anlaß, seinen Verkehr besonders zu suchen. Etwas ist zwischen meiner und seiner Art. Er kann nie — wie soll ich's ausdrücken — nie Kamerad sein. Nie

unseresgleichen, weil uns und ihm nichts gemeinsam ist. Mein guter Gagern, glotzen Sie mich nicht so fürchterlich an."

„Sie sind verrückt, Geberberg."

17.

Bensberg gab den jungen Herren sein Diner in dem großen Speisesaal, der Prinz hatte an der rosengeschmückten Tafel den Ehrenplatz. Eine üppige Speisenfolge, die seltensten Weine, französischer Sekt begeisterten Gagerns Gemüt und versetzten ihn in Schwingungen. Dazwischen stöhnte er: Ach, nur mehr drei Wochen! und sprach von einer Bibliothekseinrichtung, die er sich von Künstlern schaffen ließ, die Bücher schienen darin Nebensache. Aber er war doch ein merkwürdiger Mensch, in dem mehr als eine Saite anklang, vielfach unterrichtet, formengewandt, bald raffiniert, bald kindlich gutmütig, naiv adelsstolz, ein Vertreter überkorrekter Klassenanschauungen, dann plötzlich wieder ein herzgewinnend lieber Kerl. Das Etwas, das so amüsant für die anderen noch in ihm brandete, mußte nun baldige Sichtung ertragen und er fürchtete sich augenscheinlich vor dieser Operation. In Fräulein Gregori aus Bremen war alles übersichtlich, von einem Chaos keine Spur, er teilte das dem neben ihm Sitzenden mit, Tränen in den Augen, nach dem fünften Becher Sekt. Eschinger wahrte formell die großen Manieren, den Abstand zwischen Höhengeburt und allgemeiner Menschheit. Er war liebenswürdig, aber er posierte etwas, als Kunstkenner und Schöngeist, Er redete diktatorisch von alten, echten Möbeln, von

Farbensymphonien und Gobelinstimmungen. Es war nichts Junges an ihm, er hatte ein Jahrzehnt übersprungen und sich nicht den Typ eines Prinzen, sondern den eines Dekadenten letzter Schule beigelegt. Immer von jungen Herren, oft von merkwürdig deklassierten Leuten umgeben, zeigte er eine offene Abneigung gegen Damenverkehr. Gegen Bensberg war sein Ton zugleich unsicher und herrisch, man fühlte, er mochte ihn nicht, ertrug ihn nur. Geberberg, sonst der Lustigste unter Kameraden, saß ziemlich still da. Das Essen, die Weine schmeckten ihm ausgezeichnet, aber behaglich war ihm nicht zumute. Von den jungen Herren, die den Tisch umgaben, stand ihm keiner näher. Er dachte an sein braunhaariges Mädchen, das jetzt draußen im Parke an dem stilleren Lieblingsplatz den schönen Klängen des Abendkonzertes lauschte und seinen Blick über die weiten Wiesen, im herrlichen Baumschmuck hinträumen ließ und hatte Sehnsucht. Er war kein Mensch für diese Welt hier, er nicht. Es wurde heiß in dem überfüllten Saale, der Speisedunst mischte sich in welkende Blumen, starke Parfümdüfte. An den Tischen, enggedrängt, saß eine internationale Welt von Menschen, geräuschvoll und bunt, einander fremd, in der Seele fremd. Mühlen, ja, der schwamm in seinem Element, der kokettierte, paßte auf. Seine kleinen, unruhigen Äuglein irrlichterten umher. Man war beim Fisch, da sagte er plötzlich: „Donnerwetter!"

Alle Blicke folgten dem seinen, eine Dame war eingetreten. Sie ging leichten Schrittes rasch an ihnen vorbei und wurde an einem der kleinen Ecktische von Amerikanern begrüßt, die da saßen, Mister Lytton-Wells

mit seiner Frau, der Stahltrustmann. Auf diesem Tische funkelte es von Gold, prachtvollem Geschirr und besonderen Delikatessen, verstohlen glitt auch Eschingens Blick immer wieder da hin. Kurts Augen suchten Benedikte, die ihn mit einem flüchtigen Lächeln begrüßt hatte. Sie war für den Blick, der sich auf Material und erste Schneiderarbeit nicht verstand, ganz einfach angezogen, was ihr ein mädchenhaftes Aussehen gab. Kein Schmuck störte an ihr, keine lebhafte Farbe; unter den überputzten Weibern, die wie ein greller Akkord wirkten, fiel sie dadurch auf. Ihre Stimme war weich und leise, ihre Bewegungen wirkten wohltuend. Sie lächelte selten, aber reizend.

Bensberg suchte sie immer wieder mit den Blicken, es war ihm eine innere Wohltat, sie anzusehen. Das hatte er schon damals empfunden, vor Jahren. Die Erinnerung an ihr schönes, halb kindliches, halb jungfräuliches Wesen hatte ihn nie ganz verlassen, plötzlich war es immer wieder vor ihm aufgetaucht, lieblich, fremdartig und unerreichbar. Warum eigentlich das? Nur zwei Jahre jünger als er, hatte sie sich, mit neunzehn schon, überstürzt verheiratet, nach einer römischen Saison maßloser Erfolge, er hörte davon. Damals war er noch ganz jung und seelisch hilflos, der Schüler harter Männer gewesen, hatte seine Lehrzeit durchgemacht in der Wissenschaft, wie man Menschen übervorteilt. Sie träumte er sich auf reinen Höhen. Sie war ihrem Herzen gefolgt, wenn auch auf Irrwege. Er fand das aufregend schön an ihr. Denn er glaubte an ihr Herz — sie mußte doch wie alle Menschen — an einem solchen leiden, ihren Tribut bezahlen. An die geheime

Macht der Sinnenstürme, die bei so vielen dieses Herz ersetzen, dachte er nicht. Es ergriff ihn, zu wissen, daß Benedikte gelitten hatte. Zugleich sagte er sich mit einer inneren Unruhe, sie hat in eines anderen Mannes Armen gelegen, ein Stück heißes Erleben liegt hinter ihr. Er dachte darüber nach, was sie wohl alles hatte erleiden müssen, in einer furchtbaren Ehe, neben einem Menschen, dessen Daseinsbedingung die Maßlosigkeit war. Seine weiche und zärtliche Seele erfüllte für ihr Schicksal tiefes Mitleid. Das sprach ihm unbewußt aus den Augen, mit denen er sie ansah. Sie verstand die zu lesen, wie man ein offenes Buch liest. Und sie erkannte ganz, wie einfach er geblieben war, ein tiefer Mensch voll Güte, einer Güte, vor der sie anfangs doch zurückschrak, selbst sie. Er war so leicht zu nehmen, so wehrlos in seiner Anständigkeit des Denkens, in seinem feinen Empfindungsleben, das ihn so viel leidensfähiger machte als andere Menschen. Benedikte senkte an diesem Abend in einer von ihr noch nie empfundenen Scheu die Augen vor seinem warmen, ehrenhaften Blicke. Es war ein kurzlebiges Zögern, ein Skrupel. Er gab ihrem Wesen Unsicherheit und damit einen neuen Reiz.

Als nach dem Essen später in der Halle bei dem Abendkonzert die Gesellschaft sich mischte und Bensberg auf die Gräfin Graincourt zutrat, fühlte er diese ihre Beklommenheit, die einen Augenblick lang vor ihm zurückzuschrecken schien, wie einen süßen, verwirrenden Zauber. Etwas war angebahnt zwischen ihnen, etwas Neues. In Kurts leeres Leben stahl sich ein Inhalt, schon bei diesem ersten formellen Beisammensein.

Die Nacht, die nun kam, verbrachte Benedikte schlaflos. Sie saß auf ihrem Balkon und dachte nach. Ein finsterer Ausdruck lag auf ihren Zügen und etwas ihnen Fremdes: eine Ratlosigkeit — eine Furcht. Die Furcht, welche sie dem alten Deitels angedeutet hatte. Die Angst der komplizierten Natur vor dem ehrlichen Menschen, der lange Unerhörtes erduldet, der aber doch einmal furchtbar werden kann. Sie erwog in kaltem Grübeln alle ihre Chancen. Es half nichts, Bensberg-Deitels war die beste Konjunktur. Sie blieb es, wie man auch abwog und überlegte. Eine zweite Gelegenheit wie diese, um auf die Höhen des Lebens zu gelangen, fand sie nicht. Sie sagte sich schonungslos: Ich bin herabgekommen, er bemitleidet mich. Später soll er mir dafür bezahlen, jetzt fasse ich ihn bei diesem starken Mitleid, von dem seine verwundete Seele überfließt. Er wird mir als Mann nie etwas sein, denn er hat nichts an sich von den Eigenschaften, die ich männlich nenne. Er ist weder brutal gewalttätig, noch wechselvoll, noch aufregend. Neben ihn gehört eine bilderhaft vornehme, zarte Frau mit gebefrohen Händen. Die wird ihm nicht, der alte Wucherer ist schuld daran. Sein Leben ist zerstört, auch wenn ich es nicht in die Hand nehme. In mich wird er wenigstens verliebt sein, das ist auch etwas. Er wird langsam, sehr langsam aufwachen zur Erkenntnis, indessen werde ich alle Gewalt haben. Ich werde in diesen Geschäften schwelgen können, die mir das Blut prickeln machen, ich liebe sie, ich werde wühlen im Überfluß und der Welt meinen Fuß in den Nacken setzen. Ich nehme ihm die letzte Kraft, ihm, meinem Manne. Er erwacht — für immer geknebelt. Menschen wie er, wenn sie

einmal lieben, sind schwer von ihrer Leidenschaft zu heilen. Ich wage es — was soll mir geschehen, ich kann nur gewinnen. Kurt Bensberg! Eine neue Bensberg soll den Namen zu Glanz bringen. Ein Kind werd' ich haben müssen. Es war doch gut, daß ich damals nicht zu jenem Arzt ging, wie Graincourt es haben wollte. — Ein Kind, ja — es ist greulich, aber es muß sein.

So grübelte Benedikte.

Im Hotel Jeschke ging indessen durch Kurts Träume ihre lichte Gestalt, wie sie eingetreten war in die Halle. Er lächelte im Traum.

18.

Sie trieb ohne Vorliebe Sport, sah meist zu, wenn Tennis und Golf gespielt wurde, aber sie ritt sehr schön in der alten vornehmen Art und ging viel spazieren. Kurt hatte seine Karte bei ihr abgegeben in seiner immer etwas formellen Weise, die jene modernen Jünglinge, welche ihn als altmodich verstohlen belächelten und so wenig Manieren als irgend möglich hatten, komisch fanden: Gute Manieren, Rücksichten auf den Nebenmenschen, Artigkeiten gegen ältere Personen bei seiner Stellung im Leben. Sie beneideten ihn heftig und hielten doch mit ihrer Ironie nicht zurück, hinter seinem Rücken. Er hätte aus ihnen einen Hofstaat haben können, aber er hatte ihn nicht, es lag ihm nichts daran. Mit ernsteren jungen Leuten wie Geberberg, die ihm innerlich näherstanden, hatte er durch seine Berufslosigkeit keine Anknüpfung, es fehlte ganz das Kameradschaftliche, fehlten

die gemeinsamen Interessen. Er war eine junge Respekts-person — aber nur durch das Geld, das nicht von ihm selbst und nicht in schöner Art erworben wurde. Er selbst fühlte sich tieferstehend als jeder junge Leutnant oder Referendar und dachte mit krankhaftem Mißtrauen: Sie verachten mich doch. Es war ihm unmöglich, ihre lärmende Jugendlust zu teilen, die sorglosen Stunden, er teilte ja auch ihren Ernst, die Arbeit, der sie dienten, nicht. So blieb er immer etwas Besonderes; wenn er sich Gäste einlud oder Einladungen annahm, war er stets der große Herr in einer Sonderstellung. Dieses Einsame und freudlos Beschwerende, es haftete ihm an, dem alten Deitels zur Genugtuung. Denn etwas mußte man doch von der Spekulation: „Mein Erbe, Baron Bensberg" haben, wenn man das Fazit zwischen Ausgaben buchte und Gewinn. Die natürliche Vornehmheit, die großen Manieren, die Wirkung auf die Gesellschaft, das Prestige. Kurt gefiel immer wieder den wirklich vornehmen, so schwer zugänglichen Leuten, ihre Blicke verweilten nachdenklich auf seinem stillen Gesicht.

Was ihn zuerst an Benedikte tief anzog? Für sie war er der Kurt Bensberg von einst. Sie knüpfte an, wo sie vor Jahren abgebrochen hatten, harmlos und einfach, es tat ihm unendlich wohl. Sie mußte sich erst besinnen, daß Therese kein Kind mehr sei und alles anders.

„Wer sind wir alle geworden?" sagte sie einmal wie ratlos. „Das Leben geht — vorbei."

Wollte sie andeuten, daß es nur vorbeiging bis jetzt, daß sie es beide noch nicht gelebt hätten und darauf warteten?

Ein anderes Mal warf sie hin:

„Die selbstverständliche Art, in der dieser kleine Prinz Sie ausnützt, ist sehr typisch. Er denkt sich nichts dabei, er meint — es ist Dynastenrecht. Was bei anderen Ausbeutung wäre, ist bei ihm eine Ehre, die er erweist. Daß er diese Überzeugung hat, entsühnt ihn. Aber es bleibt wahnsinnig — das soziale Leben."

Kurt fragte sich: Denkt sie nach? Ist sie nicht nur eine wunderschöne Frau, hat sie eine Seele, durch die manchmal auch geht, was die meine foltert? Fühlt sie die Widersprüche? Ahnt sie die Verbrechen, deren Träger wir sind, deren Früchte sich um uns häufen? Weiß sie es auch? O mein Gott! Eine Frau ist ja nicht so hart wie wir. —

Mit ihr reden können, wirklich reden, nicht nur die Phrasen wechseln des guten Tons, nicht nur sie bewundern als etwas körperlich Vollkommenes. Den Menschen in ihr finden, der mitempfand, die entgegenkommende, begreifende Psyche. Eine zitternde Erwartung ergriff ihn wie beim Eintritt in ein neues Leben. Er sah sie an, wartete, Festtag- und Gottesdienststimmung wallte in ihm auf: Werde ich — werde ich sagen können: Ein Mensch trat in mein Dasein? Er stand mit dieser Frage auf, schlief mit ihr ein.

In dem intrigenreichen Gesellschaftstreiben des Kurortes blieb Benedikte immer eine Welt für sich, sie ging nie auf in der Menge und ließ sich nie von ihr tragen. Sie klassierte die Menschen, ein kleines, aber vernichtendes Wort, ein Lächeln tat sie ab. Kurt gewahrte mit Staunen, wie außerordentlich klar sie urteilte, nichts verwirrte ihr den Blick. Sie stand — so oft sie auch

seiner Meinung war, ja ihr entgegenkam mit erlösenden Worten — allen Entrüstungen gänzlich fern. Diesen heißen, ehrlichen Entrüstungen, den Revolten, die ihn quälten, darin heuchelte sie von Beginn an nicht, sie zeigte, daß sie nicht entrüstet sei. Sie teilte sein Urteil, aber ohne dabei zu leiden. Er grübelte: War das die Eigenart des Weibes? Seine zarte Scheu, zu verdammen? Sie diese Entrüstungen lehren dürfen, die gesunden, aufwühlenden Revolten der Seele! Kameradin und — Geliebte! Die Bundesgenossin gegen eine Welt! Gab — es — das? Konnte es das für ihn geben?

Das Geld glitt unaufhörlich und achtlos durch ihre Hände, das war sie so gewöhnt. Sie hatte wohl noch Hilfsquellen? Oder — war es ein sorglos großzügiges Sichverbluten? Es beunruhigte Kurts korrektes Denken doch. Er wußte, was das Luxusleben kostet und es erfüllte ihn mit Abneigung, er blieb persönlich immer einfach, rechnete genau. Wo nahm sie die großen Mittel her für ihren Alltag? Die Estrieses knauserten für den kleinen Sohn, der die aristokratischen Züge des seelenberatenden Abbés trug. Die fürstliche Mitgift hatte der Graf Graincourt verspielt. Was blieb für sie, die arme Benedikte? Einmal ließ Kurt sich hinreißen, mit Deitels davon zu reden, der aus Frankfurt herübergekommen war. Er hatte den Neffen nie mit solcher Zärtlichkeit behandelt wie jetzt, ließ ihn nicht mit unangenehmen Geschäften quälen, forderte, daß er sich ausruhe und erhole. Wenn Kurt ein paar Tage nichts von Schiebungen, Zwangsverkäufen, Spekulationen hörte, war er sofort ein anderer. Wie erdrückende Lasten fiel

es dann von ihm ab und er kam auch dem Oheim unbefangener entgegen.

„Die Gräfin Benedikte? Ich denke, sie lebt — für eine Dame wie sie — sehr einfach.“ Deitels hatte an dem Tage einen Scheck für zweihunderttausend Mark ausgestellt und ein paar große Rechnungen beglichen.

„Also — ist sie noch reich?“

„Interessiert dich das?“

Kurt errötete dunkel, heftig befangen.

„Ich — sie tut mir leid“, murmelte er.

„Benedikte wird immer reich sein. Es gehört zu ihr.“

„Ich weiß es nicht. Ich kann sie mir arm denken. Sie geht zu den Armen. Auch hier, ich habe sie gesehen.“

„So!“

„Sie ist eigentlich weder kompliziert, noch weltlich, gewiß nicht. Sie ist bloß eine Frau. Und weiß das selbst noch nicht so recht.“

„Was du sagst! Du bist klug, Kurt.“

„Ja, eine Frau, tief in ihrer Seele, die irre gegangen ist, die Arme! Nun fängt sie an, langsam zu ihrem Selbst zurückzukehren. Sie hat Kinder so lieb. Siehst du, Onkel, das schätz ich so, so ganz besonders. Ich muß eine Frau darnach beurteilen, wie ihr Herz sich sehnt nach einem Kind, aufblüht bei einem Kinde. Denn das ist schrecklich, diese modernen Weiber mit dem Abscheu vor der Mutterschaft. Mit der blassen, feigen Furcht vor dem, was Kinder der Mutter nehmen. Auch meine Mutter hat sie gehabt, schrecklich ist das.“

„Hm.“

„Wenn — wenn ich jemals heiraten sollte — will ich viele Kinder haben, mit ihnen leben, sie selbst erziehen.

Das ist noch etwas Erlösendes, um darauf zu hoffen."

Kurt erschrak, er besann sich, mit wem er redete.

„Na, na, mein Junge!"

„Möchtest du, daß ich heirate, Onkel?"

„Aber sehr — sehr."

Der junge Mann sah den alten furchtsam an.

„Und läßest mir — freie Wahl?"

„Ja, ja, mein Junge, durchaus."

„Onkel!"

Zum erstenmal in all den dunklen Jahren ihres Zusammenlebens fand Kurt einen tiefen, befreienden Herzenston aus der Brust, die es Deitels gegenüber immer umschnürte wie mit Eisenbändern.

„Onkel!"

Er fühlte: Eine Ehe, wie ich sie träume, macht mich frei von diesem Manne, macht mich stärker als er ist. Ich zwinge ihm Ehrbegriffe, Gerechtigkeit und Sühne auf, wenn ich eine Bundesgenossin habe. Er ist dann der Schwächere, ist alt und allein. Wir tragen ihn in unsere Welt, die wir aufbauen, in der wir versöhnen, was er an Tausenden gesündigt hat, wir, seine Erben. Durch Benedikte wird das alles gelingen, denn er stellt sie hoch und steht unter ihrem Bann.

Das hatte Kurt wohl bemerkt. Es kam wie eine Erlösung in sein Leben, seine Seele weitete sich, der Befreiung entgegen. Es war nicht seine erwachende Liebe allein, die Leidenschaft, die zum erstenmal nach ihm griff, die ihn ganz erfüllte, es war mehr — der heiße Aufschrei nach Erlösung, der Aufblick aus Nacht zu einer Morgenröte, die er dämmern sah als Botin eines neuen Tages.

Geheimrat Deitels lächelte sein langsames Lächeln, in dem so viel milde Heiterkeit war und stille Ironie.

„Ja, mein Junge, heirate nach deinem Herzen, man muß dich lassen, ich sehe schon, aber mach mir bald die Freude."

Nach diesem Gespräch schickte der alte Herr an Benedikte einen großen, vergoldeten Korb voll dunkelroter Rosen. Sie dankte ihm nicht dafür.

Woraus schloß Kurt Bensberg in diesen Tagen, da er die Welt im weicheren Lichte eines tiefen Empfindungslebens anders zu sehen begann, als sie war, daß die Frau, an die er mit seinem Herzen dachte, Kinder liebe? Benedikte spielte ihm keine direkte Komödie vor. Sie hatte aus der bunten Fülle der Kurgäste ein kleines Mädel an sich herangezogen, das selbst in diesem Treiben auffiel, das sogenannte Kinokind. Es war sieben Jahre alt, aus Berlin, die Tochter einer Filmschönheit, welche den reichen Warenhausbesitzer Pütz geheiratet hatte. Die Frau erzog ihr Töchterchen für die Welt des Kintops mit einer für Mütter aufregenden Gewissenlosigkeit. Die Kleine, vollkommen frühreif, lebenskundig, mit den wissenden Augen der Erwachten, lief wie ein seltsames Spielzeug bis spät in die Nacht im Kurhaus, bei den Konzerten, im Park herum, kleidete sich täglich sechsmal um, besaß Theater-, Sport- und Balltoiletten, war schon eine Soupeuse mit leichtgeschminkten Wangen, untermalten Augen und den graziösen, einstudierten Bewegungen einer feinen Kokotte, ihr Haar war aufgefärbt, ihr Mund lachte lockend. Jedermann kannte sie. Man fing sie ein, wenn sie auf schlanken, seidenbestrumpften Beinen, wie ein französisches Modebild, vorüberschoß, sie wirkte bei Toiletterevuen

mit, nahm von jedem Geschenke an — strich durch die Kaffeehäuser. Sie konnte kaum lesen, zeichnete aber flotte, verwegene Karikaturen, ihr Blick schätzte die Menschen ab, reihte sie ein. Sie war das Embryo der künftigen, großen Kokotte, die mit Vermögen und Leben spielt.

Für Benedikte besaß dieses kleine Mädel aus dem Großstadtsumpf einen faszinierenden Reiz, sie konnte sich stundenlang mit ihm abgeben, seine raffiniert gepflegte Körperlichkeit studieren, sein erwachendes Dirnentum, mit der rasenden Gier nach dem Gelde, die dieses Kind unverhüllt zeigen durfte, wie eine possierliche Eigenschaft. Sie liebte seine Schmeicheleien, so grell aufgetragen sie waren, sie liebte seine Erzählungen, die das Leben der Mutter aufdeckten und seine eigene befleckte, in den Kot gezerrte Kindheit. Was alles sah, was genoß dieses Geschöpf schon jetzt? Es trank aus allen Bechern des Lebens, es wurde unverletzlich, stich- und wetterfest. Es nahm, nahm mit unersättlichen Händen, das Gold der Reichgewordenen, für die es erzogen wurde. Es war eine unheilvolle, gefahrenbringende Zukunft, eine kommende Macht.

Bensberg, der Benedikte oft mit der Kleinen sah, glaubte, sie fühle Mitleid, sie wolle bessern, retten an diesem Kinde. Er hätte Ihr zu Füßen sinken mögen, während sie finster dachte: Was habe ich alles versäumt, ich! Auch in mir waren Gaben, um der Menschen Herr zu werden. Auch mich hindert kein Gewissen, ich habe keines. Sie quälte sich mit der Empfindung, einer versäumten Jugend. Eigentlich gab es doch nur ein Leben, das wert zu leben war, das der großen, französischen Kokotte. Aber zu diesem Leben gehörte Mut.

19.

Ihm war es, als seien sie die einzigen beiden Menschen in dieser künstlich gezüchteten Luxuswelt, die sie beide umgab. Es waren da alle Gattungen der sehr reichen Leute vertreten, die vielfachen Millionäre des In- und Auslandes, vornehme Leute dazwischen, für die diese Menge von Geld einen beunruhigenden Reiz besaß. Berlin lieferte nicht die reichsten Privatpersonen, es stand erst an zwanzigster Stelle mit seinem Großbesitz. Der Reichtum war verstreut in den Provinzen und hier hatte auch der industriell gewordene Adel an ihm ein starkes Teil. Aber auch in Berlin wurden mindestens zweitausend Familien genannt, die über eine Million verfügten, Wien blieb dahinter weit zurück. Und wohl ein Schock Menschen, deren Vermögen zehn Millionen überstieg. Im Tiergartenviertel wohnten Dutzende von Nabobs, so exklusiv, daß bei den Wahlen zum preußischen Landtag nur der zur ersten Klasse gehörte, der im Jahre mindestens zweihundertzehntausend Mark Steuern bezahlte. Unter ihnen aber glichen viele dem Geheimrat Deitels nicht, ihre Art zu erwerben, war nicht die seine. Sie hatten nutzbringend gearbeitet, arbeiteten noch, waren oft aus der Kleinheit und Not durch Tüchtigkeit emporgestiegen. Sie förderten das Künstler- und Gelehrtentum. Ihr Geld verschaffte der Malerei, der Musik und Literatur Betätigungsmöglichkeiten, adelte sie nicht selten zu Beschützern der Schönheit und des Idealen auf der Welt. Darin lag eine gewisse Versöhnung und Existenzberechtigung für dieses übermäßig angehäufte

Kapital. Aber liebten diese satten, im Wohlleben erstarrten Menschen wirklich die Tiefen der Schönheit echter Kunst, deren Unterton die große Sehnsucht ist nach nie Erreichtem, das ewige, heilige Heimweh nach der Erfüllung, die jenseits von irdischer Beschränkung liegt? Verboten ihnen nicht selber alle Bedingungen ihrer Existenz, das wirklich zu begreifen, was so einfach ist und zugleich so unendlich tief? Sie unterstützten und sie kauften das Schöne. Aber gehörte es ihnen? Den harten Händen, die nach ihm griffen, wie nach reichen Mahlzeiten, Juwelen, schönen Kleidern? Ein Luxusgegenstand mehr. Nicht eine Religion der Seele. Wer wirklich künstlerisch empfindet, leidet nie ganz bis zur Verzweiflung, und er kann Spannen Zeit wunschlos glücklich sein. Aber um so empfinden zu können, braucht es unerbittlicher Vorbedingungen, seelischer Unbestechlichkeiten, stiller Winkel im Innenleben, in die die Welt niemals eindringt, nie — das Geld. —

Kurt fühlte sich in seinem neuen Empfindungsleben von dem Ästhetentum seines Prinzen unendlich gelangweilt und gestört. Er schätzte die Ehre dieses Verkehrs gar nicht und bewertete sie richtig. Die naive Beglückungstheorie des jungen, hohen Herrn amüsierte ihn nicht mehr. Er überließ ihm das berühmte Auto gänzlich. Von den anderen jungen Herren trennte ihn noch weit mehr als sein Reichtum seine Beruflosigkeit. Sie tauten mit ihm nicht auf, vor allem die Besten unter ihnen, die Wertvollen; Streber und Schmarotzer aber stießen ihn ab. Er schämte sich seines Sekretärs, seiner verständnislosen Unterschriften als Aufsichtsrat der ohne seine Beeinflussung, nur nach ihrem Sinn arbeitenden

Gesellschaften. Er schämte sich seines schemenhaften Lebens mit den bösen Verantwortungen, die seinen Namen belasteten.

Benedikte erfuhr das bald. Seine Seele floß über von seinen Leiden, den Vergiftungen seiner Jugend, der Qual seiner Mannesjahre, dem glühenden Triebe, recht zu tun. Mehr als nur das — Gutes in die Welt zu bringen, aus einer Religion des Bewußtseins heraus, die er sich in Schmerzen selber schuf. Sie wuchs in ihm unablässig, in dem Sturm und Drang seines Erlebens. Der Kultus des Bewußtseins war sie, Selbstgericht. Benedikte verstand es wundervoll, zuzuhören, sie störte einen Sturm der Seele nie. Sie saßen auf dem Johannesberg oder tiefer im Walde in langen Gesprächen, die für Kurt Minuten waren. Sich aussprechen dürfen, endlich, endlich! Er wurde wieder zum Knaben, so gab er sich völlig hin. Auf ihm ruhte der Blick dieser großen, klaren Augen, deren Lauterkeit mitten in der Welt er nicht begriff, fassungslos anstaunte als ein Wunder.

War sie wie er? Hatte sie nicht gelebt? Kam das nun erst alles, kam es? Schauer der Erwartung gingen über ihn hin. Um sie duftete der Juniwald, noch sangen die Vögel. Juni, ihres eigenen Lebens Zeit. Sie waren beide in ihrem Mai sehr arm gewesen und es gibt eine Armut, die sollte nicht sein. Der Mensch lebt nicht allein vom Brote, das Bibelwort fiel ihm ein. Während auch seine Sinne erwachten, sein Herz zu schlagen begann, wie nie zuvor, wagte er kaum mehr, Benedikte anzublicken, die Stimme versagte ihm, Anbetung aus glühendem Glauben heraus war, was er empfand. Er hatte es nicht erhofft, daß er lieben würde

im Leben, alles in ihm hatte im Schatten gelegen, vereist, wie tot. Er fühlte sich nicht würdig, zu empfinden, aber sein Glücksgefühl war grenzenlos. In diesen Tagen sahen ihn manche und manche von der Seite an. Was für ein sympathischer Mensch Kurt Bensberg war! Er aber ging dahin wie in einem Traume, vor den aufleuchtenden Augen die neue Welt.

Benedikte war nach Frankfurt gefahren, unangemeldet trat sie bei dem Geheimrat ein, ihre Wangen waren zornesrot, ihre Augen blitzten.

„Ich halte es nicht mehr aus", sagte sie. „Ich langweile mich, ich langweile mich tödlich. Ich lebe wie eine Nonne, ein weiblicher Beichtvater. Ich kann nichts anfangen, nichts! Es ist atemraubend."

Deitels hatte schon lange nicht so herzlich gelacht.

„Sehen Sie! Und das halt' ich jetzt aus — ein Dutzend Jahre. Und hab's gar nicht nötig."

„Wie ich!"

„Armes, schönes — Raubtier!"

„Ja, ja, Raubtier! Ich möchte etwas zerreißen, zertrümmern. Ich habe Zeiten, wo ich zu allem fähig bin."

„Also auch zum Guten. Machen Sie ein Ende, Benedikte!"

„Noch — kann ich zurück."

„Die Betriebsspesen sind zu hoch angelaufen. Sie kennen Ihren Wert, liebe Gräfin. Ich — meine Auslagen. Nur immer weiter."

„Und wenn ich jetzt wiederhole, ich habe — Furcht vor ihm, Furcht!"

Deitels lachte wieder.

„Der Anfang zur Liebe. Machen Sie den Abschluß."

„Vielleicht gleitet er mir noch aus der Hand, im letzten Augenblick.“

„Oh! oh!“

„Wer weiß es, er ist ein Narr . . .“

„. . . mit Methode, mit Kräften, die gebunden werden müssen, bis er pariert. Fahren Sie wieder zu ihm, schöne Benedikte, teures Kind, Stütze meiner kommenden Tage.“

„Nein, heute nicht mehr. Heute will ich einmal ausspannen und leben, Sekt trinken, im Automobil rasen, in irgendein unmögliches Lokal gehen, ich sein!“

„Trautestes Kind!“

„Mit Ihnen oder ohne Sie, einerlei, jemand findet sich schon.“

„Wie können Sie denken! Ich bin ja da! Für Sie immer! Ich muß wohl Geld einstecken?“

„Viel Geld.“

„Bacchantin! Warten Sie, ich kleide mich gleich um.“

20.

Geheimrat Deitels hatte in dem der deutschen Reichsgrenze nahen nördlichen Länderteile Österreichs ein kleines Bauernbad angekauft, das einsam, im Mittelgebirge eingebettet, seit Jahrzehnten ein Traumleben führte. Schon in vergangenen Jahrhunderten hatten Leute, zumeist aus dem ärmeren Volke, Landpriester, manchmal die Bürger kleiner Städte da gebadet und das Wasser einer Heilquelle getrunken, die aus der wilden Erde hervorbrach, starke, bis vor kurzem unerforschte Naturkräfte enthaltend. Es hatte immer an Geld gefehlt, um diese Quelle zu erforschen, das Bad auszubauen, die Ärzte waren daran

vorübergegangen. In der Nähe lagen große Weltkurorte mit flutenden Betrieben, amtlich beglaubigten Heilmitteln und allen Raffinements moderner Aufpeitschungskuren für die geheimnisvollen Leiden der Erschöpften, die zuviel genossen hatten. Das kleine, wilde Bad zog niemanden an. Es führte den patriarchalischen Namen Heiligenquell und eben wie es war, hatte es der unbemittelten Menschheit großen Segen gebracht. Ein langgestrecktes Höhendorf von bescheidenem Wohlstand umgab es, schloß das sonnige Tal mit der Quelle und den primitiven Badebetrieben ein. Wälder aus Buchen krönten die breiten Mittelgebirge, Wildwasser, die kleine Betriebe lenkten, pulsierten überall, sie gaben der ganzen Gegend frohes Leben. Ein zufriedener Handwerkerstand, eine einfache Bauernschaft lebten hier, aber kein Proletariat. Die Leute um Heiligenquell wollten keine Fabriken.

Wohl wohnte höher oben, in einzelnen jammervollen Hütten verstreut, eine absterbende Zunft bettelarmer Spitzenklöppler und Spielzeugmacher, aber die hatte mit den Leuten von unten nichts gemein. Sie kamen aus großen Fabrikbetrieben, die ihre verlöschende Kraft abgestoßen hatten. Mehr als drei Generationen einer Familie hielten die Arbeit an den Maschinen niemals aus, die dritte war schon gewöhnlich militäruntauglich, kämpfte mit Blutkrankheiten, Tuberkulose, Skrofeln und schlimmeren Dingen, die das Ergebnis des Zusammenlebens in furchtbaren Wohnungen, der gefälschten Nahrungsmittel in den Konsortien und Konsumvereinen, des Trunkes, überhaupt aller jener Konsequenzen waren, die entstehen, wo in unnatürlich ins Riesenhafte gesteigerten

Gewaltbetrieben Menschenmassen zusammen in glühender Frone dahinhasten, hoch bezahlt, aber persönlich aufgezehrt. Alle diese Arbeiter hatten viel verdient, aber nichts erübrigt, ihre Ansprüche wuchsen, aus einem glühenden Hasse heraus, der „die Herren" Hunderttausende verdienen sah, wo sie nur kleine Kronenscheine einnahmen. Sie gehörten dem Tage, der Nacht, die sie aufbrauchte, mit ihrem Erwerbe und ihrer Kraft. Kam einer dabei zur Strecke, ward er zertreten, über ihn hinweg ging der Fieberlauf.

Trotz aller nominellen Versorgungsanstalten, trotz Sterbekassen, Alters- und Kinderschutz wuchs der Menschenkonsum ins Ungeheure und das Volkselend war immer da. Der Arbeiterstand, geistig rege, oft überreizt, mit starr gestrafftem Nacken und hellem, hartem Blick ins Leben, haßte die Stiftungen. Haßte jede Wohltat, weil er zu schwer arbeitete, um nicht bedeutsame Existenzrechte zu verlangen, Gleichberechtigungen. Oben im Steingebirge wohnten die Elendleute, von denen in Heiligenquell so genannt. Die waren behäbige, fleißige Menschen. Sie hatten ein herablassendes Mitleid für die Ärmeren und einen kleinen Herrenstolz auf ihr Bad. In ihren Häuschen mit den gepflegten Vorgärten nahmen sie um billiges Geld ihre einfachen Kurgäste auf, ein Hotel oder Kurhaus war nicht vorhanden, niemand, der im Wettbewerb die Preise höher trieb, wenig Bemittelten die Kur unmöglich machte. Das geschah in Heiligenquell nicht. Sie hielten die Segnungen ihres Fleckchens hoch mit ein wenig Poesie, die ihnen nicht bewußt war, mit naivem Stolz und sehr ausgeprägter Rechtschaffenheit. Auch sie hatten ab und zu ihre un-

ruhigen Köpfe mit Neuerersucht und dem heimlichen Traum von höherem Gewinn. Aber das waren im Dorfe die komischen Figuren, wie die Elendleute die tragischen Gestalten waren.

Seit Deitels im natürlichen Lauf des Alterns Spuren von Verkalkungserscheinungen an sich wahrzunehmen glaubte, pflegte er seine Gesundheit mit einer qualvollen Ängstlichkeit. Er stellte sich unter die Beobachtung der modernsten Ärzte und unterließ keine Kur, von der er irgendwelche Förderung erwartete. Auf einer Spazierfahrt, die er von einem der Weltbäder unternahm, war er nach Heiligenquell gekommen, hatte dort einen Tag verlebt, der ihm viel zu denken gab. Er trank von dem Wasser, nahm ein Bad und verspürte eine merkwürdige Belebung des Blutes, das träge durch seine Adern floß. Er kam wieder und wieder, besah sich genau den Ort und die Verhältnisse, nahm Notizen auf, erkundigte sich unauffällig nach den Wirtschaftsverhältnissen. Sie waren überaus einfach, die Lebensmittelpreise billig, der Grund hatte nahezu keinen Wert, es wurde weder gebaut, noch verkauft. Der Anreiz fehlte und das Angebot, weil der Ort von der Welt des Kapitals unentdeckt geblieben war. Infolgedessen lebten hier Menschen mit geringer Steuerlast und ohne Gemeindeverschuldung. Es gab auch keinen fiebernden Wettbewerb. Man war resigniert, es mit den großen Nachbarn nicht aufnehmen zu können, von ihnen erdrückt, aber dafür in behaglichen Verhältnissen, ohne Spekulationsfieber zu sein. Ein bedächtiger Bürgermeister, schwerfällige Gemeinderäte standen der Neuzeit mißtrauisch gegenüber: „Es geht uns beim Alten gut.“

Nach der Abreise des Geheimrats aus der Gegend blieb es längere Zeit noch völlig still in Heiligenquell. Ein strenger Winter hüllte das rauhe Land ein, die Elendleute litten viel. Unten im Dorf war es warm und behaglich, das Kleinbürgertum rückte eng zusammen. Man trieb Musik und Gesang, noch florierten die Spinnstuben, abends die Heimgartengänge. Und man linderte die Not der Bedürftigen. Als das Frühjahr herankam mit seinen Schneeschmelzen und Hochwassergefahren, erschienen in dem Gasthaus des Ortes ab und zu Herren. Sie sahen wie Geschäftsreisende aus, waren jovial und munter, sie liebten Gespräche mit den Einheimischen und gingen viel umher. Auch tranken sie von dem Wasser und machten Witze darüber, daß es ihnen zu Kopf stiege und sie sich in die Gegend verliebten. Die Herren wurden populär.

Nachdem sie endlich abgereist waren, ging mancherlei Getuschel durch den Ort, es hieß mit einemmal, der Bergmeier hätte sein großes Grundstück auf der Anhöhe am Dorfeingang verkauft, glänzend verkauft! Man nante eine große Summe. Er, Bergmeier, stieg wortkarg umher, wenig später hatte er sein ganzes Anwesen, ein gedeihliches Altvätererbe, hergegeben und zog als Rentier nach Karlsbad. Nun begannen Reihen von Hausverkäufen im Orte, der etwa eintausendfünfhundert Seelen in durchschnittlich dreihundert Wohnstätten umfaßte. Gütchen um Gütchen ging plötzlich in fremde Hände über, Banken vermittelten die Geschäfte. Wer sein Häuschen auf tausend Kronen eingeschätzt hatte, erhielt tausendfünfhundert bis tausendsechshundert, ja tausendachthundert, und die Freude war allgemein. Plötzlich

waren auch die Quelle und die Badehäuser vergeben, jedes Stückchen Grund war verkauft, es ging rasch. Und nun überschwemmten die Gegend Bauleute, ein vollkommenes Demolieren von Heiligenquell begann, die letzten Heimstätten alter, konservativer Leute mußten sich zum Zwangsverkaufe verstehen. Da hob ein wildes Klagen an, das sich zum Verzweiflungsschrei steigerte, als man vernahm, daß aller Baugrund bereits wieder an neue Besiedler verkauft sei um den zehn-, ja zwanzigfachen Preis. Wer tausendfünfhundert Kronen für seinen Boden erhalten hatte, sa ihn abgehen um fünfzehntausend und mehr, denn Heilgenquell sollte ein Luxusbad werden; der Prachtbau eines Kurhauses, eines großen Hotels, neuer Logierhäuser setzte bereits ein. Eine ungeheure Weltreklame hatte schon begonnen, ihre Folgeerscheinung war die maßlosefte Spekulation mit dem vorhandenen Grund. Man riß sich die neuen Besitzscheine aus den Händen, man wühlte die Erde auf, es fiel Haus um Haus, als dürfe kein Stein auf dem anderen bleiben, man fällte die Obstgärten, den Wald, zerstörte, was an Gärten da war. Es war die Entwurzelung eines bodenständigen Geschlechts, dem nun die Augen aufgingen, sich in Entsetzen weiteten. Es war das brutale Verdrängen landsässigen Volkes, das hier gedeihlich gelebt. Andere Existenzen kamen her und bezahlten die Wucherpreise für den Boden; Händler, Spekulanten, Ausländer, die Leute, die den Reichen der Welt das Nest bereiteten, denn für arme Kurbedürftige sollte hier kein Raum mehr bleiben. Die Quelle war entdeckt und wurde durch Riesenpreise im Betrieb für ein bestimmtes Teil der Menschheit reserviert, Modeärzte erschienen, Hotel an

Hotel erhob sich. Die Geprellten, für die es nun auswandern hieß, gaben sich der Verzweiflung hin, Fälle von Irrsinn kamen vor, in denen sich die heimatlos Gewordenen in ihren zerstörten Häusern niederwarfen und an die abbröckelnden Mauern klammerten. Hier hatten sie gelebt — hier schliefen ihre Toten. Mit ein paar Hundert Kronen hatte man ihnen das Heimatrecht abgekauft und verdiente an jedem von ihnen Tausende. Schrecklich war der Aufschrei, der durch das Volk ging, aber er verhallte als unberechtigt, die fremden Bauleute trieben die Verstoßenen schließlich fort.

Nun begann aus ihnen ein Proletariat zu entstehen, das ein Dokument grausamen Völkerleidens wurde. Die meisten, des Bargeldes ungewohnt, hatten ihre Kaufsummen schnell verbraucht, man nahm sie ihnen ab, sie konnten sich niergends zurechtfinden, viele gingen in der Fremde zugrunde, andere kamen als Bettler zurück, sie konnten von der alten Heimat nicht lassen. Sie zogen hinauf ins Geklüft zu den Elendleuten und starrten von da als Knechte und Tagelöhner hinab auf das Stück Erde, das sie als Herren besessen hatten.

Schon war das Kurhaus und Grand-Hotel mit glänzenden Gästen dicht gefüllt. Gartenanlagen, Wandelhallen, Trink- und Badestätten prangten in frischem Firnis, die Benediktenquelle war getauft und um sie Hochbetrieb, kein Platz für Bauern, kleine Bürger, kranke Arme. Der Flaschenversand wuchs ins Ungeheure, die Preise stiegen immer noch. Erst als alles auf der Höhe eines großen Erfolges stand, zeigte sich der neue Besitzer, der mit dieser Sache Millionen einnahm und sich auszeichnen ließ, weil er dies Tal zum Leben erweckt, seine Schätze

der Allgemeinheit erschlossen hatte: Geheimrat Jay von Deitels als Wohltäter der Menschheit. Es hatte nur der unbeugsamen geschickten Hand bedurft, die ein Stück Volkstum entrechtete und entwurzelte.

14.

Sie saßen auf einer Bank tief im Walde, über ihnen raschelten Eichhörnchen im Buchenlaub. Ein Duft von Erdbeeren unter der Glut der Frühsommersonne stieg aus trockenem Laube zu ihnen empor. Waldmeister blühte noch, leise berauschend, hier und da sang auch noch ein Vogel. Aber es war schon die Zeit des Reifens, nicht mehr des Blühens, und war so schön! Auf Kurts dunklem Kopf spielten in wechselnden Tönen Laubschatten und Sonnenlicht. Er saß in sich gekehrt und redete leise, die Stimme kam ihm beklommen aus den Tiefen der Brust. Benedikte schwieg. Sie hatte den großen Hut abgenommen, ihr Gesicht war ungewöhlich blaß, fast verstört, manchmal ging ein Zucken, als müsse sie sich beherrschen, um ihre Lippen. Ihr Blick streifte dunkel den Mann, der so hingegeben neben ihr saß. Er schien wohl geschaffen, um geliebt zu werden, aber sie war das Weib, das ihn glühend hassen mußte, sie war dieses eine aus tausenden. Ihr Leib schrak vor ihm zurück wie ihre Seele, es schüttelte sie ein wildes Mitleid mit sich selbst. Sie tat es, ja — aber sie wollte sich entschädigen. O wie sehr! Rücksichtslos! Das malte sie sich in grellen Bildern aus.

Da sagte er leise: „Benedikte! Ich hatte es mir vorgenommen, nicht zu heiraten. Es wuchs sich in mir zur

Überzeugung aus, daß es meine Pflicht sei, ein Geschlecht nicht fortzusetzen, das mit schweren Mängeln belastet ist. Es ist ein ungeschriebenes Ehrengesetz für den Tuberkulosen oder sonst körperlich unheilbar Gezeichneten, sich nicht zu vermählen. Ich fühle mich so in der Seele gezeichnet. Einmal habe ich an Entsühnung geglaubt, die Entsühnung gesucht bei einem reinen Wesen. Es war anders als Sie — unberührt von der Welt. Man hat es mir nicht anvertraut, dieses Wesen. Nun wissen Sie alles vom Erleben meines Herzens, ich bin vollkommen ehrlich."

Einen Augenblick lang stieg in die Wangen der Zuhörerin eine Röte, sie schämte sich. „Wenn ich erzählen müßte!" dachte sie.

„Ich habe sie, von der ich mit Andacht rede, nicht geliebt, wie ich — Sie liebe, nein. Es war eine ruhige Empfindung. Sie haben Sturm im mir aufgeweckt, in meiner Liebe zu Ihnen ist Qual. Ich fürchte mich vor uns beiden, Benedikte, weil wir keine reinen Menschen sind. Nein, wir sind es nicht, wir müssen's erkennen, auch Ihr Weg ging in die Irre — Sie haben — wenn nicht viel erlebt, doch zu viel gesehen. Wir sind beide krank — an unserem Leben, können wir aneinander gesunden, Geliebte, sag? Ich frage es dich feierlich und du mußt antworten aus deiner Überzeugung. Unsere Ehe kann nicht ein Ding der Oberfläche sein, denn ich stelle die höchsten Ansprüche an deine Seele. Ich habe niemanden. Du wirst der eine Mensch in meinem Leben sein, ich werde mit allem, was mich selbst bewegt, was ich anstrebe, als meine Pflicht erkenne, zu dir kommen, auch mit meinen Kämpfen, du wirst sie

teilen müssen. Bis jetzt habe ich nicht glücklich gekämpft, gelebt gegen meine Überzeugung, nun werden wir zwei Kämpfende sein, gegen eine Weltanschauung und gegen ihren mächtigen Vertreter. Du hast Gewalt über diesen Mann, ich fühle es, du mußt sie ausüben in meinem Geiste. Wirst du das tun, Gutes in die Welt bringen?"

„Ich weiß nicht, ob ich es kann."

„Du sollst nicht ohne Luxus leben, Benedikte, ein gewisser Luxus kommt gewissen Menschen zu. Er schafft um uns Güter, die ihre Berechtigung haben, Schönheit, Kunst."

„Ich werde wohltätig sein."

„Wohltätig? Das ist zu wenig. Die Menschen haben Rechte an uns, nicht auf Almosen, auf viel mehr, wir sind zu reich und müssen rückerstatten, ausgleichen, unser Überfluß muß zurückfließen ins Volk. Nicht in Akten der Barmherzigkeit. Wir haben abzugeben. Meinen Oheim dazu moralisch zu zwingen, sanft und fest — das ist die Mission meiner Frau. Ich werde es dich lehren und du mußt es betätigen, daß wir zu Rechten nur Verwalter, nicht Besitzer sind, daß ins Volksvermögen zurückfließen muß, was wir zuviel besitzen, das Staatsgesetz beschränkt uns nicht, wir müssen es selber tun. Steuern und Lasten treffen immer zerschmetternd den Kleinen, sie berühren den Großen kaum. Um unseres wahnwitzigen Überflusses willen stockt die Volksentwicklung, sie wird krank, dieses uferlose Übermaß im Besitze des einzelnen entblößt die vielen um ihr gewöhnlichstes Recht, der Fluß, der sich staut, speißt keine Ufer mehr, treibt keine Betriebe. Wir können, wir dürfen nur Verwalter sein, unser Luxus darf kein gesundes

Volksinteresse schädigen durch seine Eitelkeit, Vergeudung und Willkür. Für jedes Kind, das, in Not geboren, nicht gesund aufwachsen kann, sind wir verantwortlich. Ich will ein Anwalt des Volkes sein in der Zukunft, Benedikte, denn dieser Anwalt fehlt."

Die Lippen der Frau bewegten sich lautlos, der Mann umfaßte sie heiß und fest. Sie fühlte zum erstenmal, daß er stark sei, in seinen leidenschaftlichen Augen leuchtete eine große Kraft, er sah sie lange an, ehe er sie küßte, dann aber brannte sein Kuß und sie erschrak aufs neue, es war ein Besitzergreifen mit gebieterischem Wollen, sie hatte sich dieses Werben anders gedacht. Und das reizte sie wieder zu dem Kampfe, wie willenlos lag sie in seinem Arm. Er sagte: Wir wollen eine stille Hochzeit halten, vornehm und still."

Das hatte sie nicht gewollt, aber sie schwieg. Es war etwas Lautloses in dem Verlöbnis dieser beiden Menschen, als stünde das Schicksal still und blicke sie an.

22.

Er fuhr nach Italien, um seine Mutter zur Hochzeit zu holen und fand sie im Castel Portico wie gewöhnlich allein. Frau und Castel waren in einem Zustand der Verwahrlosung, wie er nur im schönen Süden noch erträglich ist. Der Conte hatte alles Geld und den letzten Schmuck seiner Frau nach Viareggio mitgenommen, wo er spielte, die Contessa aß Pollenta und gekochte Melonenscheiben, sonst gab es nichts. Ihre Zerstreuung war, die heiligen Mumien in der Schloßkapelle zu betrachten und abzustäuben, diese trugen echten Schmuck. Der Koch

bewachte Dollys Ausgänge nach dem Dorfe und war in des Grafen Abwesenheit Herr im Hause. Er empfing Kurt mit viel Anstand, da er bei ihm die Trinkgeldhand am rechten Fleck vermutete und sofort setzte ein herrschaftliches Leben in Castel Portico ein, zu dem plötzlich alles da war, sogar ein sonst versperrtes Seidenkleid für die Gräfin.

Sobald der Conte von dem Besuch erfuhr, war er auch schon da. Ein schon etwas fetter Südländer mit weißen Zähnen und römischem Profil, dessen Grandezza ihm stets bewußt war. Er trug viel Schmuck, mit Vorliebe weiße Anzüge und rote Krawatten, hatte einen guten Bariton, sehr viel Courtoisie, auch gegen Dolly, die neben ihm alt und verwelkt wirkte. Seine Gastfreundschaft gegen Kurt war groß. Der Conte lebte mit seinen wenigen Pächtern im Teilungssystem, wobei er Boden und Leute gründlich aussog, Dollys Vermögen war glatt verschwunden.

„Gli affari infelici!“

Wenn dem Conte heute etwas passierte, was bei seiner Spiel- und Rennleidenschaft nicht unmöglich erschien, fiel der Besitz an seinen Vetter und die Witwe saß mittellos da. Die Gemütsruhe des Gentiluomo trübte diese Tatsache nicht im mindesten. Er konnte sehr jähzornig sein und gegen andere sehr knickerig, Dolly zitterte vor ihm. Sie hatte all ihre Großspurigkeit eingebüßt, ihr Spatzengezwitscher floß nur noch spärlich und halblaut, ihre Haut war gelb, das Haar dünn und grau, ihr Anzug schlampig. Als Kurt erschien, weinte sie kläglich und lachte auch dazwischen. Sie war sehr albern geworden.

Dem Sohne tat ihr Schicksal bitter leid, wenn sie auch nie eine Mutter gewesen war.

Eines Abends, nachdem der Conte sich bei ihm eine größere Summe mit vieler Artigkeit entlehnt hatte, schlug er ihm in seiner ruhigen Weise ebenso höflich vor, eine Rente anzunehmen und dafür seine Frau den Ihren zurückzugeben. Der Kavalier war verblüfft. Er schwur Eide, er lächelte, rieb sich die Hände, schließlich schluchzte er vor Entsagungsweh, worauf er in klassischem Italienisch eine sehr schöne Rede hielt. Nach ihr war er erschöpft und vollkommen einverstanden, die gute Dolly wurde von ihm nicht befragt.

Als sie mit Kurt abreiste und Castel Portico hinter ihr lag, tat sie einen tiefen Atemzug. Sie schüttelte sich, wippte ein paarmal herum, wie ein naßgewordener Vogel, der sich trocknen will und war plötzlich wieder so affektiert wie früher. Ihr Sohn dachte, daß sie leben würde, wenn er längst gestorben sei, es ging nichts tief bei ihr. In Mailand stattete er sie völlig neu aus und nahm ihr eine neue Jungfer auf. Er wollte sie im Süden Österreichs, in Bozen oder Meran, installieren, ihr war es recht. Vor Therese hatte sie Angst, Kurt wußte, daß er dieser Mutter einziger Halt sei, es war doch etwas, eine Pflicht.

Sie fragte nach seiner Braut. Er antwortete leise, sie sei schön, sei gut und die Hoffnung auf Erlösung in seinem Leben. Die Mutter verstand ihn nicht.

Kurt Bensbergs Hochzeit fand in St. Germain bei Paris statt, wo Benedikte eine kleine Villa besaß. Es war schon die Zeit der welkenden Rosen, Erntetage lagen heiß über der Welt. Einige Österreicher waren

gekommen. Der Geheimrat stattete das Paar fürstlich aus, er schenkte ein Palais in Frankfurt mit der Bedingung, daß sie da wohnen sollten, und gab Benedikte das Gut Neuhagen als Eigentum. Dieses Geschenk und das Nadelgeld, das er ihr selbständig aussetzte, verletzten Kurt tief, aber sie blieb dabei, sie wage nichts zurückzuweisen, es sei nicht klug. Ihre Art anzunehmen war königlich ruhig, sie zeigte keine Freude, der Reichtum war der selbstverständliche Rahmen für sie. Von dem päpstlichen Segen, der ihr feierlich gesandt wurde, war sie hingerissen und frug Kurt wiederholt: „Du bist fromm, sehr fromm, nicht wahr?“

Er trat mit tiefem Ernst in seine Ehe und mit einer neuen starken Entschlossenheit.

Ausklang.

1.

„Wir müssen einfach über ihn hinweggehen, Onkel, zu besiegen ist er nicht.“

Das Wort klang dem Geheimrat noch im Ohr, er fühlte noch den eiskalten Blick der klaren, blauen Augen. Ans Fenster tretend, sah er der jungen Frau nach. Sie trat aus seinem Hause und hieß ihr Coupe langsam nachfahren, dann ging sie die Zeil entlang. Sie war in Zobel gehüllt und trug einen wundervollen Reiher; außer zwei erlesenen Diamanten in den Ohren keinen Schmuck. Armut streifte an ihr vorbei, hastendes Geschäftsleben, aber jeder, so wenig Zeit er hatte, sah ihr nach. Keiner, der nicht Benedikte Bensberg kannte, die große Weltdame von Turf und Salon, die harte, resolute Frau von der Börse, die Gattin eines Idealisten, der an ihr zugrunde ging. Jay Deitels rechte Hand — die Erbin seines Denkens und Handelns.

Kurt Bensberg hatte verspielt.

Er war nun zwei Jahre verheiratet und alle Leiden des Mannes hatte er in dieser Zeit bis zur Neige ausgeprobt. Zuerst die stumme Qual enttäuschter Liebe, unerwiderter Leidenschaft. Sie hatte so kalt und teilnahmlos in seinen jungen heißen Armen gelegen, daß er selbst an ihr zu erstarren begann, ihr leeres Lächeln, ihre

fremden Blicke — da war nichts zu besiegen, zu erobern, nichts. Ein schöner Leib, der instinktiv der Hingabe widerstrebte, mit einem Grauen vor der Mutterschaft, die der Mann in brennender Sehnsucht von ihm erhofft. In ihr war alles Abwehr, selbstsüchtige Furcht. Sie war immer sanft mit ihm, sie verweigerte nie direkt etwas, aber sie schenkte auch nie, sie nahm nur und schöpfte ihre Umgebung aus. Eisern gesund war sie und ohne Nerven, sie machte krank, sie selbst litt nie. Zehn Monate waren sie verheiratet gewesen, da ritt sie in Wiesbaden eine Schnitzeljagd mit, stürzte, und nun kam auf, daß seit Monaten eine Hoffnung dagewesen war, die man begraben mußte. Sie hatte sich erbarmungslos geschnürt und ihren Gatten die Sache verheimlicht. Kurt war wie zerschmettert, sie blieb kalt, erholte sich rasch. Das war der erste Abschnitt ihres Zusammenlebens, an Benedikte ging er spurlos vorbei. Sie reiste zur Erholung nach Dieppe und Aix-les-bains, sie liebte französisches Leben noch immer sehr.

Der Geheimrat hatte die Affäre leicht genommen: „Mein Gott, diese jungen Frauen.“ Mit zynischem Lächeln sah er schweigsam zu, wie Kurt sein Haus einrichtete, wohlhabend, aber ohne jedes Übermaß, einen mittleren Hausstand aus guten Kreisen. Kurt beschränkte sich selbst auf ein bestimmtes Einkommen. Er hatte angefangen, Sozialpolitik zu treiben und unterstützte ein den Volksinteressen gewidmetes Blatt. Die Vollmacht, die in den Deitelsschen Geschäften seinen Namen preisgab, zog er zurück uud verweigerte oft seine Unterschrift. Hingegen widmete er sich dem Studium der allgemeinen Staats-, sowie auch der

Volksinteressen, der Volkshygiene, ging in Vorlesungen, suchte Gelehrte und Forscher auf. Er war nicht mehr Verwaltungsrat großer Gesellschaften, aber Mitglied volkswirtschaftlicher Vereinigungen. Es war etwas Herzbewegendes, anzusehen, wie er, den eigentlich nur das Leben unterrichtet hatte, sich jetzt in Mannesjahren sachlich zu belehren begann, die Gesellschaft geistig und seelisch hochstehender Männer suchend. Es mußte Menschen geben, die nicht zu kaufen waren, deren weise und gewissensstrenge Selbstbeschränkung sie frei machte in starker Genügsamkeit. Was er in Mellenthin geahnt hatte, schwebte ihm vor in höherer Vollendung. Es wurde ihm klar, daß es nur ein Feld für ihn, den wissenschaftlich Ungebildeten, geben konnte, die Politik, in der er, in seltsamem Widerspruch mit seinen eigenen Verhältnissen, wie er es Benedikte einst gesagt, als Schützer und Anwalt des vom Großkapital erdrückten Volkslebens auftreten mochte, gegen jede Vergewaltigung. Er würde sich damit in eine sonderbare Stellung bringen, die vielleicht heute noch einzigartig war. Denn es liegt nicht im menschlichen Charakter, sich freiwillig schuldig zu bekennen und freiwillig abzugeben von Erworbenem. Man würde ihn, der sich zu solchen Verantwortungen bekannte, als erster seiner Welt, verhöhnen, ihn anfeinden, selbst im Volke, aus dem kaum jemand wie er handeln würde an seiner Stelle. Er schrak vor dem Lärmen der Menge ebenso wie vor dem inneren Alleinsein zurück. Auch den Mißbrauch ahnte er, den man mit ihm treiben würde. Aber sein Gewissen ging doch die ihm vorgezeichneten Wege. Er konnte nicht anders, er arbeitete gegen seine eigene Welt.

Was ihm vorschwebte als der Traum einer Zukunft das war, sich ganz freizumachen von dieser Welt, ihr schließlich als ein Mann der Tat, nicht nur des Willens, unabhängig gegenüber zu stehen. Jay Deitels war noch nicht siebzig Jahre alt, er würde noch lange leben und seine Millionen vielleicht salvieren vor einem Erben, wie Kurt einer war, der sie nie verwenden konnte im Deitelsschen Geiste. Er band ihm wohl die Hände, machte ihn unfähig, frei zu handeln, er legte die Gelder fest unter den Schutz von Leuten seiner Gesinnung, so daß man dies im Unrecht Erworbene nicht zurückfließen lassen konnte ins Volksvermögen. Aber wenn inzwischen einer, der lange gekämpft und gelitten hatte, nun auftrat als reifer Mann, mit einem festen Programm und bestimmtem Wort? Einer, der sich frei gemacht und selbst verzichtete? Dem sie also glauben mußten? Und wenn dieser eine sprach:

„Ich sehe in den zu großen Renten des einzelnen, der mit ihnen Mißbrauch treiben kann, die Schädigung der Volksentwickluug. Der allzu notdürftige Mensch ist durch seine Lage gezwungen, Erwerbszweigen nachzugehen, die vom allgemeinen Volkswohl ablenken. Dadurch werden Notwendigkeiten vernachlässigt. Die Entwicklung für das allgemeine Wohl der Massen wird beeinträchtigt. Je nach dem durchschnittlichen Volksreichtum müssen dem Reichen die Ausgaben für seinen Luxus eingeschränkt werden. Die Einkommensteuer muß also so hoch bemessen werden, daß durch Verbrauch des restlichen Einkommens keine Schädigung der Volksinteressen mehr eintreten kann. Dadurch erledigen sich die unlauteren Geschäfte und schändlichen Spekulationen

des Einzelnen auf Kosten der Masse von selber und damit die Ausnützung und Erdrückung der Volkskräfte. Gemeinschädliche Unternehmungen werden eingeschränkt. Finanziell schwache, aber tüchtige, der Entwicklung fähige Existenzen kommen zu ihrem Recht und können die Höhe ihrer Leistungsfähigkeit, zum allgemeinen Wohl, erreichen. Keiner darf so übermäßig genießen, daß ein anderer an seinem Genusse verkümmert. Diese Möglichkeit bedeutet Volkskrankheit. Aus solchen Leiden eines Volkes, die ein Staatsverbrechen sind, denn die großen Korruptionen und Bestechungen schaffen sie, reifen die Revolutionen und die Kriege. Ihnen zugrunde liegt die Gier.

Der Kapitalismus hat das Hauptinteresse am Kriege; dieses Interesse fällt, wo kein besonderer Gewinn in Aussicht steht. Der Proletarier hat keinen Gewinn am Kriege, ihn trifft nur seine Not. Besitz ist Verantwortlichkeit, eine Sache des Gewissens, ein bloßes Verwalten allgemeiner Güter eigentlich. Bis der Großkapitalist selbst zum Kultus des Bewußtseins gereift ist, erkennend, daß er sich mit bloßer Wohltätigkeit nicht freikaufen kann, muß der Staat die Hand als Mentor auf ihn legen. Zu einer Individualität, mit der Freude recht zu tun, reift nur sehr langsam ein Mensch, insbesondere der allzureiche Mensch!"

2.

Er sagte sich, in grübelnden Gedanken, nach Gesprächen mit ernsten Männern, wenn er in Berlin und Wien aus den Tagungen des Parlaments heimkam, daß vielleicht zum Wohle des Volkes eine Änderung der alten Staats-

grundgesetze notwendig werde. Sie fingen an unzulänglich zu werden.

Auch die heftige, von Leidenschaften durchwühlte soziale Bewegung der Besitzlosen war nicht der Weg zur Lösung lastender Fragen. Sein einstiger Lehrer schon hatte ihm gesagt: Von unten kann er nicht kommen, der gesunde Ausgleich.

Nicht aus einem blinden, oft ungerechten Haß gegen den Krösus durfte eine gewalttätige Reform sozialer Mißstände erstehen. Bewegungsfreiheit und Luxus waren berechtigt, der reiche Mann als nützlicher Verwalter großer Werke mußte seinen breiten Spielraum haben. Aber der uferlose Luxus konnte nicht im Staate Lebenszweck einzelner Existenzen werden. Man ließ große Summen nur in jener Hand, die gelernt hatte, sie zu verwenden, nur hoch entwickelten, einer Verantwortung bewußten Menschen. Einkünfte waren gestattet — Kapitale wurden kontrolliert.

Ein Volksanwalt gehörte her, der wachte über die Gleichmäßigkeit des allgemeinen Gedeihens, wandte sich gegen die Korruptionen und Bestechungen, gegen das Anwachsen interessierter Machthaber, die Brachlegungen der Erde für Luxusbesitz, das Hasardspiel mit kleinen Existenzen. Die beschränkten Gewinnmöglichkeiten für den Einzelnen nahmen dem erbitterten Lebenskampf seine Schärfen. Der Mensch wurde genußfähiger, körperlich und seelisch gesünder. Denn Raum für alle sollte die Erde haben. So war sie gedacht.

Nie hatte sich der Verkehr zwischen Deitels und Bensberg glatter abgewickelt als in diesen beiden Ehejahren Kurts, da zwischen ihnen als dritte die Frau stand. Der

Haß des Alten, dem der Junge mit offenen Karten trotzte, Kurts geistiges Erwachen zum Willen der Tat umschleierte die äußere Form tadellosen Verkehrs. Deitels fühlte den Feind, er hatte den Neffen unterschätzt, der wuchs im Ringen.

Nie dachte er weniger daran, ihn fallen zu lassen, als jetzt. Ihm jetzt die Mittel zum Leben entziehen, hieß ihn mit einer Gloriole umgeben, eine ungeheure Reklame für ihn machen, ihm die Gattin nehmen, das wäre ein Wüten gegen sich selbst gewesen. So geschah es, daß mit Deitelsschem Gelde gegen die Ideen und Überzeugungen des Hauses Deitels gearbeitet wurde. Der Geheimrat wußte trotzdem Kurt ganz in seiner Hand. Die war noch ruhig geöffnet, eine ungeheure Selbstdisziplin besaß der alte Geschäftsmann; sie würde sich langsam schließen, fest.

In der Frau besaß er eine ungeheure Gewalt, sie war die Verräterin im Hause ihres Gatten. Ihr kalter Blick las in seinen Zügen, bewachte seine unruhigen Träume, wühlte in seinen Schriften. Sie hatte Schlüssel zu allen seinen Kästen, Jay war immer informiert. Und Kurt ahnte nicht, wer ihm unbeugsam entgegenarbeitete, er rieb sich auf in einem dunklen Kampf.

Über der Ehe dieser beiden lastete ein unklares Schweigen des Herzens. Benedikte war immer sanft, geduldig und gut. Sie hörte alles an, den heißen Überschwang, die zitternden Seelenkämpfe, sie sah die Gewissensnot, die da nach Licht und Versöhnung rang. Sie sagte Kurt kluge Worte des Verstehens, an die klammerte er sich. Er konnte ihr, was sie ihm als Frau und Mutter schuldig blieb, nicht vergeben, es brannte dumpf in ihm.

Aber er dachte, das Unglück mit dem Kinde komme von ihrer Unwissenheit als Weltdame, er quälte sie um einen Sohn. Den wollte er erziehen in der stolzen Abneigung vor dem Zuviel im Leben, mit einer unbestechlich reinen Seele.

Benedikte und er waren oft nicht beisammen, er wußte eigentlich von ihrem Leben wenig, aber er vertraute ganz. Sie ging in die Welt — er nicht. Sie reiste vielfach, er ging seiner Arbeit in den großen Städten nach. In seinem Haus mußte sie sich einfacher kleiden, von ihm entfernt war sie eine unerhörte Luxuserscheinung der großen Bäder und Vergnügungsorte. Sie lebten in Gütertrennung, was er selbstlos von ihr fand, denn sie besaß fast nichts. Es kränkte ihn, daß sie von Deitels ein Nadelgeld bezog, aber nach ihrem Ausspruch ging das für Wohltätigkeit auf. Ihr Mann sah nie ihre prachtvollen Toiletten, ihr ganzes Auftreten, das ihn lächerlich machte und seinem Lebenssystem ins Gesicht schlug, zu Deitels Ergötzen. Kurt Bensberg kam in die gefährliche Lage einer nicht nur komischen, sondern aufreizenden Figur, eines frechen Heuchlers, dessen wahres Antlitz sein Weib der zynisch lächelnden Welt zeigte. Der Anwalt des Volkes! Er sah noch immer ein falsches Bild, unerbittlich vollzog sich die Tragik seines Schicksals.

Benedikte war viel in Heiligenquell und in Neuhagen. Dieser Besitz in ihrer Hand war für Kurt eine Quelle des Schmerzes, der Beunruhigung. Was sollte ihr das alte Herrenhaus mit seinen schwermütigen Traditionen, das weltenfremd in der Heimat eines armen,

schwer arbeitenden Volkes lag? Sie solle ein Asyl daraus machen, bat er sie; sie lächelte und wollte nicht. Ein glatter, kühler Widerstand trat ihm immer in ihr entgegen, wenn er um ihr Einswerden mit ihm sehnsüchtig rang.

Er litt an ihr — wie er an allen gelitten in seinem Leben. Und die ihm wohlzutun vermocht, sie hatten seinen Pfad gemieden.

Die wahre Benedikte aber kannte er noch nicht.

3.

Er hörte regelmäßig Vorträge an der Universität, bei Professoren, und bereitete sich selbst zum Redner vor. Er ging sehr viel in die Viertel der Armen, besuchte Fabrikdistrikte wie einst in Neuyork und Pittsburg. Sich bei den ersten Schneidern zu kleiden, hatte er aufgegeben, überhaupt trat die natürliche Einfachheit seines Wesens immer mehr hervor. In seinem schmäler gewordenen Gesicht paarte sich die tiefe Güte mit einer ernsteren Festigkeit. Bei den spielenden Kindergruppen der Mittellosen in den elenden Vierteln stand er oft lange Zeit. Seit dem amerikanischen Erlebnis wagte er die Kleinen nicht mehr anzureden, aber er sah in ihre blassen Gesichter, studierte die dürftigen Gliederchen: die Zukunft des Staates. — Er dachte über ihre Wohnungen nach, ihre Lebensmöglichkeiten, ihre moralische Entwicklung. Ja, ein Anwalt des Volkes tat not! Er saß in Arbeiterversammlungen, gedrückt und einsam, seine Frau ging nicht mit, sie fürchtete das Volk.

Sie fuhr nach Neuhagen, in das er nie den Fuß setzte, und jetzt sehr oft zum Wintersport nach Heiligenquell. Dort trieb eine internationale Gesellschaft ihr Wesen, niemand beachtete, wie übel die Stimmung im Volke gegen diese gewalttätigen Fremden war. Von den Höhen sausten die Rodelschlitten, üppige Weiber in enganliegender Männertracht schrien, wälzten und balgten sich im Schnee. In Hosen, mit Schmuck überladen, saßen sie abends in den Hotels, nachts in den Bars, der Champagner floß in Strömen. Die illegalen Paare gaben sich hier ihr Stelldichein. Oben bei den Elendleuten war Kälte und Hunger, brennende Augen starrten hinab in das Tal, wo einst die Heimat lag. Es war wie ein Bann über diesen Enteigneten, daß sie hier lebten und verkamen, sie fanden nicht fort.

An einem kalten Januartag fuhr Kurt Bensberg nach Heiligenquell. Er kam zu einer unangenehmen geschäftlichen Unterredung mit Deitels, der, in Benediktens Begleitung, seit einigen Wochen da war, sie wohnten beide mit Begleitung im Palasthotel. Kurt war noch nie hier gewesen und das Neue, Prunkhafte der ganzen Ortsanlage in dem stillen Bergwinkel verletzte ihn. Er hatte wenig geachtet auf Heiligenquells Entstehung, aber er sagte sich ahnungsvoll: Über wieviel kleine Existenzen ging wieder dieses sinnlose Luxusbild? Er begriff seine Frau nicht, daß sie das Leben in Hotels so oft ihrem Heim vorzöge, daß er ihr reich mit Kunst uud Schönheit ausgeschmückt hatte. Sie schloß sich zu sehr an Deitels, sie brachte Opfer, um ihn zu gewinnen.

Die Luft war aufpeitschend, scharf, viel Schnee lag, ein zügelloses Sporttreiben war im Tal. Fette Weiber,

hagere Weiber jeden Alters, grüne Jungen, ältliche Herren, alles zwanglos eingehängt, in großen Gruppen, johlend und schreiend, trieb sich hier herum. Ziegelrote, grasgrüne, giftblaue Sweaters und Beinkleider, eine Nadelfreiheit ohne Maß, gefärbte Perücken, echte und falsche Brillanten, die ganze grelle Widerwärtigkeit eines gewissen, reich gewordenen, gemein gebliebenen Großstädtertums.

Mußte das alles nicht den Bauer und Tagelöhner reizen, dessen Leben Enge und schwere Arbeit war? Wie schön war wohl dieses Tal in seiner einstigen Stille gewesen, als es den Einfachen Brot gab?

Nun lag der Boden brach.

Kurts Wagen streiften so finstere Blicke der Landbevölkerung, daß es ihm aufzufallen begann. Vor den zerstreuten Kleinhäusern da und dort standen Menschengruppen mit bösen Gesichtern, ein Stein flog einmal dem Gefährte nach, Hunde wurden auf die Pferde gehetzt, daß sie scheuten, er stieg endlich aus und ging zu Fuß. Da kamen ihm in einem Trupp bunter und lauter Gestalten zwei Personen entgegen, Deitels und seine Frau. Der Geheimrat als Bua grotesk anzusehen, Benedikte in schwarzem Rodeldreß aus Seide, das ihr eng anlag, jede Linie ihrer wundervollen Gestalt zeichnete sich mit schamloser Deutlichkeit ab. Sie trug eine kecke Seidenmütze, große Rubinen-Ohrringe, die er nicht kannte, und hatte hochrote Wangen, während sie laut und mit blitzenden Augen redete. Kurt erschien sie völlig fremd, schön und frech, abstoßend, er hatte sie zuerst gar nicht erkannt. Sie erschrak bei seinem Anblick.

Mister Saunders, der Amerikaner neben ihr, schnitt eine Grimasse.

„The devil your husband.“

Dann wurde Kurt umringt, von Deitels jovial begrüßt. Er antwortete knapp und sah unverwandt seine Frau an, diese Erscheinung aus einem Zirkus oder Varietee. Sie hing sich endlich ärgerlich einen Mantel um, Mister Saunders Mantel, sie selbst hatte keinen mit.

„Kommst du ins Hotel, Benedikte?“ Sein Blick war so, daß er sie zwang, mit ihm zu gehen.

„Das also bist du, Benedikte, meine vornehme Benedikte? Wo bleibt dein Feingefühl, dein guter Geschmack? Geh, kleide dich um, augenblicklich!“

Sie gehorchte sehr bleich. In ihren Augen stand: Ich hasse ihn.

Am nächsten Morgen hatte er keine Zeit, sich um seine Frau zu kümmern. Die Konferenz mit Deitels war stürmisch und lang. So sehr der Alte sich zusammennahm, ihre beiden Naturen prallten aufeinander, hart wie Stahl und Stein. Kurt zeigte sich, wie er wirklich war. Es tat ihm wohl, es hob ihn vor sich selber; und der Alte haßte ihn.

Um zwölf kam er in seine Zimmer zurück, die Jungfer lief ihm entsetzt entgegen.

„Herr Baron, um Gottes willen! Das Gesindel ist hinter der Baronin her!“

Ein Blick aus dem Fenster, dann rannte er hinab. Das Hotel war in wilder Aufregung. Den Fahrweg herauf raste eine Schar johlender, keuchender, wutentbrannter Leute mit vollen Wasserkannen, Dreschflegeln, Eisenstöcken, Männer und Weiber, meist in Lumpen.

Sie trieben Benedikte und Herrn Saunders vor sich her. In schneeweißem Rodelkostüm, ohne Rock, in der ganzen kecken, männlich zur Schau getragenen Schönheit ihrer Glieder, mit den blutroten Ohrringen und gelöstem Haar kam sie daher wie eine von Furien gejagte Bacchantin; der Amerikaner neben ihr hieb mit seinem Knüttel um sich. Dann — das Hoteltor fiel zu hinter ihnen, die Eisenbalken rasselten herab, draußen Geschrei, Stampfen, ein Hagel von Steinen. An Kurt, der stumm dastand, ging Benedikte verächtlich vorüber. Ihre Brust flog, sie sah wundervoll und gefährlich aus.

Nachmittags zwang er sie, mit ihm abzureisen. Über die Sache fiel kein Wort, nur seine Augen sprachen.

4.

An einem Hochsommertage, sechs Monate später, saß er allein in seiner Wohnung. Vor ihm lag eine Zeitung, die einen Schmähartikel über ihn enthielt. Eben war einer seiner neuen Freunde und Lehrer von ihm fortgegangen, der Professor der Nationalökonomie Doktor Bartels, den er hochschätzte. Der alte Herr trat eine kurze Urlaubsreise nach dem Harz an. Er war eine bedeutende wissenschaftliche Persönlichkeit, ein gütiger Mensch, der in harmonischen Familienverhältnissen lebte, Bensberg zuerst mit Interesse entgegengekommen, bald mit Freundschaft, und hatte ihn in einen Kreis führender Männer gebracht, mit denen jedes Zusammensein Gewinn war. Kurt hatte zum erstenmal in seinem Leben reiche Stunden unter erlesenen Menschen kennengelernt, die ihn in seinen Bestrebungen sachlich ermutigten. Die Lücken seines Wissens füllten sich, eine gewisse

Sicherheit hatte ihn ergriffen. Er begann seine Gedanken niederzuschreiben und wurde darin unterstützt. Auch ihn sprechen zu hören, wünschte man, es war für diese Denkenden der realen Welt von Interesse, eine Persönlichkeit wie ihn anzuhören, sich vor ihren Augen entwickeln zu sehen. Er hatte über Erfahrungen in amerikanischen Arbeiterdistrikten einen Vortrag ausgearbeitet, den Doktor Bartels öffentlich von ihm zu hören verlangte. Kurt hatte sich darauf gefreut, er wurde immer ruhig und leistungsfähig angesichts vieler Menschen. Und nun kam heute, eben vorhin, dieser alte Herr und sagte ihm: „Lassen Sie den öffentlichen Vortrag lieber, Herr Baron, es ist besser für Sie. Sie sind zu wenig unabhängig. Um zu tun, was Sie gerne und sicher aus Überzeugung tun möchten, müßten Sie ganz allein — oder mehr Herr Ihrer Existenz sein, in der leider manches Ihren aufgestellten Theorien widerspricht."

Bensberg fuhr auf: „Man kann ja leider nicht immer, wie man will."

„Herr von Bensberg, ich weiß es wohl! Aber ein Einklang zwischen Lebensführung und Überzeugung ist für den, der in die gefährliche Öffentlichkeit zu treten wagt, unerläßlich."

„Ich tue alles, um diesen Einklang herzustellen", hatte Kurt ausgerufen. „Mein Leben liegt klar da, mein Haus ist einfach, ich kann es noch einfacher einrichten, sobald ich festen Boden unter den Füßen fühle. Verlassen Sie mich nicht!"

„Gewiß nicht, Herr, aber schaffen Sie Ordnung in Ihrem Hause. Das Volksgericht in Heiligenquell hat böses Blut gemacht und damit ist doch keine Wandlung

eingetreten. Auf Ihren Namen, nicht auf den Ihres Oheims, gehen die Dinge. Der hat sich freigemacht und gedeckt."

So hatte Doktor Bartels gesprochen, etwas zögernd, aber sehr ernst. Es lag ihm viel an Kurt Bensberg, er ließ es durchblicken. Aber Sorge stand auf seiner Stirne geschrieben, die die Denkarbeit gefurcht hatte. Er schloß noch hastig:

„Was hilft alles, wenn Ihre Frau die zügelloseste Lebedame der internationalen Welt ist! Sie verbraucht monatlich Hunderttausende."

„Das kann nicht sein. Ich halte sie knapp."

„Und Deitels? Von ihm kommen die Unsummen, er arbeitet gegen Sie, Sie wissen es nicht. Sie hat sich einen alten mährischen Herrensitz Ihrer Familie, der auf häßliche Art in Deitels Hände kam, mit widerwärtigem Luxus eingerichtet und empfängt dort das Glücksrittertum der internationalen Lebewelt. Das Volk dort ist sehr arm. Kohlengruben sind in der Nähe, die Sache macht den schlimmsten Eindruck. Ich sehe, Sie wissen nichts, Sie gehen nie nach diesem Neuhagen. Hier, bitte, lesen Sie. Ihres ist in Wahrheit ein hartes Schicksal."

Der Professor legte eine Zeitung auf den Tisch. Und Kurt las — was die Bevölkerung der österreichischen Provinz in erbitterte Revolte versetzte. Las mit blassen Lippen nnd stockendem Herzschlag das Urteil, das die Welt, der Teil der Menschheit, auf dem es ihm ankam, fällte über ihn. Denn seine Frau, das war e r, untrennbar und für immer. Ließ er sich scheiden (sie waren katholisch getraut), trennte er sich, ihr blieb der Name, unter dem es weiterging, was sie begonnen. Sie erbte

dann wohl all diese von schwerem Unrecht befleckten Millionen, die dem Volksgedeihen zurückzugeben sein Traum und Lebensziel war.

Sie blieb immer, was sie war, die Baronin Bensberg, Deitels Nachfolgerin, Willensvollstreckerin. In dem Schmähartikel standen häßliche Sachen: „Deitels Kreatur, er, ihr Mann, das Werkzeug, der Deckmantel dazu.“ Großer Gott! Welch ein Schmutz an diesem allen. Und er konnte sein Leben nicht mehr losreißen von ihr. Er mußte, mußte sie behalten um der Sache willen, ihr Zuchtmeister, ihre Geißel sein. Noch kannte er sie nicht ganz. Aber schon dämmerte in ihm ein furchtbares Ahnen, sie untergrub, zerstörte seine Existenz. Sie hatte vielleicht in seinem Sinne gewollt, damals in Nauheim, aber dann kam der dämonische Anreiz der Millionen, der stärker war, Deitels als Versucher und Zerstörer des Schicksals, das sich ihm an Sohnesstatt anvertraut. Eine Hand, unter der nichts Reines erblühen konnte über Kurt Bensbergs Leben.

— — — — — — — — — — — —

Von dem Skandal in Heiligenquell an bis Ende Juni hatte er seine Frau zum engen Zusammenleben gezwungen, sie sich beherrscht. Wohl sah er sie tagsüber wenig, er arbeitete so ernst und schwer, aber sie war da, ihm sofort erreichbar, schön, wortkarg, sanft, manchmal mit einem rätselhaften Lächeln. Sie widersprach ihm nicht. Sie blieb kinderlos und war nicht zu erwärmen, aber sie tat ihre Pflicht. Sie hörte ihn auch an, wenn seine Seele überfloß in Träumen von einer Menschheitssühne, einer kommenden besseren Zeit. Dann griff er wohl nach ihrer Hand und bebte in einer

heißen Sehnsucht nach Verstehen. Und sie sah ihn an mit ihren schönen Augen, zu deren Sprache er den Weg nicht fand.

Er hatte ihr vier Wochen Urlaub gegeben, vierzehn Tage waren davon um. Über ihr Leben in Neuhagen machte er sich keine Gedanken, er hoffte immer noch, sie mache aus der Stätte schließlich doch ein wohltätiges Asyl. Daß sie ihm wenig schrieb, war er gewohnt. Viel Arbeit hatte ihn in Anspruch genommen. Deitels, hieß es, sei in Karlsbad, dorthin ging seine Post.

Der Zeitungsartikel schilderte die Neuhagener Festtage der Schloßherrin, im größten Stil, hierzulande noch ungewohnter Aufmachung, im Pariser und Londoner Geschmack, den Umbau des Herrenhauses, nannte die Namen der exotischen Gäste, beschrieb die wilden Unterhaltungen.

Am Abend reiste Kurt nach Österreich ab.

5.

Er betrat das Haus, in dem er zuletzt neben einem friedenvoll Absterbenden um Verzeihung flehend gesessen, ein kranker Pilger, in der Welt verirrt. Es war nicht mehr dieses Haus, er erkannte es nicht wieder. Der Augenblicksfestsaal einer großen Kokotte und eines Millionenwucherers war's. Da fand er sie in den schamlosen Kleidern einer entarteten Mode, sich im Tango wiegend, träge und wollüstig, eine bunte Perücke auf dem Kopf, den Rock bis zum Knie geschlitzt, unter noch grelleren landfremden Persönlichkeiten eines gekauften

Adels und gestohlenen Geldes. Und der Alte neben ihr, der Mann, der sie gekauft hatte, dem sie eigentlich gehörte. Sie macht gar kein Hehl daraus.

„Weißt du — wie sie dich nennen? Seine Dirne!“

Da lachte sie. Ein Dirnenlachen war's.

Der Geheimrat floh vor seinem „ungemütlichen“ Neffen. Die Gesellschaft zerstob. Eine bleierne Stille trat ein, in der Kurt Bensberg Gericht hielt. Er erzwang die Abgabe Neuhagens an die Gemeinde als Geschenk für ein Waisenasyl.

Am Grabe seines toten Oheims, des letzten Neuhageners, übergab er in seinem Namen feierlich das Gut. Das Antlitz des Volkes starrte ihm fremd, versteinert entgegen.

Sie mußten annehmen, aber sie gaben nichts dafür.

6.

Damit war ein Strich gemacht — ein Tischtuch zerschnitten. Gerettet, einem ehrenhaften Zweck der alte Besitz eines edlen Geschlechts. Gesühnt jener Knabenverrat, den er an dem Besten seines Hauses begangen. Kurt Bensberg blieb bei dieser befreienden Tat nicht stehn. Er fuhr nach Frankfurt, zu der großen abschließenden Aussprache mit dem Geheimrat Deitels. Als der ihn unvermutet bei sich eintreten sah, erschrak er doch. Es war in diesem noch jungen, einst so weichem Gesicht, das wie zu Erz geworden, etwas, das er manchmal in den Zügen seiner, zur Verzweiflung getriebenen Arbeiter, gesehen. Aber dieses Etwas beherrschte ein unerbittliches, geistiges Wollen, die seelische Vorherrschaft eines erwachten, gewaltigen Intellekts. Aus

Niedrigkeit, innerem Elend, ratlosem Irren, aus Schuld und unsagbarer Herzensnot, wurde hier eine Individualität geboren, hatte sich frei gerungen, wußte nun ihren Pfad, wagte ihn. Der alte Mann hatte einen Augenblick die Empfindung: Er schießt mich nieder. Mechanisch hob er die Hände. Beschwörend. Oder: Er züchtigt mich mit der Reitpeitsche, für all den Unrat, den ich in sein gläubig erbautes, reines Haus getragen. Seine Augenlider begannen zu zucken, er hob sich halb im Sessel. „Kurt.“ „Herr Geheimrat Deitels, ich komme abzurechnen. Nicht in Geldsachen, das besorgen Sie ja gründlich — mit der Dirne, meiner Frau, die auch Ihre Dirne war —“. „Kurt, Kurt Du bist wahnsinnig! Ich, der alte Mann, ich hab sie doch nicht angerührt.“ „Körperlich!? was kümmert mich das? Da hat sie der ganzen Welt gehört, in den schamlosen Entkleidungen des Weibes von heute, entwerteter, als jede Jahrmarktstänzerin. Seelisch ist sie Ihr Geschöpf, Ihr Gezücht! Ausgespielt gegen mich. Sie wußten sie corrupt, eine Kreatur der Fäulnis, Sie wußten mich schwach, aber rein in meinen Trieben, Sie stellten Benedikte neben mich. Es war ihre Waffe, um mich dem Geist Ihrer Rasse frohnbar zu machen. Ihre große, teufliche Waffe, eine Schurkentat ohne Gleichen, Du Bestie in Menschengestalt! Du hast Dich eingedrängt, in meine Kreise, mit Deinen Silberlingen, für die Deine Rasse einst einen Christus verkaufte. Du kauftest uns, die wir, aus arischem Blute, reiner und besser sind, trotz aller Verfehlungen unserer dekadenten Naturen. Gespielt hast Du mit meiner Existenz. Ein ungeheurer Betrug ist jahrelang mitleidlos an mir verübt worden.

Durch Sie und Benedikte ward ich ahnungslos ein an Eure Rasse Ausgelieferter, Euer Spießgeselle. Unter meinem reinen Namen gingen Eure Verworfenheiten, die Diebstähle an der Nation, die Verseuchung, die Aufpeitschung zur Gier, die keine Grenzen mehr kennt. Ich habe für Euch gezeichnet. Das ist vorüber. Von heute ab gehöre ich ganz allein dem Volk, dessen Blutsauger Ihr seid. Ich weiß Bescheid. Das arbeitende Volk soll die Wahrheit hören, über die Kreise, die es in Wahrheit beherrschen. Ich werde die Massen führen gegen Euch. Soviel Material besitz' ich, daß sein zehnter Teil genügt, dieses, in Schande und Schmach erworbene Vermögen beschlagnahmen zu lassen, auf Volksverlangen. Euch zu enteignen, zu verjagen, mit Peitschen, von den maßgebenden Stellen. Eingeweiht bin ich von meinem fünfzehnten Jahr an, ich weiß, wie's gemacht wird. Ich werd' es erzählen. Öffentlich! Ich scheue mich nicht. Ist mir auch die Dirne katholisch angetraut, die Du als zersetzendes Gift in mein armes Leben gestellt hast, ich sehe sie nicht mehr, nie mehr. Aber wer sie ist, werde ich heraussagen, wer sie ist — wer Du bist und Deinesgleichen, bis Euch der Boden zu heiß geworden ist. Wir machen jetzt die Probe aufs Exempel. Ich bin bereit. Ich überfalle Dich nicht aus dem Hinterhalt. Mit offenem Visir werd ich kämpfen."

Deitels saß bleich da, ein greisenhaftes Zittern überlief ihn. Der da vor ihm stand, hatte etwas Furchtbares an sich, vor dem sein Zynismus zerbrach. Schien plötzlich befreit von Erdenschwere, zu wachsen zum Giganten und Herold eines Kampfes, der in der Zeit braute,

zu dem er im Heerbann aufrief: Ein Kampf, gegen den die schwersten Pogrome ein Nichts gewesen. Es fiel ihm ein: Unklug war ich. Ich hätte ihn anders nehmen, meiner Rasse gewinnen müssen. Edle Pferde knebelt man nicht. Ich glaubte in ihm an seiner Mutter Art. Aber die ist nicht da, die hat er abgestreift, in seinen Kämpfen und Leiden, der Arier hat gesiegt, der adelige Mann. Ich war ein Tor, hab' ihn mir nehmen lassen. Das Weib ist schuld, die Kreatur. Er schrie es plötzlich heraus: „Ja, Du hast recht, Benedikte ist schlecht, ich gebe sie preis, Kurt, ich werde meine Hand von ihr abziehn. Nichts mehr soll stehen zwischen uns Beiden. Ich bin ja doch — Dein zweiter Vater — wirklich Dein Vater. Du kannst mich nicht preisgeben." Bettelnd um seine Existenz, nichts als ein armer schäbiger Pinkeljude in diesem Augenblicke war der Geheimrat von Deitels, Exzellenz, der hohe Herr. Er streckte die kalten Hände aus nach dem Anderen. Der stand unerbittlich. „Es ist aus" sagte er, „der Kampf beginnt."

Er wandte sich, ging langsam durch das große Zimmer, in dessen Pracht soviel Not, Jammer und Schändlichkeit ihre Worte gestöhnt, gezischt hatten. Sah sich noch einmal um, mit stockendem Fuße; hier lag seine Kindheit begraben, seines jungen Manneslebens bester unwiederbringlicher Teil. Von der Wand sah ihn ein Weib an, ein modernes Gemälde, geil und frech, unersättlich mit greifenden Händen, mit fressenden Augen. Die entfesselte Gier, die schreckliche Götzin, der mehr und mehr Völker verfielen, in Judas weltbesiegendem Geist. Die Gier. Er blickte empor zu ihr, ein ihr Entronnener, durch sie Betrogener, um alles

Menschenglück. Einen Augenblick lang packte ihn mit ganzer Gewalt sein eigenes Schicksal. Es bebte an ihm vorbei, was er Alles gewollt, ersehnt und nie besessen. Die reinen, edlen Hochgefühle des Lebens, die Mannestat als Soldat, Gelehrter, Beamter, als nützlicher Mensch. Die schuldlose Liebe, im Aufblick zu dem Weibe wurzelnd, ewig frische Blüten treibend — ein Mädchengesicht — ihm verloren — das Glück. Ehre und Ansehn, das Vertrauen der Besten im Reiche. Wie es auch kam, er trieb auf hoher See, heimat- und familienlos. Für all diese verlorenen Welten hatte er beflecktes Geld erhalten, von dem Blut tropfte und Tränen niederfielen. Die Wucht seines Ertragens überwältigte ihn. Er wandte sich um, die Faust erhebend, in wilder, menschlicher Anklage gegen den Verderber. Da knackte ein Revolver, die Kugel pfiff. — Der Alte schoß gut, er hatte sich eingeschossen, seit mancherlei Bedrohungen. Kurt Bensberg fiel lautlos. Er war gleich tot. —

* *
*

Von tiefstem Schmerze gebeugt, geben wir hiermit geziemend Nachricht von dem plötzlichen Hinscheiden unseres heißgeliebten, unvergeßlichen Gatten und Pflegesohns Kurt Bensberg. Er hat in schwerer geistiger Umnachtung, die ihn lang bedrohte, selber Hand an sich gelegt.

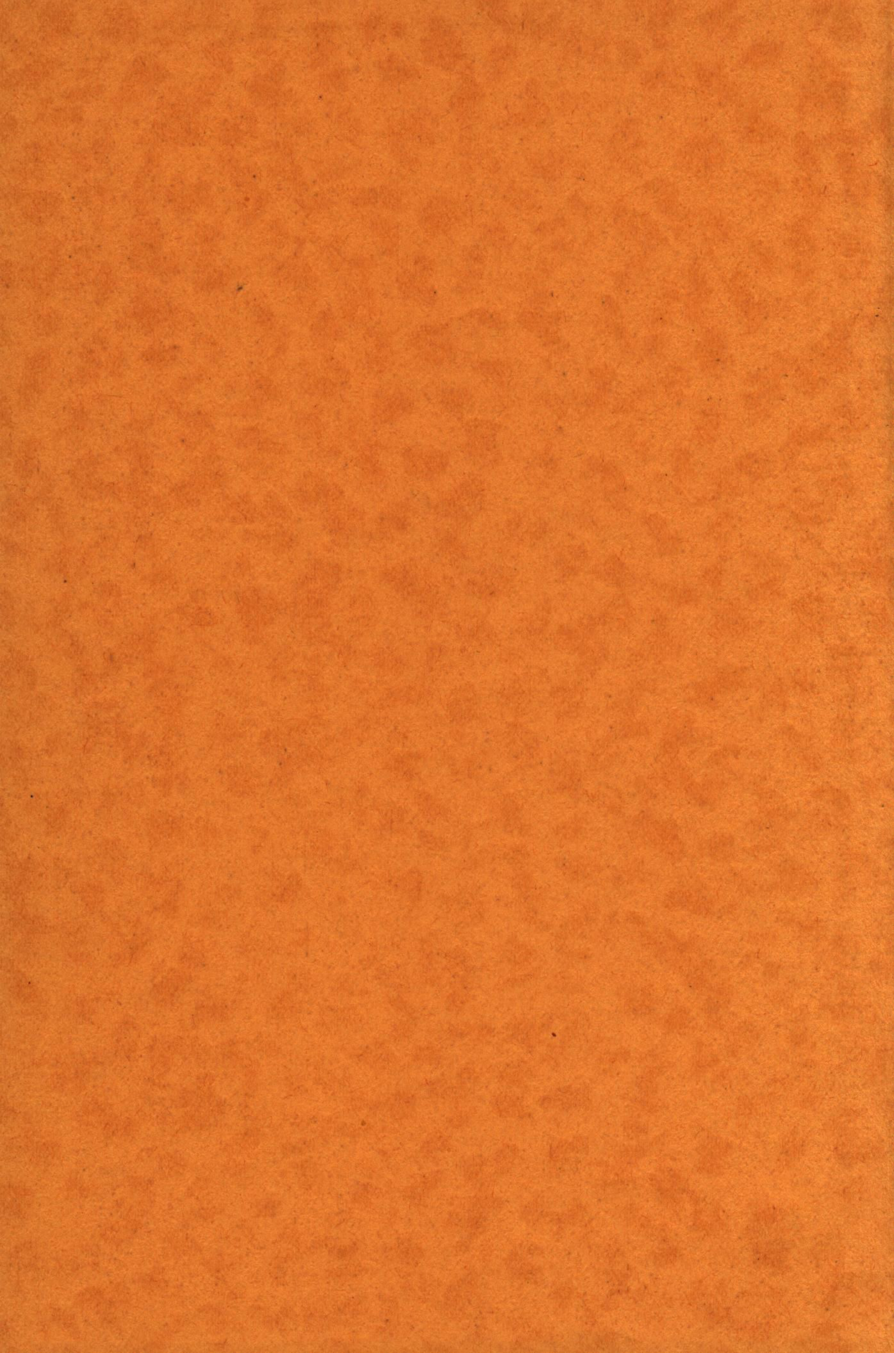
Betet für seine arme Seele.

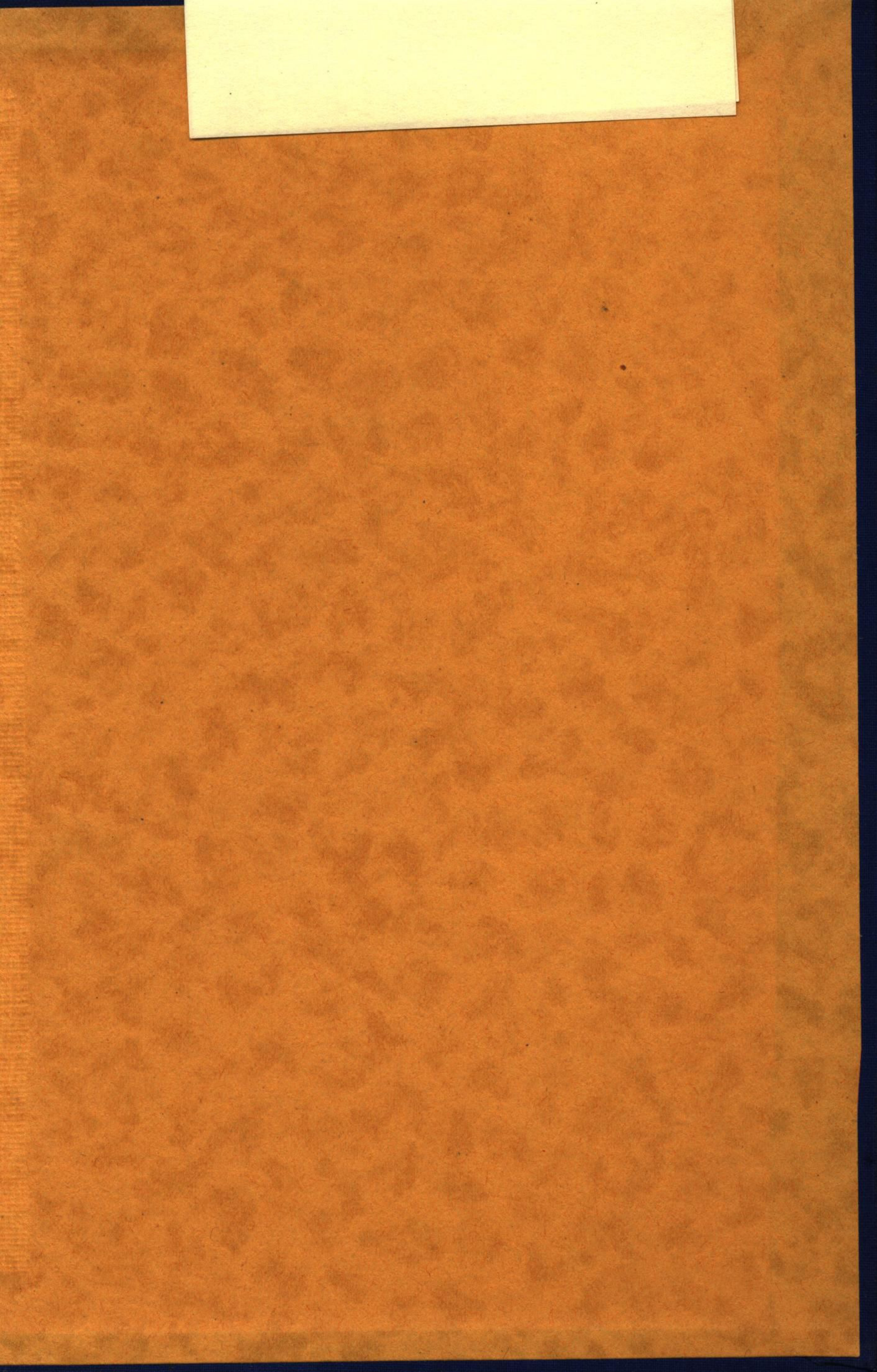
Benedikte Freifrau von Bensberg.
Geheimrat von Deitels.

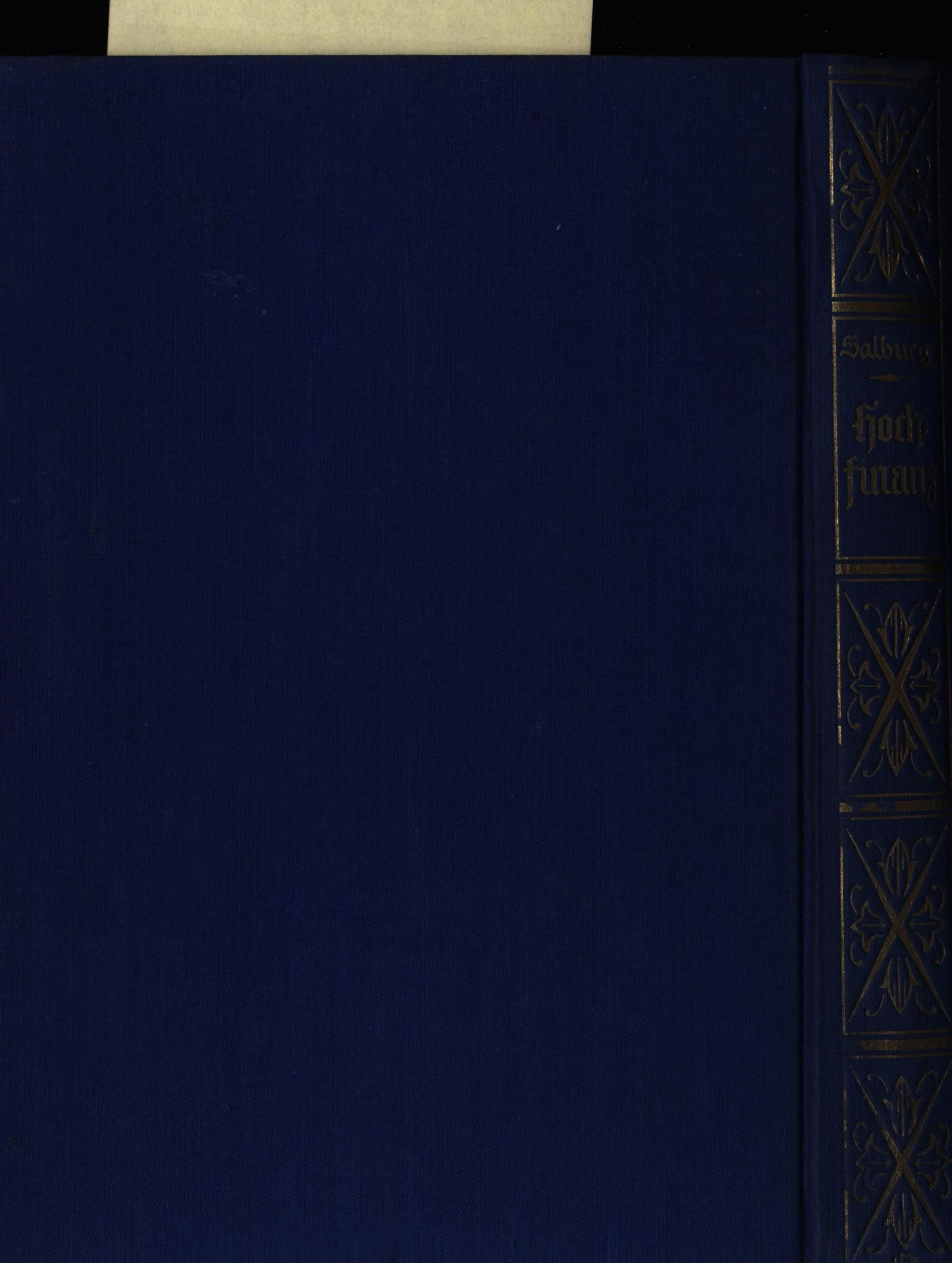
Er war verstummt — sie hatten doch gesiegt.

Gedruckt in der
Union-Buchdruckerei G. m. b. H.
Leipzig.








Salburg
Hoch-
finanz